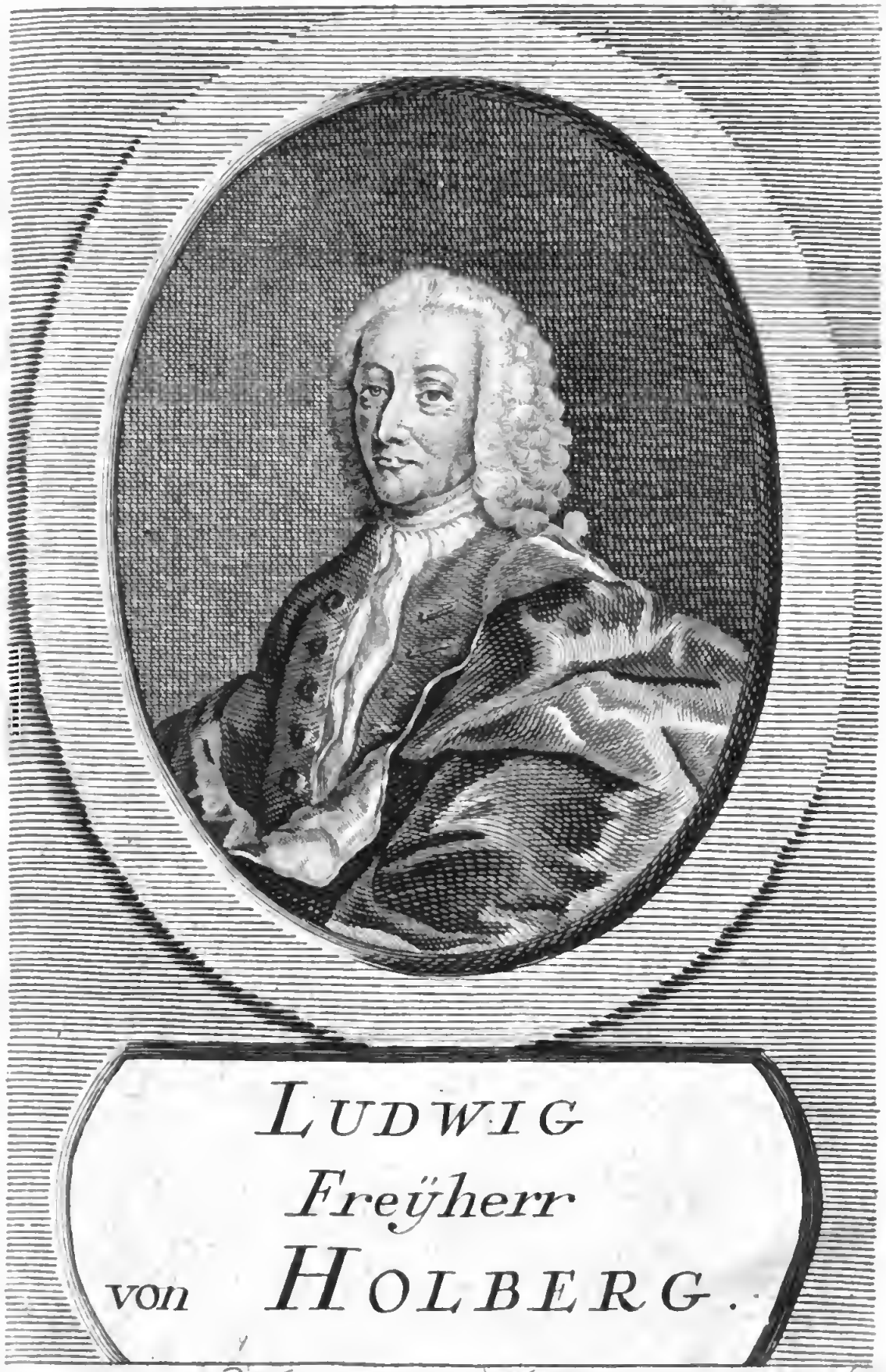
Magn. 3.1.



LUDWIG
Freÿherr
von HOLBERG.

J. Haas. del. et sculps. Hafniæ. 1754.

Herrn Ludwig Freyherrn von Holberg eigene Lebens-Beschreibung in einigen Briefen an einen vornehmen Herrn.

Aus dem Lateinischen übersetzt
und
mit einem Vorberichte
wie auch
mit einigen Anmerkungen
begleitet.

Zweyte und verbesserte Auflage.

Copenhagen und Leipzig,
in der Rothischen Buchhandlung.
1754. 96.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Dem
Erlauchten und Hochgebohrnen
Herrn,
HERRN
Ernst Christoph,
des Heil. Röm. Reichs Grafen
von Manteufel,

Sr. Königl. Maj. in Polen und Churfürstl. Durchlaucht zu Sachsen Hochbetrauten Cabinetsminister und würklichen geheimen Rathe, des polnischen weissen Adlerordens Rittern, Staroſten von Nowodwar, Erb-Schloß- und Burggeſeſſenen zu Kerſtin, Kruckenbeck, Gandelin, Kruhne, Lauer, Gönsdorf, ꝛc. ꝛc.

Meinem gnädigen Grafen und Herrn.

Erlauchter,
Hochgebohrner Reichsgraf, Gnädiger Graf und Herr!

Eure Hochreichsgräfliche Excellenz haben Sich durch Dero ungemeine Sorgfalt für den Flor und die Ausbreitung der schönen Wissen-

schaften bereits längstens bey allen Verehrern und Freunden derselben ein so grosses Vertrauen erworben, daß dieselben ihre Bemühungen niemand würdiger, als einem so erlauchten Richter zu übergeben, und ihre Schriften nicht schöner, als durch Dero hohen Namen zu schmücken wissen.

Eben dieses hat mich auch so kühn gemacht, **Eurer Hochreichsgräflichen Excellenz** diese Blätter ehrerbietigst zuzueignen. Sie enthalten das mit vielen Merkwürdigkeiten angefüllte Leben eines Gelehrten, welcher nicht nur seinem Vaterlande zu einer wahren Zierde gereicht, sondern dessen Ruhm auch bereits bey andern Völkern ausgebreitet worden. Sie enthalten zugleich eine Nachricht von seinen Schriften, die das ungemeine und

höchstschätzbare Glück gehabt, Eurer Hochreichsgräflichen Excellenz zu gefallen, und von welchen Dieselben, nach Dero hohen Einsicht, zu mehrernmalen ein gnädiges und dem Verfasser überaus vortheilhaftes Urtheil zu fällen geruhet haben.

Dieses alles läßt mich aufs gewisseste hoffen, Eure Hochreichsgräfliche Excellenz werden diese Blätter, und zugleich dies Merkmaal meiner ehrfurchtsvollen Hochachtung gegen Deroselben hohe Verdienste, die ich bisher in der Stille bewundert, gnädig aufnehmen. Ich vereinige meine Wünsche mit so vielen andern, welche das Leben Eurer Hochreichsgräflichen Excellenz und den Flor

der schönen Wissenschaften ganz unzertrennlich halten. Ich verharre in tiefster Ehrfurcht

Erlauchter,
Hochgebohrner
Reichsgraf,
Gnädiger Graf und
Herr,
Eurer Hochreichsgräflichen Excellenz

Copenhagen,
den 7ten Septembr.
1745.

unterthäniger und gehorsamster
der Verleger.

Vor-

Vorrede
des Uebersetzers.

Da ich das Vergnügen habe, diese Lebensbeschreibung des Herrn Barons von Holberg, welche hier zum zweytenmale in deutscher Sprache erscheint *, mit einem kurzen Vorberichte zu begleiten, so würde ich mich in eine unnöthige Weitläuftigkeit einlassen, wenn ich entweder diese Unternehmung durch viele

* Diese Lebensbeschreibung des Herrn Baron von Hollbergs ist zuerst in der lateinischen Sprache aufgesetzt, und besteht aus dreyen Briefen, von denen die ersten beyden 1737. in 8. unter dem Titel: Opuscula quaedam latina, zu Leipzig, wiewol mit sehr vielen Druckfehlern, verstellt ans Licht getreten. Der dritte Brief folgte 1743. nach. Herr Rathlef hat dem andern Theile seiner Geschichte der Gelehrten, S. 312. wie auch im dritten Theile hieraus einen Auszug mitgetheilet. Man hat auch zwo dänische Uebersetzungen, von denen die erste 1741. und die andre 1745. in 8. herausgekommen. Die letzte übertrifft zwar die erste sehr weit, ist aber doch nicht vollständig, da in den letzten Briefe ganze Bogen und Seiten weggelassen worden. Man kann von dieser letzten dänischen Uebersetzung die altonaischen gel. Zeit. auf das Jahr 1745. St. XXVI. S. 217. nachsehen.

Gründe rechtfertigen, oder auch das Werk selbst mit vielen Lobsprüchen den Lesern anpreisen wollte. Wie könnte es doch den Deutschen unangenehm seyn, das Leben dieses gründlich gelehrten Mannes in ihrer Sprache übersetzt zu sehen, von welchem sie bereits so viele schöne Schriften in ihrer Sprache lesen. Und wie sollten sie nicht diese Lebensbeschreibung hoch schätzen, worinn Aufrichtigkeit, Gelehrsamkeit und Munterkeit um den Vorzug streiten, und die sich dadurch auch noch besonders unterscheidet, daß sie von dem Herrn Baron von Holberg selbst entworfen worden.

Unsre Zeiten sind zwar, wie überhaupt mit Schriften, also auch insonderheit mit Lebensbeschreibungen reichlich gesegnet, und es vergeht kein Jahr, da man uns nicht neue in die Hände liefert. Jedoch, so wenig man jene durchgehends für gut und nützlich erklären kann, eben so wenig kann man es von diesen behaupten. Einige nehmen das Wort, Gelehrte, in dem weitesten Verstande, und unterscheiden nicht, ob die Personen, welche man zu beschreiben willens ist, verdienen, bekannt gemacht zu werden; oder ob man sie nicht in ihrer Dunkelheit lassen müsse. Sie beschreiben vielmehr alle Gelehrten durch die Bank, und es ist ihnen gleichviel, welche sie

aus der unzähligen Menge derſelben zuerſt erwi-
ſchen. Sie paaren, wie bey Gaſtmahlen und Leichenbegängniſſen, alte und junge, groſſe und kleine, berühmte und dunkle Männer, ohne das geringſte Bedenken, miteinander. Wie oft erſchrickt nicht ein groſſer Gelehrter, wenn er einen kleinen Waffenträger neben ſich hertraben ſieht, und ſinnt nach, ob er es etwa worinn verſehen, daß man ihn ſo ſehr demüthiget, und zur Strafe in dieſe ihm ſo unanſtändige Geſellſchaft bringet.

Andre ſchweifen in ihren Aufſätzen gar zu weit aus, und verfallen entweder auf allerhand Nebendinge, die gar mit ihrem Vornehmen keine Verwandtſchaft haben, oder ſie halten auch Sachen für merkwürdig, die niemand wiſſen will. Sie tragen kein Bedenken, uns die Taufzeugen eines Mannes, ſeine Verwandten, ſeine Hochzeitsgäſte und andere Kleinigkeiten ſehr unanſtändlich zu erzählen, woran der Welt gar nichts gelegen iſt. Sie begehen hiedurch eben die Thorheit, worinn einige gerathen, die uns Kirchen- und Schulhiſtorien liefern. Dieſe ehrlichen Männer halten ihre Arbeit für unvollſtändig, wo ſie nicht ein genaues Verzeichniß aller Organiſten und Küſter mit einſchalten, die doch niemand zu kennen verlangt.

Einigen fehlt es an der Aufrichtigkeit, und man ertappt sie öfters auf frischer That. Sie sind partheyisch und unfleißig. Allenthalben trift man Spuren einer schändlichen Schmeicheley, oder einer verhaßten Tadelsucht an. Sie machen sich kein Gewissen, allerhand Umstände zu erdichten, um ihren Held zu vergrössern, und solche Begebenheiten zu verhelen, die den Ruhm desselben nachtheilig sind. Und wenn ihnen die Natur die Gabe versagt, sich deutlich und angenehm auszudrücken, und dadurch den Leser zum Beyfall zu reitzen, so hat oft der berühmteste Mann das Unglück, wenn er in solche Hände geräth, nebst seinem ungeschickten Geschichtschreiber der Vergessenheit übergeben zu werden.

So elend und unnütz aber auch diese ihre Arbeit und Mühe verschwenden, so billig und gegründet ist der Ruhm solcher verdienten Männer, denen die Wahrheit die Feder in die Hände giebt, welche uns lauter erhabene und nachahmungswürdige Muster vorstellen, und uns durch die größten Beyspiele zur Tugend und Nachfolge reitzen. Von solchen Nachrichten kann man mit Recht sagen, daß sie ermunternde Wegweiser für die Nachkommen sind, und solche aufs kräftigste anspornen, so edlen Vorgängern nachzufolgen, und sich, wie sie durch ungemeine Ver-

dien-

dienſte um das Vaterland und die Wiſſenſchaft, unſterblich zu machen. Am ſicherſten aber würde dieſer Endzweck erreicht werden, wenn ein jeder berühmter Mann ſelbſt die Feder ergreiffen, und ſein merkwürdiges Leben durch eine vollſtändige Beſchreibung der Nachwelt übergeben wollte. Solche Nachrichten, die man ſelbſt von ſeinem Leben ertheilt, übertreffen die Bemühung, welche andre anwenden, in ſehr vielen Stücken. Sie ſind glaubwürdiger, freyer, reicher an beſondern Umſtänden und Begebenheiten, und eben dadurch auch nutzbarer und angenehmer.

Zu ſolchen wohlabgefaßten Lebensbeſchreibungen kann man auch, ohne die geringſte Schmeicheley, dieſe Schrift rechnen, worinn der Herr Baron von Holberg ſelbſt ſein Leben entworfen. Er hat alles mit der vollkommenſten Aufrichtigkeit abgefaßt, und dieſe Schrift überhaupt nicht nur nützlich, ſondern auch angenehm zu machen geſucht. Vielleicht dürften einige nicht überall des Herrn Verfaſſers Urtheilen beypflichten, die er in dieſem Werke von verſchiedenen Dingen gefället hat. Er dringt aber dieſelben niemanden auf, und läßt einen jeden die Freyheit, welche er ſelbſt ſo hochſchätzet, die Meynung, welche man, nach einer genauen Ueberlegung, für die

beſte

beſte erkannt, zu erwählen und anzunehmen. Und dadurch leidet auch die Hochachtung nicht, welche man geſchickten Männern ſchuldig iſt, wenn man in gewiſſen Stücken von ihnen abgeht.

Ich muß noch von den Anmerkungen, die ich hinzu geſetzt, und von der Ueberſetzung ſelbſt etwas erwehnen. Jene betreffen größtentheils die Schriften des Herrn Baron von Holbergs, und bringen die Urtheile bey, die davon gefällt worden. Sie hätten vermehrt werden können, wenn mich nicht die Kürze der Zeit abgehalten. Dieſe iſt mit dem größten Fleiſſe von mir ausgearbeitet worden. Democh ſehe ich am beſten ein, daß man ſie keinesweges vollkommen nennen könne. Vielleicht aber werden die Fehler durch das Verdienſt des Mannes bedeckt, deſſen Leben man hier lieſet. Vielleicht verringert ſie das Vergnügen, welches man bey Durchleſung dieſer Schrift empfindet. Vielleicht entſchuldiget ſie die Erinnerung, daß man ſelbſt noch allerhand Fehlern unterworfen ſey. Ich werde wenigſtens meine Bemühung reichlich belohnt achten, wenn ich dadurch auch nur etwas zum Nutzen und Vergnügen des Leſers beygetragen habe.

Der

Der erſte Brief.

Mein Herr,

Niemals übernehme ich etwas mit gröſſerem Vergnügen, als was Sie mir auftragen. Itzt aber fordern Sie faſt zu viel, da Sie mir befehlen, Ihnen eine Nachricht von meinem Leben zu ertheilen; da ich doch niemals im Stande geweſen, etwas auszurichten, welches aufgezeichnet zu werden verdiente. Sie verlangen Kleinigkeiten zu erfahren, auf deren Durchle-

ſung auch die Müßigſten kaum einige flüchtige Augenblicke wenden dürften. Sie fordern von mir, daß ich eine Geſchichte entwerfen ſoll, welche, aller angewandten Mühe ungeachtet, dennoch ihrem Schickſale nicht wird entfliehen können, daß ſie nicht zuletzt den Kräniern in die Hände gerathen ſollte. Es fällt mir gewiß eben ſo ſchwer, etwas zu thun, welches werth wäre, aufgeſchrieben zu werden, als etwas abzufaſſen, welches ſich den Beyfall der Leſer verſprechen könnte. Daher habe ich es allemal von mir abgelehnet, ſo oft man mich angetrieben, dieſe Kleinigkeiten aufzuzeichnen. Ihr Befehl, mein Herr, iſt allein vermögend geweſen, meinen Vorſatz zu ändern. Ich weis, wie geneigt Sie von mir und meinen Schrifften zu urtheilen gewohnt ſind, und man würde mich mit Recht ſehr undankbar nennen, wenn ich mich Dero Verlangen noch ferner widerſetzen wollte. Hier iſt demnach die von Ihnen längſt gewünſchte Nachricht von meinem Leben. Wie bald aber wird Ihnen nicht die geringe Wichtigkeit der Dinge, die ich berichte, in die Augen fallen? Wie bald werden Sie nicht die ſchlechte Schreibart, worinn ich alles vorgetragen, bemerken? Wie bald werden Sie nicht einſehen, daß es rathſamer geweſen wäre, wenn Sie mich vom Schreiben abgehalten, als dazu aufgemuntert hätten? Werden die meiſten müde und abgeſchreckt, wenn ſie eine an ſich überaus nützliche Materie in einem rauhen und

widri-

widrigen Vortrage lesen sollen: Was werden denn solche strenge Richter von dieser Schrifft urtheilen, worinn sie weder eine reiche Materie, noch eine reitzende Schreibart antreffen? Ich richte deßwegen diesen Brief allein an Sie, mein Herr, und nicht an andere. Wollen Sie sich aber durch die bereits angeführten Ursachen nicht bewegen lassen, diese Nachrichten geheim zu halten, so füge ich noch dies hinzu, daß Sie dabey weit mehr, als ich, zu besorgen haben. Sie sind es, von denen ich den Befehl zu schreiben erhalten. Sie haben die erste Gelegenheit dazu gegeben. Mir aber ist nichts als die Ehre des Gehorsams übrig geblieben. Wie leicht könnte Sie ihr gegebener Befehl reuen, da ich meinen Gehorsam niemals bereuen werde. Ich habe vor einiger Zeit die Geschichte des Peter Paarses beschrieben, worinn die Thorheit solcher Schrifftsteller lebhafft abgemahlet wird, die nichtswürdige Dinge mit dem größten Fleisse aufzeichnen und solche Nachrichten auf alle mögliche Art bekannt zu machen suchen, die man aufs äusserste verbergen sollte. Wie leicht könnte mich nicht jemand mit meinen eigenen Waffen bestreiten und mir eben dasselbe vorwerffen, was ich an andern getadelt habe. Wie leicht könnte man sagen, ich hätte die Geschichte des Don Juans, eines spanischen Edelmanns, abgefaßt, von dem man erzehlt, daß er nach Rom gereiset sey, und nachdem er daselbst einige Tage in einem geniе-

teten Zimmer ausgeruhet, die Rückreise nach seinem Vaterlande mit dem größten Ruhm gleich wieder angetreten habe. Sollten Sie sich also noch entschliessen, mein Herr, diese unnütze Schrifft bekannt zu machen, so wird alle Schuld allein auf Sie fallen, weil Sie diese Nachrichten verlangt haben. Mich aber wird man leicht dadurch entschuldigen, daß ich dem Befehl eines so geneigten Gönners nicht gerne ungehorsam seyn wollen.

Jedoch es ist Zeit, daß ich mich zur Sache selbst wende, damit die Vorrede nicht grösser werde, als meine Geschichte, worinn ohnedem nur sehr wenige merkwürdige Umstände enthalten sind. Ich werde Ihnen aber nicht, mein Herr, wie andre zu thun pflegen, mit einer langen Reihe von meinen Ahnen beschwerlich fallen. Ich würde dieses auch, wenn ich gleich wollte, nicht thun können, weil meine Vaterstadt Bergen * in Norwegen, der Arche Noah ähnlich ist, worinn sich alle Arten der Creaturen aufhalten. Es kommen daselbst, wie in einem gemeinschafftlichen Vaterlande, nicht nur aus den angränzenden und nahegelegenen, sondern auch aus entfernten Ländern allerley Menschen zusammen, welche sich in dieser Stadt wohnhafft niederlassen, und, da sie sich mit den Einwohnern durch Heyrathen ver-

* Woselbst Herr Hollberg 1685. gebohren worden. Siehe Albert Thura in der Idea hist. litter. Danorum. S. 185.

verbunden, hienächſt ein Volk mit ihnen ausmachen. Doch habe ich dieſen Vorzug vor meinen meiſten Mitbürgern, daß mein Aeltervater von der mütterlichen Seite in Bergen gebohren worden. Er hieß Ludwig Munthe, und war Biſchiff in Bergen. Er konnte ſich einer adelichen Herkunft rühmen, und der Himmel hatte ihn mit ſo vielen Kindern geſegnet, daß er mit dem größten Rechte einen Platz unter den Patriarchen in Norwegen behaupten konnte. Von meinen Vorältern von der väterlichen Seite habe ich, welches ich aufrichtig geſtehe, gar keine Nachricht. Mein ſeliger Vater iſt von der unterſten Stuffe zu der Würde eines Obriſten gelangt, und hatte ſich alſo nicht durch die Geburt, ſondern durch ſeine Verdienſte dieſer Ehre würdig gemacht. Mir iſt es Ehre genung, daß er ein aufrichtiger, tapferer und frommer Mann geweſen, und von allen wegen ſeiner klugen und redlichen Aufführung geliebt worden. Inſonderheit hat er ſich der Gnade ſeiner hohen Excellenz, des Herrn Ulrich Friederich Güldenlöwe, rühmen können, unter deſſen Anführung er ehedem in Norwegen mit Ruhm Dienſte gethan.

Man kann von den meiſten Einwohnern der Kauf- und Handelsſtädte ſagen:

Maiorum primus quisquis fuit ille tuorum &c.

Denn die Bauren allein machen die älteſten Geſchlechter aus, und man ſagt von vielen unter ihnen, daß ſie ſehr berühmten Stämmen ihren

Ursprung schuldig sind. Man kann sie billig glücklich schätzen, daß sie ihre Abkunft nicht wissen. Denn wenn sie sich bemüheten, ihre Geschlechtsregister in Ordnung zu bringen, und wüßten, von wem sie herstammeten, so würde es ihnen wie jenen armen Edelmann ergehen, der sich mit seinen Ahnen brüstete, und nachdem er sein ganzes Vermögen verzehret und beynahe Hungers sterben mußte, ausrief: Ach! wollte GOtt, daß ich arm wäre, so wollte ich mein Brod wie ein andrer geringer Mensch verdienen!

Ich büßte meinen Vater ein, wie ich noch an meiner Mutter Brüsten lag. Er hinterließ uns ein ansehnliches Vermögen. Wir verlohren aber fast alles durch eine unglückliche Feuersbrunst, welche mitten in der Nacht in dem Hause unsers Nachbars aufgieng, und uns zugleich in die armseligsten Umstände versetzte. Es waren nur noch einige Bauerhöfe übrig, welche mein Vater kurz vor seinem Tode gekauft hatte, deren Einkünfte aber zu Unterhaltung einer so zahlreichen Familie kaum hinreichten. Blos die Sparsamkeit und eine vernünftige Wirthschaft ersetzten diesen Mangel, und unsre Mutter hinterließ nach zehn Jahren, da noch sechs Kinder lebten, diese kleinen Landgüter frey und ohne Schulden.

Wie meine Mutter auch gestorben war, und ich das zehnte Jahr meines Alters zurückgelegt hatte, so erwählte ich die Kriegsdienste, und ward unter das Upländische geworbene Regiment

ment aufgenommen. Es war damals in Norwegen eingeführt, daß man den Kindern der höhern Kriegsbedienten die ordentliche Verpflegung der Soldaten reichte, und dieselben also schon in der Wiege dem Kriegsstande widmete. Man nennt diejenigen insgemein Corporale, welche einen kleinen Vorzug vor den gemeinen Soldaten haben, und einer geringen Mannschaft, die aus zehn Soldaten bestehet, vorgesetzet sind. Unter dieselben ward ich mit der Bedingung aufgenommen, daß ich mich in Kriegssachen sollte unterrichten lassen. Dieses aber eröfne ich Ihnen im Vertrauen. Denn es dürfte einigen ganz unerhört, ja als eine ovidianische Verwandlung vorkommen, daß aus einem Corporal ein öffentlicher Lehrer der Weltweisheit geworden. Man könnte mir, wenn sich diese Sache weiter ausbreiten sollte, allerhand Strittigkeiten wegen meines eigentlichen Standes erregen, und vielleicht müßte ich sodann mein öffentliches Lehramt niederlegen, und wieder ein Corporal werden. Ich ward von meinem Vormund nach Upland geschickt, um daselbst in der Kriegswissenschafft unterrichtet zu werden. Wie ich aber von meiner Jugend an die Wissenschafften sehr liebte, und dieser Trieb auch denen nicht unbekannt war, unter deren Aufsicht ich stand, so nahm sich Otto Munthe, mit dem ich von der mütterlichen Seite verwandt war, und dessen Aufsicht man mich insonderheit übergeben hatte, meiner auf eine ausnehmende und

liebreiche Art an. Er munterte mich auf, den schönen Wissenschaften ferner treu zu seyn; und damit dieser natürliche Trieb immer mehr möchte angeflammet werden, so übergab er mich der Unterweisung eben desselben Hofmeisters, den er seinen Kindern vorgesetzt hatte. Dieser aber verdiente mit weit grösserm Rechte den Namen eines Zuchtmeisters. Denn sein gröstes Vergnügen bestand darinn, wenn er seine Untergebenen auf das härteste züchtigen konnte. Uebrigens war er zu diesem Amte, welches man ihm aufgetragen hatte, ganz und gar nicht geschickt. Ich habe nachher erfahren, daß er eine andre Lebensart erwählet, worüber ich mich besonders in Absicht auf die lateinische Sprache freue, deren Untergang er mit äussersten Kräfften zu befördern suchte. Mir fällt noch eine von den Zierlichkeiten bey, womit er die lateinische Sprache verschönern wollte, und welche darinn bestand, daß man die Partickel Non allemal zuletzt am Ende eines Satzes anbringen, und anstatt, non possum tibi satisfacere, setzen müßte, possum tibi satisfacere non, woraus sein Aberwitz deutlich genug hervorleuchtet. Wäre ich nicht in seine Hände gefallen, so könnte ich mich rühmen, daß ich in der ganzen Zeit, da ich die niedern Schulen besucht, niemals gezüchtiget worden. Denn meinen andern Lehrern bin ich so wol bey öffentlichen als besondern Unterweisungen jederzeit angenehm gewesen. Ich weis noch, wie entrüstet ich ward, da der

Con-

Conrector in Bergen mich einmal auf die Finger klopfte, daß ich auch kein Bedenken trug, aufzustehen, und ihn einen Bock zu nennen, durch welchen Spottnamen man ihn von seinen übrigen Collegen, wegen des Barts, den er trug, zu unterscheiden pflegte. Dieser ehrliche Mann ertrug diesen Schimpf mit einer spanischen Großmuth; damit er sich aber doch einigermassen rächen möchte, so nannte er mich blos ein Böcklein. Hiebey hatte es sein Bewenden, da er doch sonst im Strafen nicht zu säumen pflegte. Ich aber durfte meine Kühnheit nicht härter büssen, und der Friede ward nach dieser kleinen Rache wieder unter uns hergestellet. In der Zeit, da ich Corporal gewesen, ist mir nichts merkwürdiges begegnet, wo man dieses nicht dahin rechnen will, daß ich nicht einen Heller von meiner Besoldung erhalten. Ich weis auch nicht, wer dieselbe an meiner Stelle eingehoben. Mein Wirth hatte sich meine Besoldung ausbedungen, um dadurch die Unkosten zu bestreiten, die er auf meine Unterweisung wenden mußte. Wie er aber sahe, daß solche nicht erfolgte und andern zu Theil ward, so schickte er mich wieder nach Hause. Wie ich auf dem Rückwege bey meinem Verwandten, den Obristen von Krog, eingekehrt war, so wiederfuhr mir eine Begebenheit, die eben so lächerlich als merkwürdig war. Der Obriste hatte drey Söhne, von denen der jüngste bey dem Hofmeister schlief, welcher Erasmus

hieß, und im Sauffen von niemanden in der ganzen Gegend übertroffen ward. Derselbe kam einmal zur Nachtzeit sehr berauscht nach Hause, und warf sich mit seinen Kleidern ins Bette. Sein Schlafgesell aber sprang geschwinde aus dem Bette, und da er sich, ohne daß wir es gemerkt hatten, in unsre Schlafkammer geschlichen hatte, so legte er sich zu unsern Füssen, um daselbst völlig auszuruhen. Wir schliefen insgesamt ohngefehr eine Stunde, da er im Traum an meine Füsse stieß. Ich ward dadurch aufgeweckt, und machte auch diejenigen munter, die bey mir schliefen, denen ich zugleich sagte, daß ein Gespenst in unserer Kammer sey. Wir wurden alle von Furcht dergestalt eingenommen, daß wir nicht anders glaubten, als daß wir eine ganze Legion Teufel um uns hätten. Unser vermeynte Teufel war auch durch das Zischeln und Gemurmel aufgeweckt worden, und fürchtete sich eben so sehr, als wir. Er glaubte, daß er der Gefahr am meisten unterworfen sey, weil er allein läge, und daß er der erste seyn dürfte, den das Gespenst wegschleppen würde.

Er lag eine lange Zeit unbeweglich und fast halb todt, und erwartete die Ankunft des Feindes. Endlich nahm ihn die Furcht so sehr ein, daß er seine Stelle zu verlassen suchte, um sich neben uns zu legen. Je mehr er sich aber rührte, desto grösser ward unsere Angst,

daß

daß wir nicht anders glaubten, als alle Gespenster der Höllen vor unsern Augen zu sehen. Unser böser Geist konnte also mit Recht von sich sagen:

Flammas moueoque, feroque.

Furcht und Angst hatten uns so sehr eingenommen, daß uns der kalte Schweiß ausbrach, und wir waren sonst auf nichts bedacht, als uns auf Gnade oder Ungnade zu ergeben. Es kam kein Schlaf in unsre Augen, wir besorgten alles, wir bildeten uns alles ein, und stellten uns, wie die Furchtsamen zu thun gewohnt sind, die erschrecklichsten Dinge vor. Ich bin versichert, wenn man die Gebetsformeln aufgezeichnet hätte, die uns damals die Angst auspreßte, daß man eine ziemlich starke Sammlung davon würde haben machen können. Meine Schlafgesellen, die in ihrer Theologie nicht weit gekommen waren, und ausser dem Vater Unser nicht viel wußten, wiederholten beständig die Gebetsformeln, welche sie bey Tische herzusagen pflegten. Sie waren so viel eifriger im beten, weil sie bisher die Gottesfurcht ziemlich versäumt hatten, und glaubten, daß sie nun deßwegen sollten gestraft werden. Keiner von uns unterstand sich zu seufzen, vielweniger zu schreyen, sowol aus Furcht vor dem Gespenste, als auch aus Furcht vor dem Herrn Erasmus, da wir leicht vorher sahen, daß der letztere ein Taggespenst vorstellen, und uns noch viel härter ängstigen würde. Wir

brach-

brachten die Nacht so elend hin, bis die Morgenröthe anbrach, da endlich unser Gespenst ungedultig ward, und mit diesem hefftigen Geschrey vom Bette aufsprang: Herr Hofmeister, helfen sie uns doch, es sind Gespenster bey uns in der Kammer. Wir andern hatten dieses kaum gehört, als wir mit ihm einstimmten, und dieses eben mit einem so hefftigen Geschrey wiederholten. Hierdurch ward unser Hofmeister aufgeweckt, und ob er gleich den gestrigen Rausch noch nicht völlig ausgeschlafen hatte, so wußte er doch nicht, was er von dieser Sache denken sollte, da er uns so fürchterlich schreyen hörte. Er machte ein Creutz vor sich, und erwartete mit der größten Angst und mit der äussersten Sehnsucht den Anbruch des Tages. Wie endlich derselbe anbrach, so entdeckte sich das ganze Rätzel zu unserer gemeinschaftlichen Beschämung. Nachher habe ich eine lange Zeit die Möglichkeit der Gespenster geleugnet, und alles, was man insgemein davon erzehlt, für Fabeln und blosse Vorstellungen gehalten. Und ich glaube auch, daß viele durch dergleichen Begebenheiten von dem Aberglauben zum Unglauben verleitet worden. Man weicht allemal von der Mittelstrasse, die man doch sorgfältig beobachten sollte. Man thut entweder der Sache zu viel oder zu wenig, man glaubt entweder nichts, oder gar zu viel. Wenn wir einmal betrogen worden, so glauben wir alles, und sehen den Schatten für das Wesen an. Wenn

die

die Furcht einmal unſer Gemüth eingenommen, ſo erhalten alle Dinge, auch diejenigen, die nicht vorhanden ſind, gleich die Geſtalt, welche ihnen unſre Vorſtellung beylegt. Wenn aber der Betrug entdeckt, und die Dunkelheit, welche bisher unſern Blick aufgehalten, weggeräumet worden, ſo fallen wir leicht auf die andere Seite, und leugnen ohne Bedenken auch was wir ſelbſt ſehen, ja es finden ſodann auch die glaubwürdigſten und mit unwiderſprechlichen Beweisgründen beſtättigten Geſchichte nicht den geringſten Eingang bey uns. Daher rührt es ohne Zweifel, daß die Römiſchcatholiſchen am allerleichteſten Atheiſten werden können, weil keine Secte ſo leichtglaubig iſt, als dieſe. Denn ſobald ſie den Aberglauben erkennen, wodurch man ſie bisher gefeſſelt, und die Betriegereyen einſehen, wodurch ſie bisher durch die römiſche Geiſtlichkeit hintergangen worden, ſo fallen ſie meiſtentheils auf die andere Seite, und ihr Aberglaube verwandelt ſich in den Unglauben. Wie glücklich ſind demnach diejenigen, welche den Mittelweg treffen können. Es trifft hier ein, was Cicero von dem Wahrſagen urtheilet, wenn man alles ſchlechthin verwirfft, ſo kann man leicht in den Unglauben fallen, und ſich einer Gottloſigkeit ſchuldig machen. Wenn man aber auch alles ohne Unterſuchung annimmt, ſo iſt man auf eine thörichte Art abergläubiſch. Becker mag noch mehrere Betriegereyen offenbaren, er mag ſeine Gründe verdoppeln, um ſeine Meynung

nung zu bestärcken, er wird uns dennoch nicht überreden können, alles für falsch und erdichtet zu halten, wo wir nicht alle Glaubwürdigkeit der Geschichte verwerffen wollen. Jedoch ich muß in der Hauptsache fortfahren.

Wie ich wieder zu Hause angekommen war, so nahm mich meiner Mutter Bruder und rechtmäßiger Vormund, Peter Lemm, zu sich. Bey demselben blieb ich bis auf die letzte unglückliche Feuersbrunst, welche Bergen im Jahr 1702. erfahren mußte; damals verließ ich die Schule, und begab mich nach Kopenhagen. Dieser Peter Lemm, von dem ich eben gesagt habe, war ein sehr aufgeweckter Kopf, und überaus angenehm im Umgange. Sie werden solches aus der Begebenheit schliessen können, die ich erzehlen will. Ich hatte, wie ich noch bey ihm war, in einigen stachlichten Versen einen von den Anverwandten seiner Frauen durchgezogen, um mich an denselben, wegen eines mir wiederfahrnen Unrechts, zu rächen. Hierdurch ward die Frau meines Vormunds gegen mich aufgebracht, und bat ihren Mann, daß er mich deßwegen strafen möchte. Er mußte sich auch der Sache annehmen, und ließ mich zu sich rufen. Im Anfange stellte er sich, als ob er sehr empfindlich wegen meiner Aufführung wäre. Wie er aber die Verse selbst untersuchen sollte, so bestand der ganze Verweis darinnen, daß ich nicht Mühe genug bey meinem Gedichte angewandt, daß der Reim an verschiedenen Stellen

nicht

nicht richtig ſey, und daß ich die Regeln nicht ſorgfältig genug in Acht genommen. Hier entſtand alſo ein grammaticaliſcher Krieg, welcher aber, nachdem wir eine Stunde miteinander geſtritten hatten, glücklich wieder beygelegt ward. Der Friedensſchluß enthielt einen einzigen Artickel, und beſtand darinn, daß ich mehrern Fleiß anwenden ſollte, wenn ich zu einer andern Zeit mir wieder vornehme, Verſe zu machen.

Im Jahr 1702. ſandte mich mein Rector, Severin Lintrup, nach der kopenhagenſchen hohen Schule, ob ich gleich das Alter noch nicht erreicht hatte, welches die Schulgeſetze erforderten. Man ſahe aber damals nicht ſo genau darauf, weil die Kirchen und Schulen in der Aſche lagen, und mein Rector urtheilte, daß ich eben ſo würdig und geſchickt ſey, als die andern, welche damals auch die öffentliche Schule in Bergen verlieſſen. Mein geringes Vermögen verſtattete mir nicht, mich lange in Kopenhagen aufzuhalten, und deßwegen reiſete ich wieder nach Hauſe, ſobald ich mein Examen überſtanden hatte. Nicht lange darnach ward mir von dem Probſt zu Vos die Unterweiſung ſeiner Kinder aufgetragen, ob ich gleich ſelbſt noch ſehr jung war. Ich mußte mich zugleich verpflichten, ſeine Stelle im predigen zu vertreten, ſo oft er entweder durch Krankheit oder durch andere Verhinderungen ſollte abgehalten werden, ſein Amt ſelbſt zu verrichten. Ich war alſo ein ganzes Jahr beſchäfftiget, die Kin-

der

der zu züchtigen, und die Bauren zu bekehren. Doch das predigen gelung mir besser, als mein Schulmeisteramt, denn wie ich dem jüngsten Sohne, den die Mutter zärtlich liebte, mit einiger Schärfe bessere Sitten, und die Lust, etwas zu lernen, beybringen wollte, so erhielt ich meinen Abschied, und mußte wieder nach Bergen reisen. Ich nahm nichts mit, als eine Menge von Lobsprüchen, womit mich die Bauren wegen meiner Beredsamkeit auf der Kanzel belegten. Sie verglichen mich mit dem sel. Magister Peter, welcher ehedem an diesem Orte Prediger gewesen war, und den sie als einen andern Chrysostomus ansahen. Ich war mit meinem Abschiede sehr wohl zufrieden, da einem cholerischen Temperament nichts mehr zuwider ist, als Kinder zu unterrichten, wodurch das Gemüth, wenn es bereits durch allerhand widrige Zufälle niedergeschlagen ist, noch immer verdrießlicher wird. Ueberdem war ich mit einer Krankheit behaftet, welche man insgemein den Alp zu nennen pflegt, wodurch man des Nachts im Schlafe geplagt wird, daß es scheint, als wenn man eine schwere Last auf sich liegen hätte. In alten Zeiten bildete man sich ein, daß es Waldgötter und Gespenster wären, nachdem aber die Leute in neuern Zeiten klüger worden, so glauben sie, daß es der Geist einer Matrone oder Jungfer sey, welcher den Schlafenden beschwerlich falle. Ich gedachte, daß ich niemals von dieser Krankheit würde

de

de befreyet werden, wo ich nicht den Ort verlieſſe, wo dieſe böſen Geiſter regiereten. Ich brauchte die in dergleichen Fällen gewöhnlichen Mittel, die ich nur erdenken konnte, ich ſetzte alle Abend meine Pantoffeln umgekehrt vors Bette, ich legte Stahl unter mein Kopfküſſen, ich ſang die Lieder, die man zu den Zeiten Peter Paarſens zu ſingen pflegte, um ſolche unangenehme Reuter dadurch zu vertreiben. Aber es war alles vergebens; deßfalls gerieth ich faſt auf die Gedanken, daß es ein Hausgeiſt ſeyn müſſe, welcher ein Vergnügen daran fünde, die Hofmeiſter an dieſem Ort zu reiten. Ich ärgerte mich nicht wenig darüber, daß ich mich in einer ſolchen Sclaverey befinden ſollte, da ich doch von ehrlichen Eltern gebohren worden, und nicht verdient hatte, ein Reitpferd des weiblichen Geſchlechts abzugeben, da ich allemal ein züchtiges und keuſches Leben geführet hatte. Ich verließ aus dieſer Urſache dieſen Ort mit Freuden, weil ich hoffte, daß dieſe Plage aufhören würde, ſobald ich an einen andern Ort käme; denn ich glaubte gewiß, daß die Schuld nicht mir, ſondern dem Orte beyzumeſſen ſey.

Ich begab mich hierauf abermals nach Kopenhagen, um mich zu dem hohen Examine vorzubereiten. Ich ſuchte mir die Gottesgelahrtheit nebſt der franzöſiſchen und italiäniſchen Sprache noch mehr bekannt zu machen, und ich brachte es auch ſo weit, daß ich kein Be-

denken trug, nachdem ich einen Winter daselbst zugebracht, mich der öffentlichen Prüfung der Gottesgelehrten zu unterwerfen. Man billigte meinen Fleiß vollkommen, und ich erhielt den besten Character, welchen man Laudabilem nennet. Mit diesem, aber auch mit einem leeren Beutel reisete ich wieder nach meinem Vaterlande; und der letzte Umstand zwang mich, das Joch wieder zu übernehmen, dem ich mich vor kurzer Zeit erstlich entzogen hatte. Es verlangte eben damals Magister Nicolaus Schmidt, Lector der Theologie und Vicebischof in Bergen einen Hofmeister bey seinen Kindern, und ich war so glücklich, daß ich diese Stelle erhielte. Ich hatte dieses Amt aber kaum einige Monate verwaltet, da es mir schon so hart und beschwerlich schien, als wenn ich in die ärgste Sclaverey gerathen wäre. Der Vicebischof hatte sich in seinen jüngern Jahren sehr lange in fremden Ländern aufgehalten, und die meisten Reiche Europens gesehen. Ich nahm mir deßwegen vor, wenn ich von meiner Arbeit Ruhe hatte, sein Tagebuch durchzulesen, welches er auf seinen Reisen gehalten, und worinn er alle Merkwürdigkeiten, die er gesehen, aufgezeichnet hatte. Hierdurch ward eine grosse Lust, ausserhalb Landes zu reisen, in mir erwecket. Und obgleich meine kümmerlichen Umstände, da ich von allen Mitteln entblößt war, leicht diese edle Begierde hätten dämpfen sollen, so ward ich doch durch die vielen

len Beſchwerlichkeiten, die ich allenthalben bemerkte, nur noch mehr aufgebracht, und hielt um meine Erlaſſung an. Ich ließ mich auch von dem einmal gefaßten Vorſatze weder durch den Zorn meiner Anverwandten, noch durch die Vorſtellung des Vicebiſchofs abwendig machen, welcher mich ſehr ungerne von ſich ließ, da er merkte, daß ſeine Kinder bereits durch meine Unterweiſung ſehr viel gefaßt hatten.

Wie ich demnach abermals mein eigener Herr geworden, ſo ſcharrte ich alles zuſammen, woraus ich nur irgends Geld zuſammen bringen konnte. Ich verkauffte meine beweglichen und unbeweglichen Güter, meine Anſprüche, Freyheiten, Rechte, und alles, was nur konnte veräuſert werden, und ſuchte als ein Alchymiſt aus allen Dingen Gold zu machen. Wie ich aber alles zuſammen rechnete, ſo konnte ich doch nicht mehr als ſechzig Thaler herausbringen. Ich blieb aber doch bey meinem Vorhaben, und gieng nach Holland. Ich verließ mich nich ſo ſehr auf mein Geld, als auf das, was ich gelernet hatte. Denn weil ich die franzöſiſche und italiäniſche Sprache einigermaſſen gefaßt hatte, ſo hoffte ich, wenn meine Schatzkammer würde ausgeleeret ſeyn, durch dieſe Sprachen ſo viel zu erwerben, daß ich davon leben könnte. Und überberhaupt ändere ich nicht leicht, was ich mir einmal feſt vorgenommen habe.

Da wir unsere Reise soweit abgelegt hatten, daß wir die Insul Vlie sehen konnten, so begegnete uns ein Seeräuber, welcher uns aber nicht angriff, sondern vielmehr zu einer lächerlichen Begebenheit Anlaß gab. Unser Koch auf dem Schiffe besorgte, daß sein weniges Geld dem Seeräuber zu Theil werden möchte, und warff deßwegen seinen ganzen Schatz, den er in ein altes unreines Tuch eingewickelt hatte, in einen Topf mit Erbsen, welchen er eben an das Feuer gesetzt hatte, da denn die Unreinigkeit des Tuchs zugleich ausgekocht ward, und sich mit dem Erbsen vermischte. Sobald der Seeräuber uns vorbeygesegelt war, so erhielte der Koch Befehl, die Mahlzeit anzurichten, welcher denn seinen Schatz nebst dem von seiner Unreinigkeit gesäuberten Tuch geschwinde herausnahm, und uns dieses herrliche Gerichte vorsetzte. Kaum aber hatten wir solches zu uns genommen, so offenbarte er selbst seine Erfindung, und meynte sehr vorsichtig gehandelt zu haben. Einige wurden zornig, einige lachten, einige schämten sich, und einige konnten dieses Gericht nicht bey sich behalten. Endlich ward Rath gehalten, wie man diesen Streich bestrafen sollte; jedoch der Schluß fiel dahin aus, daß man ihn frey sprach, und wegen seines Einfalls lobte.

Der Weg, welchen wir noch zu reisen hatten, ward unter beständigem Lachen über diese Begebenheit zurück gelegt. Vierzehen Tage lebte ich gleichfalls sehr vergnügt zu Amsterdam.

Nachdem ich aber meine Augen an den dort befindlichen Seltenheiten gesättiget, machte ich Rechnung wegen des Geldes, das ich noch hatte, und befand, daß meine Schatzkammer bald würde ausgeleeret seyn. Ich wußte nicht, wodurch ich dieselbe wiederum anfüllen sollte, und ward daher nicht nur bestürzt, sondern ich fieng auch an, mein Unternehmen zu bereuen. Ich hatte die Gemüthsneigung der Holländer kennen lernen, und sahe nunmehro sehr wohl ein, daß ich auf die Art, wie ich mir eingebildet hatte, nicht so viel verdienen konnte, davon ich, insonderheit in Amsterdam, leben konnte, wo man einen Schiffer weit höher achtet, als einen Grotius oder Salmasius. Sie dürfen nicht denken, mein Herr, daß man mir in den Häusern, wohin mich bisweilen meine Landsleute führten, den vornehmsten Platz werde eingeräumt haben, welchen ich, als ein Candidat des Predigtamts, der bey dem Examine den besten Character erhalten, mir doch mit recht hätte zueignen können: Nein, ich mußte vielmehr öfters stehen, wenn die Bootsleute und mit Pech allenthalben beschmierte Schiffer saßen, und die Vermahnungen und Erinnerungen der Kaufleute in Amsterdam anhören, womit sie mich beständig quälten, und glaubten ihrer Pflicht, wozu sie gegen mich als einen jungen Menschen sich verbunden zu seyn achteten, ein Genüge zu leisten. Ich aber hörte sie und ihre Vermahnungen mit dem äußersten Verdrusse an. Denn ob ich

gleich selbst noch sehr jung war, so bildete ich mir doch fest ein, daß ich bereits so viel gefaßt, daß ich diesen thörichten Sittenlehrern selbst hätte Regeln vorschreiben können. Kurz, ich befand mich wie Herkules an einem Scheidewege, und wußte nicht, wohin ich mich wenden sollte. An der einen Seite stellte ich mir die Schande lebhafft vor, die ich gewiß zu erwarten hatte, wenn ich sobald wieder zu Hause anlangte. An der andern Seite aber sahe ich die Unmöglichkeit ein, mich länger in Holland aufzuhalten; denn ich merkte, daß ich von dem Gelde, welches ich noch hatte, nicht noch sechs Monate würde leben können, wenn ich meine Haushaltung auch noch so sparsam einrichtete. Zugleich war ich wegen meiner schwächlichen Gesundheit besorgt. Ich war mit einem stetswährenden Fieber befallen, wodurch ich nicht nur sehr abnahm, sondern auch sehr abgemattet ward. Alles dieses gieng mir so sehr zu Herzen, daß ich im Ernst auf die Rückreise nach meinem Vaterlande bedacht war. Ich stand auch bereichts im Begriff, meine Reise anzutreten, da mir mein Arzt, Ivan Brederock, dem ich mich anvertrauet hatte, den Rath gab, nach Aken zu reisen, weil die warmen Bäder bey langwierigen Krankheiten sehr zuträglich gehalten werden. Er brauchte nicht viele Mühe, mich zu überreden, weil ich selbst eine grosse Lust dazu bezeugte, und ich folgte demnach nicht so sehr dem Rathe meines Arztes, als meiner eigenen natürlichen

chen Neigung, fremde Länder zu ſehen. Ich trat alſo die Reiſe nach Deutſchland in der gewiſſen Hoffnung an, daß meine Verwegenheit gut ablauffen würde; aber die Reiſe koſtete mir wider mein Vermuthen ſo viel, daß ich nicht abſehen konnte, wie ich wieder zurück kommen wollte. Inſonderheit, da ich zu Ruremond einige Gulden für einen Paß ausgeben mußte. Ich beſaß alſo, da ich in Aken anlangte, nicht einen Heller mehr, als ſechs Reichsthaler und einen unnützen Reiſepaß, den ich nicht ohne Verdruß leſen konnte. Mir ſchien derſelbe einer Satyre ähnlicher, als einen Paſſe zu ſeyn, da er alſo eingerichtet war: Laiſſez paſſer & repaſſer le Garçon, Louis d' Holberg d' Amſterdam.

Ich bin öfters verachtet worden, weil ich ſehr jung ausſahe, und meine Reiſegefährten nahmen einmal heimlich unter ſich die Abrede, daß man mich zur Rede ſetzen müßte, warum ich bey ſo frühen Jahren mein Vaterland verlaſſen, da man doch nicht eher auſſerhalb Landes zu reiſen pflegte, bis man zu etwas reifferen Jahren gekommen. Sobald wir demnach in dem Gaſthofe angekommen waren, ſo trug man dieſe Unterſuchung einen Prediger auf, welcher eben daſelbſt befindlich war. Dieſer ſetzte ſich ſogleich nieder, und befahl mit einer ernſthaften Stimme, daß ich näher zu ihm treten ſollte. Hierauf redete er mich mit dieſen Worten an: Hoer gy well, mancke! quando deſeruiſti ſtudia tua. Hierüber ärgerte ich mich heftig, und ließ

denſelben nicht weiter reden, ſondern ich griff ihm mit einem ſo ſtarken Heere von lateiniſchen Wörtern und Redensarten an, daß der arme Prieſter nicht länger aushalten konnte. Er legte den Augenblick ſein Richteramt nieder, und ſprang vom Richterſtuhl auf, wobey er dieſe Worte ausrief: Die Heer iſt en theologant, ick gratuleere myn Heer.

Wie ich nach zwey Jahren mich in England aufhielt, und zum Zeitvertreibe in dem Wirthshauſe eine Pfeiffe Toback rauchte, ſo ſchien dieſes einem Bürger in London, der neben mir ſaß, und mich für einen ſehr jungen Menſchen hielt, ſo ſeltſam, daß er ſich nicht enthalten konnte zu lachen und auszurufen: The boy will ſmoock Tobaco. Ein gleiches wiederfuhr mir in Frankreich, da ich ſchon Profeſſor Extraordinarius war. Denn wie mein Wirth mit einem pariſiſchen Bürger ſprach, und ſich bey ihm wegen meines Alters erkundigte, ſo antwortete derſelbe: C' eſt un Garçon de dix-huit ans.

Ich lebte drey Wochen zu Aken ſo ſparſam, daß mich niemand der geringſten Verſchwendung beſchuldigen konnte. Aber damals trieb mich die Noth, eine That zu begehen, die ich weder vorher noch nachher jemals wieder begangen habe. Ich gedachte nemlich, weil ich nicht im Stande war, zu bezahlen, mich heimlich aus dem Staube zu machen. Ich packte deßwegen mein Geräthe zuſammen, und gieng des Morgens ſehr frühe zu einem hintern Thor hinaus.

hinaus. Weil ich aber annoch in dieſem Stücke gar zu unerfahren oder mein Wirth zu wachſam war, ſo ward ich von meinem mißtrauiſchen Wirthe auf der Flucht ergriffen, und mußte ihm alles bis auf den letzten Heller bezahlen. Dieſe Begebenheit ſchwebte mir hernach eine lange Zeit ſowol des Tages als des Nachts vor Augen. Sehr öfters kam es mir im Traum vor, als wenn der Wirth mich abermals einholte, und mit Gewalt wieder ins Haus zurück zog.

Hierdurch ward meine Caſſe in ſo elende Umſtände gebracht, daß ich die Rückreiſe nach Holland zu Fuſſe antreten mußte. Ich vollendete aber dennoch dieſe Reiſe mit einem aufgeräumtern Gemüthe, als ich ſonſt gewohnt war. Meine Geſundheit hatte gleichfalls zugenommen. Ob ich aber ſolche der beſtändigen Bewegung, oder dem warmen Bade zuzuſchreiben habe, ſolches kann ich nicht ſagen. Ich erfuhr damals, daß der Leib ſich wohl befindet, wenn das Gemüth aufgeräumt iſt. Meine Schatzkammer war ausgeleeret, und es war keine Hoffnung übrig, ſolche wieder anzufüllen. Dennoch war mein Gemüthe bey dieſer Noth beſtändig ruhig und zufrieden. Ich durchſuchte alle Gaſſen und Winkel der Stadt Amſterdam, und wandte alle meine Beredſamkeit an, etwas Geld von den Wechslern zu erpreſſen. Ich war bereit, ihnen ſo viel Zinſen zu verſprechen, als ſie nur verlangten. Endlich traf ich einen an, welcher mir ſo viel vorſtreckte,

daß ich damit wieder nach Hause kommen konnte. Hierdurch ward ich aller meiner Bekümmerniß auf einmal entlediget, und faßte den Entschluß, mich nach Norwegen zurück zu begeben. Nur in diesem Stücke war ich zweifelhafft, ob ich wieder nach Bergen gehen oder an einem andern Orte in Norwegen anländen sollte. In Bergen hatte ich zwar Anverwandte, von denen ich einige Beyhülfe erwarten konnte, aber ich sahe auch vorher, daß sie über meine thörichte Reise spotten würden. Denn in dem Vaterlande trifft es insonderheit ein, was der Poet sagt:

Nil habet paupertas durius in se,
Quam quod ridiculos homines facit.

An andern Orten hatte ich dieses nicht zu befürchten. Wie ich alles reiflich überlegt hatte, so entschloß ich mich endlich, nach Christiansand zu reisen. Hieselbst richtete ich bald nach meiner Ankunft eine vertrauliche Freundschafft mit einem Studenten von Drontheim auf, welcher Christian Brixen hieß. Durch dessen Hülfe ward ich bey den vornehmsten Bürgern und Einwohnern bekannt; welche mir ihre Kinder in grosser Anzahl anvertraueten, solche in fremden Sprachen, insonderheit aber in der französischen Sprache zu unterweisen. Zu eben derselben Zeit lase ich eine kleine Schrifft, worinn der Verfasser durch sechzig Gründe erweisen wollen, daß man das weibliche Geschlecht nicht unter die Menschen rechnen könne. Diese

Ein-

Einfälle gefielen mir ganz ungemein, weil solche neue und seltene Dinge mir überaus angenehm waren. Und weil ich diese Schrifft erstlich vor kurzer Zeit gelesen, und also noch alles im Gedächtniß hatte, ja fast auswendig hersagen konnte, so fieng ich an, bey einer jeden Gelegenheit diese Materie auf die Bahn zu bringen, und meine Ketzerey in der ganzen Stadt auszustreuen. Im Anfange geschahe es nur zum Scherz und Zeitvertreib: Wie sich aber einige mit Ernst dagegen setzten, und diese schmäliche Ketzerey auf alle Art zu dämpfen suchten, so vertheidigte ich auch meine Meynung mit einem desto grösserem Eifer. Meine vornehmsten und stärksten Gegner waren die Söhne des vorigen Bischofs in Christiansand. Ihre Schwester war ein sehr wohlgebildetes Frauenzimmer, und weil sie glaubten, daß derselben das gröste Unrecht wiederführe, wenn man sie nicht unter die Menschen rechnen wollte, so nahmen sie sich dieser Sache mit einem unglaublichen Eifer an. Wie ich aber nachher erfuhr, daß man allenthalben in der Stadt übel von mir redete, welches auch so weit gieng, daß eine Magd auf der Gasse mit Fingern auf mich wies, und sagte: Sehet, dorten gehet der Kerl, welcher uns die Thüre des Paradieses zuschliessen will, so ließ ich nicht nur meine ehemalige Ketzerey fahren, sondern, damit ich auch zeigen möchte, wie sehr mir mein voriger Irrthum zu Herzen gienge, so bemühete ich mich bey aller Gelegenheit,

den Ruhm des Frauenzimmers auszubreiten. Hierdurch trennete ich nicht nur diejenigen glücklich, welche sich gegen mich verschworen hatten, sondern ich fand auch Gelegenheit, weil ich die Musik verstand, mich bey dem vornehmsten Frauenzimmer an diesem Orte in ein gutes Ansehen zu setzen, welche ich wegen ihrer Höflichkeit, Sittsamkeit und wegen ihres artigen Wesens allen Jungfern in ganz Norwegen vorzog.

Wie ich mich einige Wochen in Christiansand aufgehalten hatte, so nahm mich ein Prediger, mit dem ich verwand war, in sein Haus, woselbst ich auch den ganzen Winter blieb. Damit ich mich aber einigermassen dankbar erzeigen möchte, so lehrte ich meinen Wirth die Grundsätze der englischen Sprache. Meine geringe Erkenntniß, die ich in drey oder vier fremden Sprachen hatte, erwarb mir einen grossen Namen in Christiansand. Wie ich einmal durch die Stadt spatzieren gieng, so hörte ich, daß zweene Knaben, welche nicht weit von mir waren, zu einander sagten, dieses ist der gelehrte Mann, welcher so viele Sprachen verstehet, und französisch, italiänisch, polnisch, moscowitisch und türkisch reden kann. Ich war also hier eben so berühmt, wie Mithridates, König in Pontus, von dem die Geschichte melden, daß er zwey und zwanzig Sprachen fertig reden können.

Die Anzahl derjenigen nahm täglich zu, welche ſich von mir in fremden Sprachen unterweiſen lieſſen. Ich hatte zugleich die Ehre, Perſonen vom erſten Rang darinn zu unterrichten. Unter dieſen befand ſich auch der Commendant der Stadt, Herr von Moſtitz, welcher nachher in rußiſche Dienſte gegangen, und einer der gröſten Generale zu unſern Zeiten geworden iſt. Hierdurch rettete ich mich nicht nur aus allen meinen Schulden, ſondern ich hatte auch im Anfang des Frühjahrs noch zwölff Reichsthaler übrig. Mein Verdienſt ward aber nicht wenig durch die Ankunfft eines holländiſchen Kaufmanns verringert, welcher in ſeinem Vaterlande ſo groſſe Schulden gemacht hatte, daß er ſeine Güter verlaſſen, und nach Norwegen flüchten mußte. Dieſer kam auch nach Chriſtianſand, und erbot ſich, für einen ſehr geringen Preis die franzöſiſche Sprache zu lehren, da ich doch glaubte, dieſe Freyheit allein zu haben. Wie ich hörte, daß ſeine Wiſſenſchafft in dieſem Stücke nicht die ſtärkſte ſey, ſo hatte ich Luſt, mit meinem Gegner anzubinden. Es war die Zeit und der Ort feſtgeſetzt. Wir erſchienen beyde, und ſtritten in Gegenwart unſerer beyderſeitigen Schüler; aber wir ſchieden mit gleichem Glücke voneinander. Ich brachte ihm norwegiſchfranzöſiſche Stöſſe bey, welche er mit franzöſiſchholländiſchen ausparirte, und ich glaube nicht, daß die franzöſiſche Sprache jemals ſo ſehr als in dieſem Streite mißgehandelt

delt worden. Denn wir redeten beyde bereits ohnedem sehr schlecht und unverständlich, und nun verstellte die Hitze in diesem Zweykampf unsere Sprache noch weit mehr. Wie wir aber in diesem Streite unsere Unwissenheit an beyden Theilen wahrnahmen, so hielten wir es am rathsamsten zu seyn, unsern Zorn, der uns beyden gleich schädlich war, fallen zu lassen, und eine genaue Freundschafft aufzurichten. Es ward also die Herrschafft unter uns beyden, wie unter dem Cäsar und Pompejus, getheilt, und anstatt der vorigen Monarchie ward nunmehro ein Duumvirat aufgerichtet. Ich nahm an meinem Theil die Friedenspunkte sehr genau in acht, insonderheit, da ich den Entschluß gefaßt hatte, bey herannahenden Frühling eine Reise nach England vorzunehmen. Zu meinem Reisegefährten erwählte ich den Studenten, Christian Brix, von dem ich bereits vorher gesagt habe. Er war zwar eben nicht reicher als ich; es lebte aber seine Mutter in Drotheim noch, welche im Nothfall Hülffe leisten konnte.

Wir traten diese Reise auf einem Schiffe an, welches eben damals bey Arendahl segelfertig lag, und gelangten nach einer viertägigen Schiffahrt bey Gravesand an, welches ein Seehafen ist, am Ausfluß der Themse. Weil wir keine Lust hatten, länger zu segeln, so liessen wir unser Zeug auf dem Schiffe, und giengen zu Fuß nach London. Ich erinnere mich, daß ich damals

mals von einem Engländer gefragt worden, der entfernt in dem Lande wohnte, und nun nach Gravesand gekommen war, was es doch für eine Beschaffenheit mit Norwegen hätte, welches er für eine Stadt in Schweden hielte. Ich glaubte, daß er dieses nur so hersagte, ohne sich recht zu besinnen; allein, es sind mir hiernächst öfters solche lächerliche Fragen in England vorgelegt worden. Ja ich habe auch bey den meisten klügsten Völkern, als den Franzosen, Italiänern und Engländern eine solche Unwissenheit, in Absicht auf die nordischen Sachen, wahrgenommen. In Paris war ein Priester, welcher durchaus nicht zugeben wollte, daß die nordischen Völker getaufft würden. Ein Sachwalter bey dem höchsten Gericht in Paris verlangte von mir zu wissen, ob nicht der nächste und bequemste Weg nach Dännemark durch die Türkey gehe. Ein andrer wollte wissen, ob diejenigen, welche nach Norwegen segeln wollten, nicht zu Marseille, einem Hafen am mittelländischen Meere, zu Schiffe gehen müßten. In Rom traf ich einen jungen Menschen aus Piemont an, welcher nicht glauben wollte, daß ich aus Norwegen gebürtig sey. Der Grund dieses Unglaubens war, weil er in einer Reisebeschreibung, die er zu Hause hätte, gelesen, daß die Normänner ganz ungestalt wären, und nicht nur Schweinsaugen, sondern auch Mäuler hätten, die ihnen bis an beyde Ohren reichten. Man sieht daraus, daß

diese

dieſe Völker ſich nur um ſolche Dinge bekümmern, die bey ihnen vorgehen, und fremde Dinge nicht achten. Wir hingegen verachten alles, was einheimiſch iſt, und das fremde ſcheint uns allein ſchön und nachahmungswürdig zu ſeyn. Sie legen ſich nur auf ihre Mutterſprache, und geben ſich um andre Sprachen keine Mühe. Bey uns zeigt ſich gerade das Gegentheil. Wir bemühen uns, fremde Sprachen zu lernen, und verachten unſre eigne Mutterſprache. Wenn ein Engländer den Entſchluß gefaßt hat, auſſerhalb Landes zu reiſen, ſo reiſet er zuförderſt ſein eigen Vaterland durch, und macht ſich daſſelbe bekannt, ehe er fremde Länder ſiehet. Wir aber bekümmern uns nicht um unſer Vaterland, ſondern reiſen in unſern jungen Jahren gleich auſſerhalb Landes. Wir verlieſſen Graveſand, und giengen zu Fuß nach London. Auf dem Wege war ich meines Gefährten Dollmetſcher. Derſelbe konnte mit den Engländern nicht anders als durch Geberden reden, und ſtellte ſich dabey ärger an, als ein Gaukler. In London hielten wir uns nicht lange auf, ſondern begaben uns gleich nach Oxford, wo wir, ob wir gleich nicht viel Geld übrig hatten, uns dennoch, durch Erlegung einiger Kronen, einen freyen Zutritt zu der Bibliothec verſchafften. Denn es wird niemanden der Gebrauch dieſes vortreflichen Büchervorraths verſtattet, wo er nicht vorher eingeſchrieben worden, und einen

Eyd

Eyd abgelegt hat. Wir wurden also unter die Mitglieder der Academie zu Oxford aufgenommen. Unsre wenigste Sorge aber war dahin gerichtet, die Codices nachzusehen, oder aus den alten Handschrifften etwas auszuzeichnen; sondern unsre einzige Bemühung war, wie wir der uns drohenden Armuth vorbauen wollten. Mein Gefährte gab sich deßfalls für einen Musicum aus, und ich nahm den Namen eines Grammatici an; aber er war leider eben so wenig ein Meister in seiner Kunst, als ich in der meinigen, und deßfalls konnten wir nicht hoffen, daß wir durch unsere Künste viel bey einem Volke verdienen würden, welches sich nicht bey der Schale allein aufzuhalten pflegt. Wir lebten deßwegen auch so sparsam zu Oxford, daß wir nur um den vierten Tag Fleisch assen, an den andern Tagen aber uns mit trocknen Speisen begnügen liessen. Ich befand mich bey diesen Umständen immer gleich munter und aufgeräumt, denn meine Kräfte, welche durch den Ueberfluß geschwächt werden, nehmen durch die Mäßigkeit zu. Allein, mein Gefährte, welcher nicht gewohnt war, ein so strenges Leben zu führen, nahm so sehr ab, daß er einem, der das Fieber sehr lange gehabt, nicht unähnlich sahe. Er ärgerte sich, so oft er hungrig war, über seine Thorheit, daß er sich ausserhalb Landes begeben hatte, insonderheit bedauerte er, daß er das Geld, um sich der Bibliothec zu bedienen, so unnütz und unbedachtsam ausgege-

ben, welches doch nun weit beſſer könnte angelegt werden. Er nahm ſich unſre bedrängten Umſtände ſo ſehr zu Herzen, daß er den Umgang mit andern Menſchen ſcheuete. Ich wendete allen möglichen Fleiß an, ihn zufrieden zu ſtellen, und ſuchte ihn inſonderheit durch den Scherz des Bions aufzurichten: Es iſt thöricht, ſich aus Gram die Haare auszureiſſen, als wenn durch eine kahle Platte der Schmerz gelindert würde. Aber es war alles vergebens. Wie wir endlich nicht einen Heller mehr hatten, ſo lieſſen wir unſer Zeug zu Oxford, und giengen zu Fuß wieder nach London. Hieſelbſt erhielte mein Gefährte, nachdem ein Kaufmann aus Drontheim für ihm Bürge geworden war, bey einem Wechsler Geld, und war nunmehro einzig und allein darauf bedacht, wie er ſeinen Leib pflegen, und dasjenige wieder erſetzen möchte, was er vorher verſäumt hatte. Er nahm auch in kurzer Zeit ungemein zu, und derjenige, welcher vor einem Monate mit eingeſunkenen Augen, einem magern und eingefallenen Cörper Oxford verlaſſen hatte, kam nun mit einem dicken Bauche und ganz munter wieder zurücke. Wie wir wieder in Oxford angekommen waren, ſo wollte uns unſre vorige eingezogene Lebensart nicht länger gefallen. Wir zogen deßwegen in ein Wirthshaus, wohin viele Studenten, die ſich in Oxford aufhielten, zu kommen pflegten. Hier wurden wir in einer kurzen Zeit mit ihnen allen bekannt, und mit einigen

richteten wir eine vertraute Freundschafft auf. Ein Schottländer, welcher bisher unser aufrichtiger Freund gewesen war, fieng von der Zeit an, kaltsinnig gegen uns zu werden. Wir wußten eine lange Zeit nicht, woher diese Veränderung rühren möchte. Wie wir uns endlich darnach erkundigten, so sagte er zu uns auf eine überaus redliche Art: Wir würden wohl thun, wenn wir ein andres Haus zu unserem Aufenthalt erwählten. Es sey wohlgesitteten Studenten unanständig, in einem Wirthshause sich aufzuhalten. Zum wenigsten sey es zu Oxford nicht gebräuchlich. Es ist wohl nicht leicht eine Academie, wo die Studirenden eine solche Ehrerbietung gegen die Obrigkeit und gegen die Gesetze bezeugen, und wo sie so ehrbar, anständig und christlich leben, als zu Oxford. Auch die geringsten Fehler werden daselbst aufs schärfste bemerkt, verbessert und bestraft. Deßwegen ist es der studirenden Jugend eben so nützlich, wenn solche nach Oxford geschickt wird, als es derselben schädlich ist, wenn man sie nach andern hohen Schulen sendet, wo die jungen Leute zwar in den Wissenschaften unterrichtet werden, aber auch zugleich in ein höchst unordentliches Leben verfallen. Wenn man nach zehn Uhr des Abends auf der Gasse gehet, so sollte man fast nicht denken, daß man in einer Stadt sey, sondern man sollte vielmehr glauben, man befinde sich in einer Einöde, so ruhig und stille ist alles. Denn um diese Zeit geht die Policey in alle Gassen und Winkel, und bricht auch in die

Wirthshäuser ein. Wird ein Student daselbst angetroffen, so wird er scharf gestraft. Hieran aber sind, welches in der That lächerlich ist, die Doctores und Magistri nicht gebunden. Diese haben die Freyheit, in den öffentlichen Weinhäusern zu sitzen, und wenn sie wollen, bis an den hellen Morgen zu trinken, recht, als wenn sie durch die academischen Ehrenstellen zugleich die Freyheit erlangten, öffentlich zu disputiren und zu trinken. Daher rühret es, daß alle diejenigen, welche Liebhaber vom Zechen sind, sich aus allen Kräfften bestreben, eine von den angeführten Ehrenstellen zu erhalten, weil damit solche ansehnliche Freyheiten verknüpft sind. Wenn dieses auf andern hohen Schulen auch eingeführt wäre, so dürften sich vielleicht noch weit mehrere nach den höchsten academischen Würden bestreben, und man würde endlich auf der Gasse vor der Menge graduirter Personen nicht fortkommen können. Zu einer Ursache, warum man eine so sonderbare Einrichtung gemacht, giebt man in Oxford an, weil es zu vermuthen sey, daß diejenigen, welche wegen ihrer Gelehrsamkeit zu academischen Würden erhoben worden, von selbst geneigt seyn würden, solche Laster zu fliehen, von denen andre durch Strafen müßten abgehalten werden. Deßwegen trinken auch die meisten, welche noch nach zehn Uhr zu zechen Lust haben, unter der Anführung eines Magisters. Es ist öfters geschehen, daß die Policey Studenten in unserm Hause angetroffen.

troffen. So oft ſie aber unter der Anführung eines Magiſters trunken, ſo antworteten ſie unerſchrocken: We are in company with Maſter of arts. Und dadurch ließ ſich die Policey abweſen. Uebrigens iſt es in Oxford in dieſem Stücke wie ehedem in Lacedämon beſchaffen, daß man den alten Perſonen mit groſſer Ehrerbietung begegnet. Es iſt kein Ort, wo man diejenigen, welche ein hohes Alter erreicht haben, ſo ehrwürdig hält, als hier, und man ſiehet ſie faſt als Orakel an. Deßwegen giebt man auch mehr auf dasjenige Acht, was ein alter Student, als was ein Doctor oder Profeſſor ſagt. Wenn meine Abſicht wäre, in dieſer keinen Schrifft alles ausführlich und vollſtändig zu beſchreiben, ſo könnte ich von einigen Anordnungen und Einrichtungen verſchiedene Nachrichten beybringen, die dieſer hohen Schule vor allen andern eigen ſind, und welche Sie, mein Herr, nicht ohne Vergnügen leſen würden. Weil ich mir aber nur vorgenommen habe, mein Leben aufs kürzeſte zu beſchreiben, ſo will ich mich in keine Nebenumſtände einlaſſen, ſondern blos bey meinem Hauptzwecke bleiben.

Wir hatten nach unſerer Rückkunft von London ohngefehr einen Monat mit dem größten Vergnügen in Oxford zugebracht, da mein Gefährte einen Brief von ſeiner Mutter nebſt dem Befehl erhielt, daß er ſich nach London begeben und daſelbſt unter der Aufſicht des Magiſters, Georg Urſius, Predigers an der däniſchen

Kirche, leben ſollte. Er durfte aus Furcht dem Befehl ſeiner Mutter nicht ungehorſam ſeyn, deßwegen verließ er mich, und reiſete gleich nach London. Hierdurch ward ich in neue Bekümmerniß geſetzet, und die Wunde, welche kaum geheilet war, ward wieder aufgeriſſen. Das einzige, womit ich mich tröſtete, beſtand darinn, daß ich mit einigen Studenten in Oxford bekannt geworden, welche allenthalben meine groſſe Wiſſenſchaft in den ausländiſchen Sprachen und in der Muſic ausbreiteten, und durch das groſſe Lob, welches ſie mir beylegten, ſo viel ausrichteten, daß viele ihre Informatores abſchaften, und mich wieder annahmen, den ſie für den allerbeſten Sprachmeiſter und Muſicanten in der ganzen Stadt hielten. Aber ich kann es ſelbſt nicht ſagen, ob meine Wiſſenſchaft in den Sprachen oder in der Muſic gröſſer war. Einige wenige von meinen Schülern, welche die Klügſten waren, ſahen meine Schwäche ein, aber ſie waren dabey ſo edelmüthig, daß ſie mich nicht verriethen. Am meiſten kam mir die Unbeſtändigkeit meiner Schüler zu ſtatten, welche meiſtentheils gleich nach Verlauf des erſten Monats, und wenn ſie kaum die Grundſätze gefaßt hatten, wieder aufhörten. Dadurch ward meine Schwäche verborgen, und man hielt mich immer für einen gelehrten Mann. Ich hatte aber auch noch auſſerdem einen Vortheil dabey, weil ich nach der alten und preiswürdigen Gewohnheit, für den erſten Monat

doppelt

doppelt bezahlt ward, welches sie die Introduction Entrance nennen. In der Music aber nahm ich dadurch, daß ich solche andern wieder beybrachte, so sehr zu, daß man mich für den größten Meister auf der Flöte in der ganzen Stadt hielt. Ich ward auch in ein Concert aufgenommen, welches alle Mittwochen in Oxford gehalten, und the musical clubb genannt wird. Man räumt niemanden die Ehre eines Mitgliedes in dieser Gesellschaft ein, wo er nicht vorher eine Probe abgelegt hat. Ich that dieses auch, und wie meine Probe bey allen Anwesenden Beyfall fand, so ward ich zuletzt unter die würdigsten Mitglieder dieser Gesellschaft gerechnet.

Ich blieb nach meines Gefährten Abreise noch funfzehen Wochen in Oxford, in welcher Zeit ich recht prächtig lebte, da ich sowol Mittags als Abends bey denen, die auf den Collegiis wohnten, zu Tische geladen ward, welches die Studenten in Oxford nennen take common. Eine ganze Zeit hieß ich in Oxford nicht anders, als myn Heer, und hiezu hatte mein Barbier Gelegenheit gegeben. Dieser hielte mich und meinen Gefährten für Deutsche, und damit er zeigen möchte, daß er deutsch reden könnte, ob er gleich nichts mehr, als dieses wußte, so nannte er uns allezeit myn Heer, weil er unsere rechte Namen nicht wußte. Dieses hatten andere gehört, und glaubten, daß es unser rechter Name sey, deßfalls nennte man mich eine lange Zeit nicht anders, als myn Heer. Und weil

dieſe Benennung nichts ſchimpfliches in ſich enthielt, ſo wollte ich ihnen auch dieſen Irrthum nicht benehmen. Vielleicht wäre auch mein rechter Name niemals bekannt worden, wenn ich nicht ohngefehr einen Studenten, welcher Holber hieß, angetroffen hätte. Zu dieſem ſagte ich zuerſt, daß wir einen Namen führten. Und weil unſere Gemüther auch miteinander übereinſtimmten, ſo richteten wir eine vertrauliche Freundſchafft auf. Ich ſagte öfters im Scherz zu ihm, daß wir beyde vielleicht noch aus einem Geſchlechte entſproſſen ſeyn könnten, und daß er vielleicht von einem meiner Vorfahren abſtammte, der mit dem König Canut dem Groſſen nach England hinüber gekommen wäre.

Ich muß geſtehen, daß ich den Einwohnern in Oxford aufs höchſte verbunden bin. Von den vielen Proben der Güte und Freygebigkeit, welche ſie gegen mich ſpüren laſſen, will ich allein eine einzige anführen. Ich hatte mich bereits zwey Jahre in Oxford aufgehalten, und mußte nun auch einmal wieder auf die Rückreiſe nach meinem Vaterlande bedacht ſeyn. Kurz vor meiner Abreiſe beſuchte mich einer von dem Collegio der Maria Magdalena. Nachdem er ſich nebſt mir von der andern Geſellſchafft entfernet hatte, ſo ſagte er, ich möchte mich nicht ſchämen, ſondern ihm frey entdecken, in was für einem Zuſtande ſich meine Caſſe befände. Er verſprach mir zugleich im Namen des ganzen

zen Collegii ein anſehnliches Reiſegeld, wenn ich es nur annehmen wollte. Ich ward über dieſen Antrag und über eine ſo unerwartete Freygebigkeit ſo beſtürzt, daß ich ihm nicht gleich antworten konnte; weil ich aber noch ſo viel Geld übrig hatte, als ich zu meiner Rückreiſe brauchte, ſo ſchlug ich ſeinen Antrag mit dem verpflichteſten Danke ab. Sie werden hierbey zweifelhafft ſeyn, mein Herr, ob Sie mehr die Edelmüthigkeit dieſes Freundes, oder meine Großmuth bewundern ſollen, mit welcher ich das Anbieten abſchlug. Dieſe kleine Schrifft erlaubt mir nicht, die groſſen Gefälligkeiten ſtückweiſe zu erzehlen, welche ich von den Einwohnern in Oxford empfangen habe. Ich geſtehe es, die Engländer bilden ſich zu viel auf ihre Tugenden ein, und ich habe es bey den meiſten, mit denen ich umgegangen bin, bemerkt, daß der Stolz ein Hauptfehler dieſer Nation iſt. Aber dieſen Fehler muß man billig bey ihnen entſchuldigen, wenn man die andern herrlichen Eigenſchafften betrachtet, die man bey ihnen wahrnimmt. Ich habe ihnen niemals geheuchelt, ob ich gleich merkte, nachdem ich die Nation habe kennen gelernet, daß man durch ſchmeicheln alles von ihnen erhalten konnte. Dieſes Laſter aber habe ich jederzeit verabſcheuet. Ich war bey den Einwohnern in Oxford blos wegen meines ehrbaren und ſtillen Lebens, wegen meiner guten Sitten, und inſonderheit wegen meines aufgeweckten Weſens beliebt, woran

die Engländer, weil sie selbst munter sind, einen grossen Gefallen finden, hauptsächlich, wenn sie sehen, daß der Scherz mit Witz verbunden ist. Sie glaubten auch, ich sey ein Prediger, oder wenigstens ein Diaconus, weil sie in dem Zeugnisse, daß mir die theologische Facultät ertheilet, gelesen hatten, modo nihil sacro ordine indignum designauerit. Deßwegen fiengen diejenigen, welche meine guten Eigenschafften allenthalben ausbreiteten, ihre Lobrede insgemein mit diesen Worten an: This gentleman is in order. Einige bildeten sich auch ein, ich sey ein rechter Held in der Gottesgelahrtheit, weil ich die Gründe der Gegner und die Einwendungen derselben so hurtig und geschickt beantworten konnte. Die Engländer lassen sich nicht gern in Streitschrifften ein, aber in der Philologie, in der Auslegungskunst, in der Kirchengeschichte und in den Kirchenvätern besitzen sie eine grosse Stärke. Man muß billig einen Unterscheid unter den Wissenschften und deren Anhänger machen. Einige sind gründlich, andre fallen mehr in die Augen. Einige scheinen nur gelehrt zu seyn, andre sind es in der That. Andre Völker wenden alle ihre Zeit auf Streitschrifften und auf die Historie der Gelahrtheit, und bringen so viele Lehrbegriffe, Auszüge und Nachrichten ans Licht, daß sie dadurch in einer kurzen Zeit und auf eine sehr bequeme Art Polyhistores werden. Ein Engländer aber sieht eine Sache tiefer ein, und übereilt sich nicht. Er

ist also schon vorher gelehrt, ehe er es zu seyn scheinet. Ich glaubte selbst, daß ich nur schlecht und gezwungen Latein redete, aber die Engländer legten mir das Lob bey, daß ich zierlich und fertig redete. Sie üben sich so wenig darinn, daß ich zu der Zeit nicht mehr als einen einzigen, nemlich den Doctor Smalrich, fand, welcher einigermassen gut Latein redete. Auch nicht einmal der Bibliothecarius Hudson konnte mit dem Lateinreden fertig werden, welchen man doch für einen der gröſten Philologen zu den damaligen Zeiten hielte. Die Studenten in Oxford üben sich wohl bisweilen im Disputiren, aber sie stammlen sehr, und wenn sie einen Fremden wahrnehmen, so setzt sie dieser Anblick nicht nur in eine grosse Verwirrung, sondern sie hören bisweilen gleich auf, weil sie denselben nicht als einen Zuhörer, sondern vielmehr als einen strengen Richter ansehen.

Endlich verließ ich Oxford, und reisete nach London, woselbst ich alles in Augenschein nahm, was merkwürdig war, und was man ohne Geld sehen konnte. Ich besahe auch nebst einem Freunde, welcher Peter Holm hieß, den Ort, wo sich die Anabaptisten zu versammlen pflegten. Wir kamen eben zu einer solchen Zeit dahin, da sie im Begriff waren, ein altes Weib umzutauffen. Mein Freund hatte allemal einen Hund bey sich, und weil derselbe mehr zur Jagd als zu den Kirchengebräuchen der Anabaptisten gewohnt war, so ward er

hitzig,

hitzig, wie man das Weib ins Wasser tauchte, und wäre gewiß auch ins Wasser gesprungen, wenn ihn sein Herr nicht an dem Halsband zurück gehalten hätte. Hiedurch wendete er zwar ein grosses Unglück von uns ab, dennoch aber liessen die Anabaptisten dieses nicht ganz ungestraft hingehen, sondern sie belegten uns mit vielen Schwähworten und trieben uns aus ihrer Versammlung.

Endlich begab ich mich auf ein Schwedisches Schiff, und langte, nachdem wir fünf Tage auf dieser Reise zugebracht hatten, glücklich zu Helsingör an, von welchem Orte ich zu Lande nach Kopenhagen gieng. Ich befand mich damals sehr wohl, ausser daß ich keinen Wein trinken konnte, welcher mein Geblüt in eine gar zu grosse Wallung brachte. Dieses war mir auch in dieser Absicht zuträglich, weil ich nicht sonderlich mit Gelde versehen war: Aber von andern, die mich kannten, ward mir dieses übel ausgelegt. Einige hielten mich für thöricht, und glaubten, ich hätte es verschworen; andre suchten mich durch weitläuftige und ungereimte Vermahnungen zu überwinden, und stellten mir vor, wie zuträglich dieses meinem schwachen Cörper seyn würde, wenn ich täglich Wein trünke. Ich antwortete ihnen aber, daß die Beschaffenheit meines Cörpers mir am besten bekannt sey, und daß ich, wenn ich anders gesund seyn wollte, nicht nur die Unmäßigkeit fliehen, sondern auch noch von dem abkürzen müßte,

müßte, was die Nothwendigkeit erfordert. Dieſe Strittigkeiten, wodurch ſie mich täglich ermüdeten, machten mich in dieſer Materie ſo erfahren, daß ich, wenn ich einmal öffentlich diſputiren ſollte, die Materie von der Kraft und Würkung des Weins und Biers erwählen würde: Ich ward in dieſem Stücke denen ähnlich, die von einer Religion zur andern übertreten, denn da dieſe Leute am meiſten von den Gliedern der Kirche angefochten werden, von welchrr ſie abgefallen ſind, ſo ſetzen ſie ſich am meiſten in den Glaubensartikeln feſte, die ſie abgeſchworen haben. Sie können leicht erachten, mein Herr, wie ſehr ich durch ſolche abgeſchmackte Reden geplagt worden, da ſie wiſſen, wie ſehr mir ſolche ſo oft aufgewärmte Sachen verhaßt ſind, und daß mir auch die allerartigſte Erzehlung zuwider iſt, wenn man mir ſolche mehr als einmal erzehlet.

Damit ich aber in meiner Lebensbeſchreibung weiter fortfahre, ſo befand ich mich zwar wohl und geſund, aber meine Caſſe war ausgeleeret. Es ſchien mir, mit meiner Ehre zu ſtreiten, einen Schulmeiſter abzugeben, da ich vor kurzer Zeit prächtig gelebet hatte. Kurz, ich war arm und hochmüthig. Wie ich aber endlich gar kein Mittel wußte, wie ich mich forthelfen ſollte, ſo viel ich auf eine edle Erfindung, ohne Kränkung meiner Würde mein Brod zu erwerben. Ich verwandelte mein Zimmer in einen Hörſaal, und meinen Stuhl in eine Ca-

theder,

theder, und lud die Convictoristen durch gelehrte lateinische Zettel zu meinen Vorlesungen ein. Ich versprach ihnen, keine Sprachen vorzutragen, sondern ihnen einen rechten Schatz von ausländischen Seltenheiten mitzutheilen. Sie liessen sich durch die prächtigen Zusagen einnehmen, und kamen in grosser Anzahl in meinen Hörsaal. Sie hörten auch alles mit grosser Aufmerksamkeit an, was ich ihnen sagte, und schrieben alles sorgfältig auf. Wie ich aber meine Bezahlung haben sollte, so hatten sie die Kunst gefast, sich unsichtbar zu machen, daß ich mit dem Poeten ausruffen mußte:

Nec frugem segetes præbent, nec pabula terræ.

Die einzige Frucht, welche ich von meiner Arbeit einerndte, bestand darinn, daß diejenigen, welche meine Vorlesungen verlassen hatten, mich sehr tief grüßten, wenn ich ihnen auf der Gasse begegnete, welches zwar ein Zeichen der Dankbarkeit war, aber meiner Armuth ward dadurch nicht abgeholfen.

Wie ich endlich merkte, daß der Hochmuth meinen Umständen gar nicht zuträglich war, so fieng ich wieder an zu philosophiren, wie die meisten von meinen Landsleuten zu thun pflegen, wenn keine Hoffnung weiter vor ihnen übrig ist, fortzukommen, und wenn ihnen alle Wege zur Beförderung verschlossen sind. Auf solche Art ward ich wenigstens nach meinen Gedanken ein Philosophe, und nahm die Gestalt eines

Schul-

Schulmeisters wieder an, wodurch ich mich, ob es gleich mit keiner sonderlichen Ehre verknüpft war, wieder einigermassen forthalf. Doch war mein Schulmeisteramt von keiner langen Dauer. Der vor kurzer Zeit verstorbene Staatsrath, Paul Winding, wollte seinen jüngsten Sohn, Andreas Winding, nach Deutschland reisen lassen, und weil derselbe eines Reisegefährten bedürftig war, so fiel die Wahl auf mich, ob er mich gleich vorher nicht kannte.

Wir reiseten gerades Weges nach Dresden; woselbst Herr Winding bey dem Baron von Löwendahl, dem er empfohlen war, bleiben sollte; deßfalls erhielt ich auf das höflichste meinen Abschied. Auf der Reise begegnete uns nichts merkwürdiges, als daß wir zu Braunschweig, wie wir des Morgends sehr frühe wegreisen mußten, unsern Kuffer mit allen unsern Kleidern vergassen, welcher aber nach einigen Wochen unbeschädigt bey Winding in Dresden anlangte. Wir mußten auf dieser Reise ganze Nächte wachen, und wenn man uns einige Stunden zur Ruhe gönnte, so verfielen wir in einen so tiefen Schlaf, daß man uns kaum ermuntern konnte. Und deßwegen wundere ich mich, daß wir unser ander Zeug, welches wir bey uns hatten, ja unsre Beinkleider nicht auch vergessen haben. Wer mit der Post in Deutschland fahren will, der muß fleißig Caffee trinken, dadurch können auch die, welche am

meisten

meiſten zum Schlaf geneigt ſind, munter erhalten werden, wo ſie nicht die Kunſt zu ſchlafen ſo wohl gelernet haben, daß ſie auf dem Wagen ſchlafen können, ohne durch die beſtändige Bewegung aufgeweckt zu werden; welches die Poſtknechte ſehr wohl verſtehen, die zu gleicher Zeit fahren und ſchlafen. Man kann ſich auf der ganzen Reiſe keinen ruhigen Schlaf verſprechen, weil man unter der Nacht und dem Tage nicht den geringſten Unterſcheid macht.

Wie ich den Herrn Windig in Dreßden verlaſſen hatte, ſo gieng ich nach Leipzig. Hier traf ich einen von meinen Landsleuten an, welcher Fleiſcher hieß, und nunmehro Probſt zu Altona iſt. Er war ein ſehr aufgeweckter Kopf, und weil ich jederzeit an muntern Einfällen einen groſſen Gefallen gehabt, ſo durfte er mich nicht lange bitten, daß ich mich einige Zeit bey ihm aufhalten möchte. Wir beſuchten die Collegia fleißig, wiewol nicht in der Abſicht, etwas daraus zu lernen, ſondern blos uns über die Lehrer und deren Vortrag aufzuhalten. Wenn wir nach Hauſe kamen, ſo beurtheilten wir mit einem Muthwillen, welcher der Jugend eigen iſt, dasjenige, was wir gehört und aus dem Vortrage der Lehrer aufgezeichnet hatten. Aus dieſer Urſache beſuchten wir am fleißigſten die Vorleſungen des Magiſter Strivels, welcher jederzeit allerhand lächerliche und ungereimte Dinge vorzubringen pflegte. Er gab ſich einmal Mühe, zu erweiſen, daß die Seligen Mittags

tags und Abends Mahlzeiten im Paradiese halten würden. Zu einer andern Zeit hielte er in dem zierlichsten Latein eine Leichenrede über seine Handschuh, die ihm den Tag vorher von seinen Zuhörern gestohlen worden. Wir besahen übrigens alles aufs genaueste, was auf dieser berühmten Academie merkwürdig war; wir besuchten auch die meisten Gelehrten, und unter andern insonderheit, Cyprian, Rechenberg, Börner und Menke, bey denen uns allemal der Zutritt offen stand. Die Gelehrten in Deutschland sind gegen die Fremden so höflich, daß man sie nicht genung deßwegen rühmen kann. Von Leipzig gieng ich nach Halle. Die Kürze der Zeit erlaubte mir nicht, jemanden von den öffentlichen Lehrern zu besuchen. Doch sprach ich den berühmten Thomasius. Ich ward aber durch seinen Umgang nicht sonderlich erbauet. Denn er sprach nur von der rauhen Jahrszeit, von der kalten Luft und andern allgemeinen Dingen, und hielte es nicht für nöthig, mit einem Jünglinge von wichtigern Dingen zu reden.

Wie ich wieder nach Braunschweig kam, so hörte ich, daß der Kuffer, welcher ehedem von mir vergessen worden, weggesandt sey; was aber nicht so viel werth war, das fand ich alles in meinem Quartier unbeschädigt wieder. Unter andern Sachen traf ich auch meine mit Bärenfellen gefütterten Stiefeln an, welche mir bey dem gleich darauf folgenden harten Winter

sehr gute Dienste leisteten. Denn ich war kaum von Hamburg nebst andern weggereiset, so fieng die Kälte an so stark zuzunehmen, daß wir dieselbe kaum ertragen konnten, ob wir uns gleich mit allem, was zu dieser Jahreszeit um der Kälte zu widerstehen, erfordert ward, aufs beste versehen hatten. Ich war krank, und dazu waren mir die vielen Kleider, worinn ich mich eingehüllet hatte, sehr beschwerlich, die mich überdem so unaestalt machten, daß man mich eher für eine Mißgeburt, als für einen Menschen hätte halten sollen. Niemand aber unter allen meinen Reisegefährten empfand die Kälte so stark, als ein schwedischer Capitain, welcher vor kurzer Zeit von Paris zurückgekommen war, und sich auf französisch gekleidet hatte. Er fluchte heftig auf seine seidenen und leichten Kleider, welche er herzlich gerne mit einem grönländischen Pelz, oder einen andern warmen Mantel vertauscht hätte. Es war einem jeden verdrießlich, mit ihm umzugehen, und ob er sich gleich für allen andern Reisegefährten, allein zu mir hielt, so scheuete ich ihn doch am meisten. Und weil er noch überdem sehr ruhmräthig und von seinen grossen Eigenschaften sehr eingenommen war, so wurde er mir ganz unerträglich. Uebrigens war er doch nicht ganz ungeschickt, und zu gewissen Zeiten nahm man etwas von ihm war, welches zu erkennen gab, daß er von keiner geringen Herkunft seyn müßte. Er redete einige Sprachen

fertig,

fertig, und hatte auch in der Music eine ziemliche Wissenschaft. In den Geschichten war er auch nicht ganz unerfahren, ob man gleich aus seinen Erzehlungen abnehmen konnte, daß er in denselben nicht gründlich war, weil er die Zeiten und Umstände sehr öfters miteinander verwechselte. Wie die Post einmal des Abends still lag, so geriethen wir in ein Gespräch von den grossen Thaten der alten römischen Helden. Hierauf fieng er an, um seine Weisheit auch hören zu lassen, die Tugend und Tapferkeit des Marcus Curtius folgendermassen zu rühmen: Wie die Erde mitten auf dem Markte zu Rom voneinander geborsten war, und man eine Weissagung hatte, daß dieselbe sich nicht eher wieder schliessen würde, bis sich jemand lebendig hineinstürzte, so trug Quintus Curtius Rufus, welcher die Geschichte des Alexanders beschrieben hat, kein Bedenken, sein Leben, welches er von dem Vaterlande empfangen hatte, demselben wieder aufzuopfern. Er stieg deßfalls auf sein Pferd, und stürzte sich hinein, wodurch er sich eben so berühmt machte, als Alexander, dessen Historie von ihm beschrieben worden.

Der kleine Belt war so stark zugefroren, daß wir ganz sicher über das Eis, bis nach Middelfahrt in Fühnen gehen konnten. Aber über den grossen Belt war das Eis nicht sicher. Wir hielten uns deßwegen acht Tage in Nieburg auf, weil wir hofften, daß das Eis inzwischen halten

oder brechen ſollte. Weil es aber gar zu lange dauerte, ſo mußten wir uns endlich entſchlieſſen, auf dem Eisboth überzugehen, mit welchem wir den erſten Tag bis an die Inſel Sprö kamen, und den andern Tag zu Corſör anlangten. Ob es gleich wider meine Abſicht iſt, durch Beſchreibung verſchiedener Städte und Oerter dieſe magere Schrifft etwas angenehmer zu machen; ſo kann ich mich doch nicht entbrechen, die Beſchreibung dieſer Inſel hier beyzufügen, inſonderheit, da derſelben in keiner Geographie Meldung geſchiehet. Ich will zugleich unterſuchen, ob dieſe Inſel mit recht einen ſo ſchlechten Namen und ein ſo böſes Gerüchte habe. Denn wenn die Dänen einem etwas Böſes wünſchen, ſo ſagen ſie: wollte GOtt, du wäreſt auf der Inſel Sprö.

Die Inſel Sprö liegt mitten zwiſchen Nieburg und Corſör. Von der Fruchtbarkeit der Inſel kann ich nichts gewiſſes ſagen, weil damals alles mit Schnee bedeckt war. Mitten auf der Inſel liegt die Hauptſtadt, welche nur von einer Familie bewohnt wird. Ich kann mich nicht erinnern, daß ich auſſer einer alten Frauen, und zwo Töchter, ſonſt einen Menſchen geſehen hätte. Der Statthalter, oder daß ich mich noch genauer erkläre, der Patriarch, von dem ich die Regierungsform und andere Merkwürdigkeiten hätte lernen können, war leider nicht vorhanden. Damit ich aber die Pflicht eines Geographi erfüllen möge, ſo

muß

muß ich auch etwas von den Gemüthseigenschafften dieſes Volks ſagen, welches, weil es von allen andern Menſchen abgeſondert iſt, noch immer die alte Ehrlichkeit beybehält. Denn die eine Tochter, welche man doch noch für wohlgeſitteter hielt, als ihre Schweſter, bewillkommte mich mit dieſen Worten: Sehet doch den Hund an, der an die Wand piſſet.

Kann man auch die alte Redlichkeit durch nachdrücklichere Worte an den Tag legen? Ich glaube, daß hier der Ort ſey, wo man die alte Aufrichtigkeit, welche in den nordiſchen Hiſtorien ſo ſehr gerühmt wird, noch in dem vorigen Glanze antreffen kann, weil dieſe Leute immer von andern abgeſondert geweſen, und alſo von den Sitten der neuen Zeiten befreyet geblieben. Aber ich fand hiernächſt, daß ſie die Lebensart der itzigen Welt beſſer als die Franzoſen und Italiener ſelbſt gefaßt hatten, da ſie für ein Nachtlager zwey Reichsthaler forderten. Dieſe Forderung ſchien dem ſchwediſchen Capitain gar zu unbillig, deßfalls vertheidigte er die gemeinſchaftliche Sache, und wandte alle ſeine Beredſamkeit an, unſre Wirthin wegen ihrer Unbilligkeit auszuſchänden. Aber dieſelbe ward dadurch nur deſtomehr aufgebracht, und empfieng den Capitain dergeſtalt, daß er ſeinen Zorn fallen laſſen, und ſich ihren Geſetzen unterwerfen mußte. Die Jungfern auf dieſer Inſel legten nicht weniger bey dieſem Streite Ehre ein, denn ſie ſtanden ihrer Mutter redlich bey,

und vertheidigten solche sehr muthig gegen den Capitain. Ich glaube, daß sie annoch Jungfern gewesen sind. Ich urtheile dieses theils aus ihrer Freyheit, welche, wie man sagt, ein Zeichen der Keuschheit ist; theils aber schien es mir auch daher glaublich, weil sie an einem so einsamen Orte lebten, wo sie ihre Jungfrauschaft nicht einmal einbüssen konnten, wenn sie gleich gerne gewollt hätten. Man setzte uns nichts anders zu essen vor, als gebratene und gekochte Enten. In dem ganzen Hause war nur ein Bette, welches eine Jungfer, die mit uns auf der Reise begriffen war, für sich allein gemiethet hatte. Wir andern lagen auf der Erde auf Stroh, ausser einen lustigen Holländer, welcher glaubte, daß er bequemer auf der Bank schlafen würde. Wie er aber um Mitternacht aufwachte, und so wohl am Kopfe als in den Gliedern wegen seines harten Lagers Schmerzen empfand, so kroch er ganz still zu der Jungfer ins Bett, und lag bey derselben mit einer recht holländischen Kaltsinnigkeit bis an den hellen Morgen. Die Jungfer merkte dieses nicht eher, als bis sie erwachte, und ihn noch schnarchend neben sich liegend sahe, sie erschrack recht heftig über diesen groben Streich, und sprang alsobald mit einer jungfräulichen Schamhaftigkeit aus dem Bette. Der Holländer gab sich nicht die geringste Mühe, sie zurück zu halten, sondern freuete sich vielmehr, daß er hierdurch einen grössern Raum erhalten

hatte, ſich auszuſtrecken. Wir verlieſſen endlich dieſe Inſel Sprö, und reiſeten des Morgens ſehr frühe nach Corſör. Auf dieſer Reiſe gerieth der ſchwediſche Capitain in die gröſte Lebensgefahr. Es pflegt insgemein zu geſchehen, daß diejenigen verlieren, welche bey dem Spiele gar zu hitzig ſind, und leicht aufgebracht werden; daß diejenigen am zeitigſten ſterben, die den Tod am meiſten ſcheuen, und daß diejenigen am leichteſten Verdruß erfahren, welche am wenigſten vertragen oder einziehen können. Der Capitain wollte eine Probe ſeiner Tapferkeit ablegen, und tratt aus dem Eisboote aufs Eis, er fiel aber plötzlich ins Waſſer, da das Eis unter ihm brach, und ward mit genauer Noth von den Bootsleuten durch ihre Bootshaken gerettet, und wieder herausgezogen. Er mußte aber dennoch, ob er gleich vor Kälte halb erſtarret war, trockne Kleider anziehen, und überdem ſeinen Fürwitz zu Kopenhagen mit einem bösartigen Fieber büſſen, wovon er doch endlich wieder hergeſtellet ward, und nach Schweden reiſete.

Dieſe beſtändigen ausländiſchen Reiſen machten mich ſo beliebt, daß mir, wie ich von dieſer dritten Reiſe zurück gekommen, war, der vor kurzer Zeit verſtorbene geheime Rath und Admiral, Friedrich Gedde, die Hofmeiſterſtelle bey ſeinen Söhnen antragen ließ. Ich war lange zweifelhaft, ob ich dieſe beſchwerliche Arbeit wieder übernehmen wollte, aber die Noth

zwang mich dazu, inſonderheit da dieſe Stelle mit vieler Ehre verbunden war, und meinen Hochmuth nicht wenig ſchmeichelte. In den erſten ſechs Monaten ſtand ich meinem neuen Amte vollkommen gut vor. Da aber meine Kräffte durch dieſe beſchwerliche Arbeit immer mehr und mehr abnahmen, ſo ward ich endlich ſo ohnmächtig, daß ich nicht im Stande war, meine Diſcipel mehr zu ſtrafen; ſondern ich mußte entweder einen Zuſchauer abgeben, oder auch, anſtatt der vorigen Schärfe, nunmehro mit guten Worten einen Vergleich unter ihnen ſtifften, wenn ſie ſich in meiner Gegenwart einander in die Haare fielen. Sie bezeugten alle eine groſſe Luſt zum lernen, aber ſie ſchlugen ſich beſtändig. Der Aelteſte von ihnen nahm unter meiner Anweiſung ſehr gut zu, welches er aber ſeinem eignen Fleiſſe mehr als meiner Arbeit zu danken hatte. Es würde auch gewiß, wie ich es vorher geſagt hatte, eine Zierde und Ehre des Vaterlandes geworden ſeyn, wenn ſeine Tugenden zur Reiffe gekommen wären. Aber dieſer junge Herr, von dem man ſich ſo viel verſprechen konnte, und welcher nach allen dem ſtrebte, wodurch man eine wahre Ehre erlangen kann, ſtarb zu frühe. Er ward nicht lange darnach in Brabant von einem norwegiſchen Capitain erſtochen, den er zum Zweykampf ausgefordert hatte. Der mittlere Sohn kam im Waſſer ums Leben, wie er über einen Fluß ſetzen wollte, ſo, daß jetzt keiner mehr lebt, als der

jüngſte

jüngste Herr Baron Carl Gedde, Major bey der Garde zu Pferde.

Nach einem Jahre ward ich in das medicinische Collegium aufgenommen, und begehrte deßwegen meine Erlassung. Wie ich mich hier aufhielte, so arbeitete ich zwo Schrifften aus. Die erste war meine Einleitung in die europäische Historie, nach der Lehrart des Puffendorfs. Wenn man dieses Werkgen obenhin ansiehet, so scheinet es, als wenn es blos aus dem Puffendorf übersetzt wäre. Daher auch ein gewisser Mann, welcher eine dänische Historie geschrieben, kein Bedenken getragen, zu behaupten, daß ich alles aus dem Puffendorf ausgeschrieben. Wenn man aber die Sache etwas genauer überlegt, so findet man, daß alles, ausser dem Abschnitt von Deutschland, aus andern Geschichtschreibern zusammengetragen worden.

Ich fieng dieses Werk schon an, wie ich noch in England war, und auf der bodlejanischen Bibliothec eine erwünschte Gelegenheit hatte, mich der daselbst befindlichen Bücher zu bedienen, die mir zu meinem Vorhaben nützlich seyn konnten. Hauptsächlich aber ward ich durch die Betrachtung zu diesem Werke aufgemuntert, daß es etwas sehr rühmliches sey, bey so jungen Jahren einen Platz unter den Schrifftstellern zu erhalten. Durch diese Vorstellungen ward ich immer mehr und mehr in meinem Vorhaben bestärkt, und schrieb eine Universalgeographie. Am Ende fügte ich die Historie

eines jeden Landes bey. Wie ich aber dieses Werk eben der Censur übergeben hatte, so trat des Pflugs Geographie in 4. ans Licht. Ich änderte deßfalls meinen Vorsatz, und löschte alles aus, was darinn von der Erdbeschreibung angebracht war, und gab dasjenige, was historisch war, unter dem Titul einer Einleitung zur europäischen Historie heraus. Ich habe mich öfters entschlossen, das ganze Werk von neuen auszuarbeiten, und es verbessert und vermehret ans Licht zu stellen; denn da ich zuerst anfieng, daran zu arbeiten, so war ich ohngefehr von eben demselben Alter, wie der Poet, wie er zuerst anfieng, Verse zu machen:

Barba resecta mihi bisue semelue fuit.

Aber ich bin allemal durch andre Verhinderungen davon abgehalten worden. Kurz darauf gab ich ein anderes kleines Werk unter dem Titul: Anhang zur Historie der europäischen Reiche, heraus, welches den gegenwärtigen Zustand der vornehmsten Reiche und Republiken in sich faßt, und aus fünf Theilen bestehet, von denen aber nur der erste gedruckt worden, die andern liegen noch bey mir geschrieben. Da aber kurz nachher Se. Majest. unser Großmächtigster König mir die Stelle eines ausserordentlichen Lehrers bey der kopenhagenschen hohen Schule allergnädigst verliehe, so mußte ich meine vorigen Bemühungen ein wenig an die Seite setzen, und mich auf solche Dinge legen, welche von demjenigen erfordert werden, der

auf

auf hohen Schulen lehren soll. Ich erwählte also andre Arbeiten, und bekümmerte mich nicht weiter um diejenigen Dinge, die in neuern Zeiten vorgegangen waren, sondern ich begrub mich ganz in den alten Geschichten. Ich liebte nunmehro die alten Bücher, die ich vorher so gering geschätzt hatte, und verwarf die neuen, die mir vorher so angenehm gewesen waren.

Den Weg zu dieser Ehre bahnte mir ein in Folio geschriebenes Buch, welches Ihro königlichen Majestät allerunterthänigst von mir zugeeignet ward. Ich hatte nur bey sehr wenigen Grossen am Hofe einen Zutritt, und deßfalls setzte ich meine Hoffnung allein auf den König, und erwartete, was ich für Früchte von meinen Bemühungen einerndten würde. Meine Hoffnung traf auch sehr glücklich ein, denn ich empfand gleich einige Strahlen, welche diese Sonne auf mich warf. Das geschriebene Werk enthält die grossen Thaten Christian des Vierten und Friedrichs des Dritten; durchgehends wird alles durch die Zeugnisse der glaubwürdigsten Geschichtschreiber bestättiget. Was aus den allgemeinen Geschichtschreibern, als dem Aitzema, Victorio Siri und dem ersten Theil des theatri Europäi, welchen man für den besten unter allen hält, entlehnt worden, macht kaum einige Blätter aus. Ich gestehe sehr gerne, daß dieses Werk sehr mangelhaft ist, und aus dieser Ursache habe ich es auch nicht gewagt, demselben den Titul einer Historie beyzulegen,

zulegen, sondern ich habe es nur eine Einleitung in die dänische Geschichte des vorigen Jahrhunderts genannt. Ich habe dieses Werk in zwey Theile abgesondert. Der andre Theil aber, welcher die grossen Thaten Christian des Fünften in sich faßt, ist von mir noch nicht völlig ausgearbeitet worden.

Alles dieses brachte ich zu Stande, wie ich noch ein Mitglied des medicinischen Collegii war, und nichts destoweniger ward ich von einigen für einen Müßiggänger gehalten, weil ich nach den Gesetzen dieses Collegii weder disputirte, noch öffentliche Reden hielte. Einige glaubten auch aus eben dieser Ursache, daß ich mich in der lateinischen Sprache nicht wohl umgesehen hätte. Da ich doch, wenn ich den Aufseher des Collegii, den Magister Nicol. Agard, ausnehme, unter allen denen, welche sich nebst mir fünf Jahre in dem Collegio aufhielten, der einzige war, der sich recht auf diese edle Sprache der alten Römer legte. Insonderheit schien es den meisten lächerlich, daß ich unter die öffentlichen Lehrer aufgenommen ward, da ich doch niemals die Catheder betreten, und folglich unter diejenigen, welche einen besondern Namen, nemlich Academici, zu führen pflegen, auf keine Art konnte gerechnet werden. Wenn ein alter Schulfuchs in dieser Sache Richter seyn sollte, und wenn man es wegen des Begriffs von der wahren Gelehrsamkeit auf dessen Urtheil allein wollte ankommen lassen, so gestehe ich, daß ich

sehr

sehr ungelehrt bin. Ich bin auch versichert, daß ich sehr schlecht würde bestanden seyn, wenn ich mich der Prüfung der Philosophen unterworfen hätte. Ich konnte zwar auch damals schon einen Syllogismus zu Stande bringen, allein dies geschahe nur zufälliger Weise, ohne daß ich es wußte, wie man eigentlich dabey verfahren müßte, denn es war mir unbekannt, ob er in Barbara oder Elisabetha war. Ich habe gleichfalls gehöret, daß etwas in der Welt vorhanden sey, welches man die Instrumentalphilosophie nennet, worinn dem Berichte nach die Logic und Methaphysic regieren sollen: Aber mit derselben habe ich niemals etwas zu schaffen gehabt. Ich bekenne aufrichtig, daß ich noch nicht weis, wie viele Praedicamenta und Praedicabilia die Vernunftlehre zu Kriegszeiten ins Feld stellen kann, durch was für Künste und Maschinen man eine Catheder stürmen, und durch was für Canonen man den Präses von derselben herunterwerffen kann. Ich habe es mir öfters vorgenommen, einige Zeit hierauf zu wenden, aber ich bin niemals so glücklich gewesen, daß mir einige Zeit darzu übrig geblieben wäre. Sie werden aber so gütig seyn, mein Herr, und dieses nicht weiter ausbreiten. Wenn meine so grosse Unwissenheit kund werden sollte, so würde ich von allen alten Scholasticis verachtet werden. Denn ich bin in der Instrumentalphilosophie ganz und gar unerfahren, wenn man die Instrumentalmusic ausnimmt,

nimmt, welche doch auch einigermassen ein Theil der Philosophie kann genannt werden. Ich will aber von dieser Sache nicht weitläuftiger reden, da so viele Köpfe schwerlich unter einem Hute zu vereinigen sind, und ich einem jeden sehr gerne seine Meynung lasse, was er glauben will, ob derjenige, der in diesen Sachen unerfahren ist, zum öffentlichen Lehramte geschickt sey oder nicht. Dieses aber ist ausser allen Streit, daß ich wirklich die Stelle eines öffentlichen Lehrers bekleide, und daß diejenigen mich dazu würdig und tüchtig geachtet haben, welche von der Gelehrsamkeit auf eine andere Art, wie jene Scholastici, zu urtheilen gewohnt sind, und sich nicht durch den blossen Schall der Worte irre machen lassen.

Bey meinem neuen Amte erfuhr ich auch neue Beschwerlichkeiten. Ich mußte mich nunmehro demselben gemäß aufführen, wodurch die Würde zwar keinen Zuwachs, aber doch eine Zierde erhält. Ich mußte aus eben dieser Ursache auch meine ganze Lebensart verändern, weil ich es für unanständig hielt, mich, da ich ein öffentlicher Lehrer geworden, auf eben dieselbe Art, als vorher zu ernähren, da ich noch besonders andre unterrichtete. Kurz vorher, ehe ich diese Beförderung erhielte, ward mir ein Stipendium jährlich von hundert Reichsthalern auf vier Jahre verliehen, wozu Se. Excellenz, der Herr Geheime Rath von Rosencranz, als Patron der von den Rosencranzen gestiff-

teten

teten Stipendien, mir behülflich war. Dieſes kam mir, der ich ſonſt allein von der Hoffnung zu leben gewohnt war, ſehr zu ſtatten. Wie aber, Kraft der Stifftung, diejenigen, denen dieſes Stipendium verliehen wird, gehalten ſind, lutheriſche hohe Schulen zu beſuchen, und mir dieſes auch von dem Ephoro befohlen ward, ſo war ich hiemit ſehr wohl zufrieden. Denn da ich ſehr ſparſam haushalten mußte, um mit meinen Einkünfften auszukommen, ſo glaubte ich nicht unbillig, daß ſolches viel leichter in der Fremde als in dem Vaterlande geſchehen könnte.

Ich reiſete alſo gerades Weges nach Amſterdam, wo ich mich einige Tage aufhielte. Hierauf ſetzte ich meinen Weg weiter nach Gouda, und von dieſem Orte nach Rotterdam zu Lande fort, woſelbſt ich einen ganzen Tag ausruhete. Es war mir dieſes um ſo viel nöthiger, weil man in den Treckſchoyten weder Tag noch Nacht Ruhe hat. Es finden ſich unter ſo vielen Reiſenden allemal einige aufgeweckte Köpfe, welche durch ihren Scherz und durch ihre Gaukeleyen ihre Gefährten beſtändig munter und wachſam erhalten. Auf der Reiſe nach Gouda ward uns alle Ruhe durch einen jungen Schweden benommen, welcher ein ſehr künſtlicher Gaukler war, und alles nachäffen konnte. Bald ſtellte er ſich an, als wenn er ſchlieffe, und ſchnarchte ſtark, ehe man es ſich aber verſahe,

ſo

so sprang er gleichsam aus Furcht auf, und schrie bald diesem, bald jenem in die Ohren.

Zu Rotterdam sahe ich des Abends, daß die Kinder, wie sie aus der Schule kamen, ihr gewöhnliches Spiel wieder anfiengen, und zum Zeitvertreib mit Steinen nach der Bildsäule des Erasmus von Rotterdam warfen. Ich wunderte mich nicht so sehr über den Muthwillen der Knaben, als über diejenigen, welche die Aufsicht über sie hatten, und dieser Bosheit steuren sollten. Es war gewiß schändlich, daß man ein solches Ehrenmaal entehrte, welches nicht nur den Einwohnern von Rotterdam, sondern auch der ganzen gelehrten Welt heilig seyn sollte, wegen der grossen Verdienste eines solchen Mannes, dessen Staub auch noch würdig ist, daß er von die Nachkommen geküsset werde.

Von Rotterdam reisete ich nach Antwerpen, wo ich mich bey einem Hamburger aufhielte, den ich in Amsterdam gekannt, und der ehedem einige Jahre in Drontheim gewohnt hatte. Von Antwerpen gieng ich zu Schiffe nach Brüssel. Meine Reise von Amsterdam nach Brüssel kostete mir nicht viel, aber ich besorgte, daß der Weg, welchen ich noch zurück legen mußte, mir weit mehr kosten würde, weil ich zu Schiffe nicht fortkommen konnte. Ich hielt mich deßwegen einige Tage zu Brüssel auf, um deßfalls einen Schluß zu fassen. Inzwischen sahe ich, daß viele angesehene Leute den Weg, welchen

welchen ich vor mir hatte, zu Fuß antraten; und daher machte ich mir selbst diese Gedanken. Wir ahmen den Franzosen in ihrer Thorheit nach, warum wollten wir ihnen denn auch nicht in ihren löblichen Gewohnheiten nachahmen, nemlich, sparsam zu leben, wenn wir nichts haben, wovon wir reichlich leben können. Warum wollten wir denn auch nicht zu Fusse gehen, wenn wir nicht so viel Geld haben, daß wir einen Wagen miethen können; deßfalls schickte ich mich auch dazu an, zu Fusse zu gehen, mein Zeug aber sandte ich mit einem Wagen fort.

Ich besorgte zu den damaligen Kriegszeiten nichts so sehr, als daß ich, weil ich mit keinem Passe versehen war, von den Schildwachten und Postirungen möchte angehalten werden. Es ist mir aber dieses nur ein einzigmal wiederfahren, wie ich zu Mons ankam, da ich gefragt ward, wohin ich wollte, ob ich einen Paß hätte, und warum man sonst im Thor die Ankommenden zu fragen pflegt. Wie ich aber demselben antwortete, daß ich nach Paris wollte, und einen königlichen Paß hätte, so zweifelte er nicht weiter an meiner Ehrlichkeit, und ließ mich frey durchgehen. Den größten Verdruß verursachten mir die Zollbedienten, welche alle meine Kleider, und auch sogar meine Beinkleider durchsuchten, um zu erfahren, ob ich auch Toback, oder andere verbotene Waaren bey mir führte. Uebrigens war ich von allen Beschwerlichkeiten befreyet, welchen die Reisenden in

Deutschland und in den nordischen Landen unterworfen sind, da man aussen vor dem Thore stehen und warten muß, bis der Commendant, oder die Obrigkeit des Orts, von der Ankunft der Fremden Nachricht erhält, und Befehl ertheilt, daß man eingelassen wird, wo man überdem in dem Hause, wo man einkehret, seinen Namen, Stand, seine Verrichtung und was man sonst vorzunehmen willens ist, anzeigen muß, welches alles den Reisenden höchst beschwerlich fällt, und von dem Mistrauen zeuget, welches den nordischen Völkern eigen ist. Denn ohne Paß wäre es mir unmöglich gewesen, eine solche Reise, wie ich nun vornahm, durch Deutschland anzustellen, wo man wohl zehnmal des Tages von einem rauhen Soldaten diese Worte: wer da? zurück! wohin? hören muß. Mir ist ein solcher Zufall hier in Dännemark begegnet, da ich noch auf dem borrichischen Collegio war, und einmal zu Fuß nach Helsignör gieng. Ich traf nicht weit von der Stadt einen Lieutenant an, dem ich erzehlte, daß ich diese fünf Meile von Kopenhagen nach Helsignör zu Fuß abgelegt hätte. Dieser ward darüber im Anfange so bestürzt, als wenn er dergleichen vorher niemals gehört, und bildete sich ein, ich wäre ein schwedischer Spion. Er freuete sich nicht wenig darüber, daß ich ihm so unvermuthet in die Hände gefallen war, und befahl, daß ich ihm unverzüglich folgen sollte. Ich wandte zwar alles dagegen ein, was ich nur

konnte,

konnte, ich versicherte auf Treu und Glauben, daß ich sein Landsmann sey; ich entdeckte ihm meinen Namen, mein Vaterland, meinen Stand, und die Ursache meiner Reise. Aber es war alles vergebens, und ich mußte mich mit Gewalt in Verhafft nehmen lassen. Ich ward also als ein anderer Jugurtha von einem neuen Marius im Triumph durch einen Reuther aufgeführt, welcher den Feldherrn begleitete, und mußte mich ganz unschuldiger Weise nach einem Wirthshause zurückbringen lassen, welches auf der Helfte des Weges nach Helsignör lag. Hier ward ich aufs schärfste befragt, mein Degen ward mir abgenommen, man verurtheilte mich, endlich aber ward ich losgesprochen, und mit einer höflichen Entschuldigung wieder in die Freyheit gesetzt. Mein Feldherr aber hat weder einen grossen noch kleinen Triumph wegen dieses Sieges gehalten.

Jedoch ich muß meine Reisebeschreibung weiter fortsetzen. Die Franzosen sind sehr auf ihren Nutzen bedacht, und suchen die Reisenden auf alle Art um ihr Geld zu bringen. Deßwegen pflegen auch die Fremden, denen diese Gemüthsart der Franzosen bekannt ist, allemal vorher mit den Wirthen zu beginden, was sie ihnen bezahlen sollen, ehe sie zu ihnen ins Haus ziehen; denn wo sie dieses unterlassen, so müssen sie alles doppelt bezahlen. Jodch, so unbillig sie in diesem Stücke sind, so angenehm und liebenswürdig sind sie in ihren Sitten, und

in ihren Umgang. Deßwegen legte ich auch diese Reise mit Vergnügen ab, obgleich meine Füsse durch das beständige gehen wund wurden. Je näher man nach Paris kommt, desto begieriger sind die Leute daselbst nach dem Gelde, aber desto besser ist auch ihre Art zu leben; und je theurer alles wird, desto artiger sind auch die Einwohner. Ich gieng also durch Festungen ohne Paß, und durch die dicksten Wälder und ödesten Wüsten ohne Reisegefährten und auch ohne alle Furcht. Denn weil ich kein Geld bey mir führte, so war ich vor allen Räubern und Nachstellungen sicher.

Endlich kam ich ganz ermüdet nach Paris, wo ich eine ganze Stunde in der Stadt herumgieng, und mich nach einem Quartier umsahe, aber vergebens. Denn da ich das französische Wort logis nicht recht aussprach, so verstand mich niemand, was ich dadurch anzeigen wollte. Ich mußte vielmehr mit Aergerniß anhören, daß eine Magd in Paris über meine Aussprache dieses Urtheil fällete: Er redet französisch wie ein deutsches Pferd. Dieser Schimpf fiel mir sehr schwer, da ich in den Gedanken stund, daß ich ein Meister in der französischen Sprache wäre. Vor einiger Zeit unterrichtete ich selbst andre im französischen, und nun lachte sogar eine Dienstmagd über meine schlechte Aussprache. Die Sylbe Gi, welche wir nicht recht aussprechen, war schuld daran, daß ich fast wie ein Landflüchtiger durch alle Gassen

in

in der Vorſtadt lauffen mußte. Ueberdem nennt man in Paris eine Stube, welche die Fremden zu miethen pflegen, niche logis, ſondern chambre garnie. Und alſo ſchien es, daß ich kein Quartier, ſondern vielmehr eine Maitreſſe, nicht ein logis, ſondern eine Lucie ſuchte. Deßwegen lächelten auch einige, bey denen ich mich deßfalls erkundigte, und gaben mir zur Antwort: Je ne la connois point Monſieur. Es fällt den Fremden überaus ſchwer, den Buchſtaben g oder ch, wenn derſelbe für die Lautbuchſtaben i und e ſtehet, auszuſprechen. Wie ich nach einigen Monaten verſchiedene hiſtoriſche Schrifften, und nebſt andern auch den du Chene kauffte, ſo wurden die Buchführer durch meine Ausſprache verleitet, und gaben mir anſtatt des du Chene den Lucian, welcher auf franzöſiſch Lucien genannt wird.

Endlich erhielt ich eine Stube in der Vorſtadt St. Germain. Ich lebte einige Monate überaus philoſophiſch. Bey einer ſo groſſen Menge von Menſchen gieng ich doch mit keinem einzigen um, und lebte wie in einer Einöde. Ich redete mit niemanden, als mit mir ſelbſt und mit meinen Büchern, und auſſer meinem Wirthe kannte ich ſonſt keinen Menſchen, und niemand kannte mich. Ich beſuchte zwar täglich die öffentlichen Gärten, wo ich eine unzähliche Menge von Menſchen antraf. Aber die Gärten waren in Abſicht auf mich wie Wälder, und die Menſchen wie Bäume, und

ich hatte eben das Schicksal, welches der Tantalus hatte, welcher Durst litte, da er doch ganz im Wasser stand. Die öffentlichen Bibliotheken des Mazarins und St. Victors besuchte ich unausgesetzt, obgleich die letztere von meinem Quartier ziemlich weit entlegen war. Ich wunderte mich sehr, daß an diesem Orte, welcher doch so sehr mit Gelehrten angefüllet ist, sich so wenige auf den Bibliotheken einfanden. In dem ganzen darauf folgenden Winter habe ich sonst keinen Menschen daselbst wahrgenommen, als einen deutschen Studenten, welcher sich bisweilen einstellte, aber seine Zeit allein darauf anwandte, daß er die Landcharten besahe, weßfalls ich ihn aus Scherz Carteſius nannte.

Jedoch auf der Mazariniſchen Bibliothec fanden sich mehrere ein. Denn das sogenannte Collegium der vier Nationen liegt mitten in der Vorstadt, oder in dem Quartier St. Germain. Man trifft daselbst auch eine ziemliche Anzahl von neuen Büchern an. Vor der Thür der Bibliothec versammleten sich die Studenten sehr frühe und warteten auf den Bibliothecarius. Wenn die Thüre geöfnet ward, so stritten sie, wer zuerst hineinkommen könnte, recht, als wenn ein grosser Preis darauf gesetzt wäre. Denn das Lexicon des Bayle, worinn sie alle gerne lesen wollten, ward demjenigen zu Theil, der zuerst sich deſſen bemächtigen konnte. Deßwegen stritten sie stets miteinander, und derjenige

nige erhielte allemal das Buch, welcher zuerſt in die Thüre drang, oder ſtärker als die andern lauffen konnte. Auf ſolche Art lebte ich zwey Monate in Paris, und gieng mit niemanden um. Ich habe allemal einen Abſcheu gehabt, mich mit gemeinen Leuten in eine Geſellſchafft einzulaſſen, hingegen beſorgte ich nicht unbillig, daß die Bekanntſchaft der Vornehmern mir zu koſtbar fallen möchte. Mein Wirth war alſo mein einziger Freund, und da derſelbe ein groſſer Liebhaber der Hiſtorie war, ſo erzehlte ich ihm bisweilen zu ſeinem Vergnügen einige Thaten der Alten, wogegen er mir allerhand neue Hiſtorien mittheilte. Ich erzehlte ihm wahre Geſchichte, aber ſtammelnd und in einem gebrochenen Vortrage; er aber brachte nur Märchen vor, jedoch überaus fertig und munter. Einmal erkundigte er ſich, welchen Namen der Kayſer geführt, von dem Jeruſalem zerſtört worden. Ich antwortete, Titus. Er wollte ferner wiſſen, ob er ein Römer oder Grieche geweſen? Ein Parlamentsadvocat aber antwortete an meiner Statt, und ſagte: Er war ein Römer und hieß Titus Livius. Welche Antwort mit Recht eine Stelle unter den reſponſis prudentum verdienet.

Ich gieng öfters, die Zeit zu verkürzen, nach dem Orte, wo Gericht geheget wird, um zu ſehen, wie dorten in Rechtsſachen verfahren werde. Ich wunderte mich nicht wenig über die Beredſamkeit der Advocaten, ſie reden über-

überaus zierlich und mit grossem Nachdrucke, und können die Affecten so geschickt erregen, daß man denken sollte, es wären lauter Demosthenes oder Ciceroues, welche französisch redeten; so genau stimmt ihr Vortrag mit der Beredsamkeit der Alten überein. Aber wenn das Urtheil soll abgefaßt werden, so nimmt man allenthalben eine grosse Verwirrung war. Man läßt den Advocaten weiter keine Zeit zu reden, die Versammlung höret nicht auf zu plaudern, und die Beysitzer des Gerichts haben keine Gedult zu sitzen. Die Stimmen werden ohne Ordnung gesammlet. Bisweilen stehen die Herren des Gerichts auf, ehe noch der Proceß zu Ende gebracht worden, und stellen sich in einen Kreis, wo sie dem Präsidenten etwas in die Ohren zischeln, der gleich darauf das Urtheil spricht. Währender Zeit, daß der Rath wegen des Urtheils einen Schluß faßt, höret man allenthalben ein verwirrtes Geräusch, die Advocaten zanken inzwischen heftig miteinander, und es trifft hier ein, was der Poet sagt:

Tunc immensa cavi spirant mendacia folles,
Conspuiturque sinus.

Ueberdem bemerkt man ein so grosses Geräusche und Geschwätze unter den Umstehenden, wenn die Sachen verhandelt werden, daß man denken sollte, man wäre auf einem Markte, und nicht in einer Gerichtsstube; deßwegen müssen auch die Bedienten fast hundertmal in einer Stunde den Anwesenden ein Stillschweigen

aufle-

auflegen. Es ist aber diese Bemühung vergeblich, denn wenn sie sich auch müde schrien und schlügen, so würden sie doch diese so sehr zum schwatzen geneigte Leute nicht zum Schweigen bringen.

Ich war aber nicht damit allein vergnügt, daß ich alles, was in Paris merkwürdig ist, in Augenschein genommen, sondern ich besahe auch die in der Nähe gelegenen Städte und Schlösser, insonderheit betrachtete ich das königliche Lustschloß Versailles, und befand solches weit grösser und herrlicher, als ich es mir jemals vorgestellet hatte. Wie mir aber zuletzt die einsame Lebensart gar zu beschwerlich fiel, so machte ich mich mit einem schwedischen Prediger bekannt, welcher in eben demselben Theile der Stadt und nicht weit von meinem Quartier wohnte. Von demselben erfuhr ich, daß sich drey Dänen in Paris aufhielten, nemlich ein Medicus, ein Priester und ein Schneider, von denen aber die beyden ersten, ob sie gleich ein Vaterland hätten, dennoch von so verschiedenen Sitten wären, daß sie von dem Schneider, daß ich mich dieses Ausdrucks bediene, niemals könnten zusammengenähet werden. Ich besuchte sie kurz darauf alle beyde, und fand, daß sie einander sehr ungleich waren. Der Medicus hatte eine solche Ehrfurcht gegen die Gebräuche der römischen Kirche, daß er lieber krank seyn, als zur Fastenzeit Fleisch essen wollte. Der andre hingegen, welcher die catholische Religion

blos seines Vortheils wegen angenommen hatte, beobachtete nur diejenigen Dinge, die zu der Glückseligkeit der Geistlichen in diesem Leben erfordert werden, um das übrige aber bekümmerte er sich gar nicht. Jener war nicht wankelhaft und gieng nicht von demjenigen wieder ab, was er einmal für wahr angenommen hatte, man mochte ihm auch vorstellen, was man wollte; dieser aber war ein rechtes Bild von dem Sänger Tigellius. Er traf bey keiner Handlung, die er unternahm, den Mittelweg, sondern er trieb alles aufs äusserste. Zu einer Zeit war er sparsamer und genauer, als Diogenes; zu einer andern Zeit war er wollüstiger und verschwendete mehr, als Apicius. Bald war er sehr sauber und reinlich, bald wieder sehr unrein gekleidet. Itzt sagte er, man könne ausserhalb der catholischen Kirche nicht selig werden; und gleich darauf, die lutherische Religion sey die wahre und rechte Religion. Heute sagte er, daß er ein ansehnliches Einkommen habe; morgen aber schwur er, daß er in einem ganzen Monate nicht einen Heller eingenommen. Ich bemerkte hienächst noch einige andere Dinge, in denen der Medicus und dieser Geistliche voneinander unterschieden waren. Jener war gar zu sparsam; dieser ließ gar zu viel aufgehen. Jener redete zu wenig; und dieser zu viel. Jener redete allemal die Wahrheit; dieser aber redete nicht zwey Worte, von denen nicht allemal das eine falsch und erdichtet war. Jener liebte und

schätzte die Studien sehr hoch; dieser aber verachtete sie. Er war zwar einer Bibliothec vorgesetzt, welche, wenn man auf die Anzahl der Werke und Bücher sieht, der wienerischen oder florentinischen nichts nachgiebt. Aber der Bibliothecarius derselben war kein Lambec oder Magliabechi, und hütete sich sehr, daß er nicht durch übertriebenes studiren hypochondrisch werden möchte. Wie ich einmal die Antiquitates des Josephi von ihm forderte, so antwortete er: Der Name sey ihm nicht bekannt, und ich würde ohne Zweifel den Joseph mit dem Philo verwechsein. Wie ich mich zu einer andern Zeit bey ihm erkundigte, wie groß wol eigentlich die Anzahl der hier vorhandenen Bücher seyn möchte, so gab er mir eine zwar ungelehrte, aber doch recht artige Antwort:

Pauperis est, numerare gregem.

Er war in Fühnen gebohren, und nachdem er eine Zeitlang in der Schule zu Odensee den Studien obgelegen hatte, in Copenhagen unter die academischen Bürger aufgenommen worden. Wie er sich aber hieselbst einige Jahre aufgehalten hatte, so reisete er, ich weis nicht aus was für einer Ursache, nach Frankreich, wo er die Religion veränderte, und sich bey dem Abbé de Bignon so sehr einzuschmeicheln wußte, daß derselbe ihm die Aufsicht über seinen Büchervorrath anvertraute. Ich habe aber nachher erfahren, daß ihm wegen seiner schlechten Aufführung diese Stelle wieder genommen wor-

worden, und daß er sich gegenwärtig in sehr elenden Umständen befinde.

Ich habe öfters mit Vergnügen seine ungereimten Reden angehört, die insgemein sein eigen Lob zum Endzweck hatten. So oft von unsern Vaterlande oder von unsern Landsleuten geredet ward, so rühmte er sich, daß er alsbald das ganze Reich bekehren wollte, wenn man ihm nur die Freyheit geben würde, öffentlich in Dännemark zu predigen und zu disputiren. Nur einmal ward ich gegen ihn aufgebracht, da er so unverschämt war, und sagte, daß die Lutheraner kaum verdienten, Christen genannt zu werden, weil bey ihnen nicht der geringste Schein des Christenthums anzutreffen sey, wenn man das Sacrament der Taufe ausnähme. Hierüber fiengen wir an, miteinander zu streiten, und es war mir überaus leicht, die Gründe eines so ungelehrten Gegners zu widerlegen, und über einen so unbewaffneten Feind zu siegen. Wie er aber nicht weiter kommen konnte, und nichts mehr anzuführen wußte, so kam eben ein Doctor von der Sorbonne in die Bibliothec, welchen er als einen Engel ansahe, der ihm zu Hülfe vom Himmel gesandt worden. Wir beyde geriethen demnach, auf des Bibliothecarii Anstifften, in einen hefftigen Streit, welcher aber ohne Frucht war; wie gemeiniglich zu geschehen pflegt. Ich bemühete mich, weil ich in der Kirchenhistorie nicht ganz unerfahren war, meinen Gegner durch sei-

ne

ne eigenen Gründe zu widerlegen. Wie wir aber eine Stunde miteinander gestritten hatten, so schieden wir mit einem gleichen Vortheile von einander, und ein jeder eignete sich den Sieg zu. Wie wir noch miteinander stritten, so gab Bormann einen blossen Zuhörer ab. Wie aber der Streit geendiget war, so sagte er mir heimlich ins Ohr, ich hätte mich wohl gehalten, und nachdem der Doctor uns verlassen hatte, so gestand er, daß die Lehre Lutheri sich auf GOttes Wort gründe. Gleich darauf aber zeigte sich nach seiner alten Gewohnheit sein Wankelmuth, und er vertheidigte seine papistischen Sätze wieder. Sein Patron, der Abt von Bignon, verdienet mit dem größten Rechte eine der vornehmsten Stellen unter den berühmtesten Prälaten der damaligen Zeiten. Er war eben so erfahren in Staatshändeln, als in gelehrten und geistlichen Dingen. Er unterhielt auf seine Kosten einen Bibliothecarium, vier Secretärs, vier Musicos und eine Sängerin. Ich habe ihn zweymal auf der sogenannten Academie der Wissenschaften Reden halten hören. Man hätte bey der ausserordentlichen Anmuth, womit er alles vorzutragen und worinn er alles einzukleiden wußte, denken sollen, daß die Musen selbst gegenwärtig wären, und französisch redeten. Wenn er in der Kirche des heiligen Germani Antißiodorensis predigte, so war die Kirche dergestalt mit Zuhörern angefüllt,

gefüllt, daß man weder hinein- noch heraus-kommen konnte ohne die Kleider zu zerreissen.

Der andre Landsmann, den ich dorten antraf, und der ein Medicus war, dessen ich bereits vorher Erwehnung gethan, hieß Winslow. Er war auch in Fühnen gebohren, und hatte zwar die Religion seines Vaterlandes abgeschworen, aber nicht die Liebe zu seinem Vaterlande abgeleget. Denn es war ihm nichts angenehmer, als wenn er seinen Landsleuten gefällige Dienste erweisen konnte. Er empfieng mich freundlich, und führte mich allenthalben in der Stadt herum, so daß durch seine Anführung meine Neugierde hinlänglich gestillet ward. Er war allem Hochmuthe feind, er war aufrichtig, ehrlich, offenherzig und dienstfertig; doch war sein Umgang den Fremden etwas beschwerlich, wegen der grossen Neigung, die er zum disputiren hatte. Er fieng allezeit theologische Strittigkeiten an, er führte seine Freunde auch zu andern eben so streitbaren Männern, daß man also die meiste Zeit mit disputiren und streiten zubringen mußte. Dieses war mir sehr beschwerlich, denn ich hatte zu den damaligen Zeiten noch nicht gelernet, durch welche Waffen man dergleichen zankſüchtige Streiter am leichtesten überwinden könnte. Es war mir auch damals die Logic des vortreflichen Nicolaus Griese noch nicht bekannt, denn wie dieser vom einem vornehmen Abt zum gelehrten Zweykampf aufgefordert ward, so antwortete er,

er, daß ein solcher Streit von keinem Nutzen sey, weil Personen, die von einer Religion wären, nicht miteinander wegen Religionssachen streiten könnten. Wie aber der Abt wissen wollte, worinn denn das Glaubensbekenntniß der Dänen bestünde; so antwortete Herr Nicolaus Gries: Die Dänen glauben, daß der Papst seiner Schatzkammer und seinem Nutzen gemäß handelt, wenn er das Ansehen und die Heiligkeit des päpstlichen Stuhls mit so grossem Eifer vertheidiget, und eben dieses glaubt das römische Consistorium auch. Hierauf schwieg der Abt stille, und die Anwesenden lachten über diese Begebenheit.

Herr Winslow ist übrigens bey den Franzosen, sowol wegen seiner aufrichtigen Lebensart, als auch wegen seiner grossen Erfahrung in der Arzneywissenschaft, und insonderheit in der Zergliederungskunst in grossem Ansehen. Es ist nicht glaublich, daß er die Religion seines Vaterlandes verlassen, um sich zu bereichern, oder befördert zu werden; denn er würde einen weit grössern Vortheil in seinem Vaterlande gehabt haben, wo nur wenige Aerzte anzutreffen sind, und wo folglich die Praxis weitläuftiger und einträglicher ist. Er hatte auch in Paris eine Person geheyrathet, welche weder reich, noch von vornehmen Stande war. Ich habe aber allemal bey ihm, seiner grossen Gelehrsamkeit ungeachtet, eine grosse Einfalt wahrgenommen. Er hatte ein Gemüth, welches

ches sehr leicht durch äusserliche und geringe Dinge konnte eingenommen werden, und deßfalls war es den dortigen Lockvögeln um so viel leichter, ihn in ihr Netz zu ziehen. Er gestand es selbst, daß er durch die Controversien bekehrt worden, welche alle Sonntage und Festtage in der Capelle der Kirche des heiligen Sulpicius pflegen öffentlich abgehandelt zu werden, da ein Prediger von dem Könige zu dem Ende eine Besoldung erhält, daß er die Lehrsätze der catholischen Kirche gegen einem jeden, der solche angreifft, vertheidige. Ich habe diesem Streite öfters beygewohnet, und gestehe, daß diejenigen, welche nicht wohl gesetzt sind, leicht dadurch können gefangen und irre gemacht werden. Denn da dieser Priester durch die beständige Uebung sich im disputiren eine grosse Fertigkeit erworben hatte, so fiel es ihm nicht schwer, diejenigen zu besiegen, welche ihm widersprachen. Er wußte die Gründe, welche sie gegen ihn vorbrachten, so künstlich herum zu drehen, und so lächerlich vorzustellen, daß alle Zuhörer so laut lachten, daß man es in der ganzen Capelle und Kirche hören konnte, so, daß man hier eher ein Schauspiel als eine heilige Uebung hätte vermuthen sollen. Ueberdem waren diejenigen, welche ihm Einwürffe machten, entweder ungelehrte Leute, mit denen er bald fertig werden konnte, oder selbst catholisch, welche ihm gerne recht gaben. Und welcher Sieg ist doch leichter, als wenn sich niemand widersetzt?

Wenn

Wenn ſonſt niemand zugegen war, der mit dem Geiſtlichen anbinden wollte, ſo trat ein Schuflicker gegen ihn auf. Dieſen wußte der Prieſter, welcher in dergleichen Dingen ſehr geübt war, auf eine ſeltſame Art abzufertigen, und ihn zu den abgeſchmackteſten Schlüſſen zu bringen. Unter unſern Schuflickern dürfte man wohl wenige antreffen, welche mehr als ihr Handwerk verſtehen. Aber dieſer war ſo ungelehrt nicht. Bisweilen vertheidigte er ſich mit Sprüchen der Schrifft; bisweilen berief er ſich auf die Kirchenväter, und bisweilen entlehnte er ſeine Einwürfe aus der Kirchenhiſtorie. Ich läugnete im Anfange, daß dieſer Opponent ein Schuflicker ſey, und man konnte mich auch nicht eher überzeugen, bis man mich zu ſeiner Bude führte, worinn unſer Philoſoph ſaß, und Schuhe flickte. Sollte man wohl von einem Polyhiſtor eine weitläuftigere Wiſſenſchaft fordern können? Vielleicht trifft man bey uns eben ſo gute Schuflicker an, die ihr Handwerk eben ſo gut verſtehen; aber eine ſolche Gelehrſamkeit dürfte man auch bey dem größten Schuſter in unſern Gegenden vergebens ſuchen. Die andern, welche ſich mit dem Geiſtlichen einlieſſen und ihm widerſprachen, waren Leute von eben derſelben Beſchaffenheit, deßfalls betrat er allemal mit Freuden die Catheder, weil der des Sieges immer vorher gewiß verſichert war.

Zu eben derselben Zeit gegen den Herbst langte ein dänischer Student in Paris an. Dieser faßte den Entschluß, mit dem catholischen Geistlichen anzubinden, weil er in theologischen Strittigkeiten ziemlich geübt war. Weil man aber nur französisch zu disputiren pflegte, und der Student sich in dieser Sprache nicht fertig ausdrucken konnte, so ward ich als ein Herold ausgesandt, den Krieg ordentlich anzukündigen, und zugleich Nachricht einzuziehen, mit was für Waffen man streiten wolle, und ob es nicht erlaubt sey, lateinisch zu disputiren. Der Priester ließ sich dieses gefallen, und setzte einen gewissen Tag feste, da sie zusammen kommen wollten. Sie fingen demnach beyde den Streit an, und erneuerten denselben nachher wieder an verschiedenen Orten mit abwechselnden Glücke. In dem ersten Treffen, welches an dem gewöhnlichen Orte in der Capelle gehalten ward, siegte der Däne. Der Priester verließ mit grossem Eifer sein Catheder, und forderte den Studenten an einem andern Orte der Stadt zu einem neuen Zweykampf aus. Aber mit dem Orte veränderte sich auch das Glücke. Denn da der Geistliche, welcher bisher nur mit solchen Personen gestritten hatte, die er leicht übersehen konnte, wahrnahm, daß er mit einem stärkern Gegner zu thun habe, so nahm er sich sehr in Acht, und disputirte nicht nur ordentlicher und gelehrter, sondern er redete auch besser Latein. Der Fehler des Studenten

denten beſtand hauptſächlich darinn, daß er in der Kirchenhiſtorie nicht ſo ſehr, als in der Polemic erfahren war. Denn ſo bald ſich der Prieſter in die Enge getrieben ſahe, ſo führte er ſeinen Gegner in die Kirchenhiſtorie, als in einen Labyrinth, woraus dieſer ſich nicht wieder zurechte finden konnte. Der Krieg aber ward doch durch dieſe beyde Feldſchlachten nicht geendiget. Sie machten zwar bisweilen einen Stillſtand, aber es kam niemals zu einem völligen Frieden. Denn der Krieg gieng zwiſchen ihnen beyden zu verſchiedenenmalen von neuen an, und ward mit abwechſelden Glücke geführet. Es würde viel zu weitläuftig fallen, wenn ich alle kleine Streiffereyen und die geringen Treffen, welche ſie miteinander hielten, hier erzehlen wollte. Ich will vielmehr nur noch zwo merkwürdige Feldſchlachten anführen, in der einen büßte der Geiſtliche ſehr viel ein. Es entſtand ein Streit unter ihnen wegen einen Partikel, die in der Vulgata durch denn ausgedruckt worden, im hebräiſchen Grundtext aber ſo viel als und bedeutet. Der Student berief ſich auf den Grundtext, und wie er merkte, daß der Prieſter darinn ganz unerfahren war, ſo ließ er denſelben nicht los, ſondern führte ihn, alles Widerſtandes ungeachtet, nach dem gelobten Lande. Worüber aber der Prieſter dergeſtalt erſchrack, daß er nichts darauf zu antworten wußte, ſondern einen andern Gegner auffoderte. Aber das letzte Treffen fiel ſchlecht

für den Studenten aus, da die Frage war: Wem es zukomme, die Schrifft zu erklären? Wie der Geistliche damals von der Catheder stieg, so sahen ihn die Pariser eben so an, wie die Carthaginenser nach der Schlacht bey Cannas den Hannibal. Wenn der Student in der Kirchenhistorie besser wäre erfahren gewesen, so hätte er seinen Gegner mit seinen eignen Waffen bekriegen können. Er hätte ihm nur die Unbeständigkeit der römischen Kirche vorwerfen, und ihm zeigen können, wie sehr die Canones, die auf den Conciliis festgesetzt worden, miteinander streiten. Denn durch solche Gründe kann man die Papisten am besten widerlegen. Aber unsere jungen Geistlichen üben sich nur in der Polemic, und versäumen die Kirchengeschichte, welche Nachläßigkeit öfters den Weg zum Abfall bahnet. Die Papisten pflegen insgemein diese Frage, welche vielen Schein hat, aufzuwerfen. Da die Schrifft so verschiedentlich erklärt, und auf diese Art von den allgemeinen Conciliis, auf eine andere Art aber von einem wittenbergischen Mönchen ausgelegt wird, welchen Weg soll man nun erwählen als den sichersten? Wenn jemand in der Kirchenhistorie sich nicht umgesehen hat, so wird ihm unstreitig die Erklärung die sicherste und beste zu seyn scheinen, welche von so vielen und fast von der ganzen Christlichen Welt angenommen worden. Ein ganz andres Urtheil aber wird derjenige fällen, dem die Betrie-

gerey

gerey der Geiſtlichen, die Unbeſtändigkeit und ſchlechte Beſchaffenheit der Concilien, und die Gewalt, welche ſich die Päpſte dabey angemaſſet haben, aus der Kirchengeſchichte bekannt iſt.

Dieſe Ausſchweifung iſt faſt gar zu lang gerathen, es iſt Zeit, daß ich zu meiner eignen Geſchichte zurücke kehre. Ich merkte, daß mein Stipendium von hundert Reichsthaler in Paris nicht hinreichen würde, und deßfalls war ich in dem erſten Monate ſehr beſorgt, weil ich nach gemachten Ueberſchlag nicht wußte, auf was für eine Art ich mich aus dieſen bedrängten Umſtänden reiſſen ſollte. Man mußte alles ſehr theuer bezahlen, nur die Gelehrſamkeit konnte man um ein geringes kauffen, weil beynahe alle Gelehrte im ganzen Reiche nach Paris, als dem Mittelpunkte des Landes, ſich begeben, wodurch die dortige hohe Schule mit Gelehrten recht beſchweret iſt. Man ſiehet allenthalben ganze Schaaren von Rectoribus, Grammaticis und Juriſten, welche für ein gar geringes Geld die Jugend unterrichten und insgemein Repetiteurs genannt werden. Einer unter dieſen war mein vertrauter Freund. Von demſelben erfuhr ich, daß Paris kein Paradies der Gelehrten ſey, ſondern, daß dieſelben an dieſem Orte ſehr elend leben müßten. Er war in der Arzeneykunſt, wie auch in dem geiſtlichen und weltlichen Recht nicht unerfahren. Dennoch aber erwies er durch ſein Beyſpiel, daß das

Sprüchwort auch ſeine Ausnahme leide, wenn es heißt:

Dat Galenus opes, dat Iuſtinianus honores.

Denn es war zweifelhaft, ob er ärmer oder gelehrter war. Dieſes muß man den Einwohnern von Paris zugeſtehen, daß ſie die Gelehrſamkeit nicht nach dem Barte oder nach den groben Kleidern beurtheilen, wie wohl ehedem zu geſchehen pflegte, ſondern derjenige iſt nach dem Urtheile des gemeinen Mannes der gelehrteſte, der am meiſten geputzt iſt; da im Gegentheil derjenige, der ſchlecht oder unſauber einhergehet, als ſehr ungeſchickt und ungelehrt angeſehen wird. In dem Hauſe, worinnen ich wohnte, hielt ſich auch ein Zahnarzt auf, welcher aber mit ſeiner Kunſt nichts verdiente, weil er ſehr ſparſam und genau lebte. Wie er aber nachher die Gemüthseigenſchaft der Nation kennen lernte, ſo ſchaffte er ſich einen koſtbaren Wagen an, und lebte prächtig, wodurch er ſehr viel Geld erwarb. So ſchwer hält es, daß man den gemeinen Mann in Paris dahin bringe, daß er glaube, was Cäcilianus ſagt:

Saepe eſt etiam ſub pallio ſordido ſapientia.

Mein Wirth, der ein Schneider war, gieng ſtets ſehr geputzt und nett, und gab mir, wie ich mich nach der Urſache ſeiner Aufführung erkundigte, zur Antwort: Wenn ich mich nicht ſo ſauber kleidete, ſo würde man mich für einen ſchlechten Arbeiter halten.

Es ist bereits sowol von alten als neuen Scribenten bemerkt worden, daß die Einwohner in Paris vor allen andern darinn etwas besonders haben, daß sie sich durch Kleinigkeiten, welche in die Augen fallen, so leicht einnehmen lassen, deßfalls sie auch von ihren eigenen Landsleuten, welche umher in den Provinzen wohnen, les Badaux de Paris genannt werden. Denn obgleich Paris, wenn man auf die Menge der Einwohner sieht, allein eine kleine Welt ausmacht, ob man gleich dorten wie auf einem Sammelplatze alles antrifft, was der Fleiß und Hochmuth, die Verschwendung und Eitelkeit der Menschen zuwege bringen kann; ja obgleich Paris eine der fruchtbarsten Städte an Veränderungen und Abwechslungen ist, die man sich nur jemals vorzustellen vermögend ist: So kann doch nicht das allergeringste vorgehen, daß nicht gleich die ganze Stadt in Beweaung gesetzt wird, und alle mit der größten Geschwindigkeit nach der Thüre eilen, um das zu sehen, weßfalls unsere Bauren kaum einen Fuß aus dem Hause setzen würden. Aus dieser Ursache kann auch die Obrigkeit, welche das Naturell ihrer Bürger genau kennet, dieselben durch allerhand lächerliche Aufzüge zu allem, was sie wünschet, bewegen und dadurch in dem Gehorsam erhalten. Selbst in ihrem Aufruhre zeigen sie etwas lächerliches. Auch die ernsthaftesten werden die Historie der Schleuderer nicht ohne lachen lesen können,

welche alles, und auch so gar ihr Brod, wie eine Schleuder machen lassen. Eben so lächerlich war der Aufruhr, der zu den Zeiten Clemens des Eilften wegen der berüchtigten Constitution entstand, da sich die Partheyen durch verschiedene Bänder, die sie à la Constitution oder à la Regence nannten, von einander unterschieden, und dadurch anzeigen wollten, daß sie entweder zu der Parthey des Papstes oder des Regenten gehörten. Manchmal ist ein Aufruhr durch die allergeringsten Dinge gedämpft worden, von dem man vorher besorgte, daß er den Untergang des gemeinen Wesens nach sich ziehen würde. Dieses war dem Cardinal Retz sehr wohl bekannt. Wenn die Bürger sich versammlet hatten, und in der äuserſten Bewegung waren, so pflegte er zu sagen, sie würden schon auseinander gehen, wenn die Zeit käme, daß sie speisen oder spatzieren sollten, denn diese Stunden versäumten die Pariser nicht gerne. Sie nennen dieses mit einem eignen Namen, le Jesheurer.

Ich habe bereits vorher erwehnt, daß der Jurist, mit welchen ich in Paris eine vertraute Freundschaft aufgerichtet, mir den Zustand der Gelehrten so kläglich abgeschildert, daß bey mir alle Hoffnung verschwand, etwas durch das, was ich gelernet hatte, zu verdienen. Doch gab er mir zugleich sehr gute oeconomische Regeln. Ich hatte mein Zimmer in der Vorstadt St. Germain genommen, welche

Gegend

Gegend der Stadt den Fremden am bequemsten ist, da sie nahe bey dem Schlosse, dem Rathhause, dem Opernhause und den öffentlichen Gärten liegt. Und aus dieser Ursache pflegen diejenigen, welche sich blos ihres Vergnügens halber in Paris aufhalten, diese Gegend allen andern vorzuziehen. Man trifft auch deßwegen hier die erfahrensten Wirthe an. Hingegen die Franzosen selbst, welche aus den Provinzen nach Paris kommen, erwählen lieber die Gegend der Stadt, welche die Universität genannt wird, wo alles wohlfeiler, die Luft mehr gereinigt, und das Wasser gesunder ist. In der Vorstadt St. Germain muß man Flußwasser trinken, welches zwar denen Einwohnern selbst keinen Schaden thut, aber den Fremden sehr ungesund ist. Denn diese werden insgemein, ehe sie sich dazu gewohnen, am Fieber oder auch an der Diarrhee krank, welches man in Paris nennt, den Schatz bezahlen oder hänseln. Ich lag einen ganzen Monat an der Diarrhee krank; mein einziger Trost aber bestand darinn, daß alle Fremde mit mir ein gleiches Schicksal erfahren mußten.

Mit der Zeit ward ich in der Haushaltungskunst so erfahren, daß ich meinen Lehrmeister selbst darinn übertraf. Wenn nachher ein Däne oder Norweger nach Paris kam, und sich wegen solcher Umstände bey dem Bibliothecario Bormann, dessen ich bereits oben erwehnt,

erkundigen wollte, so wies er denselben mit diesen Worten zu mir, da habt ihr einen Landsmann, welcher die pariſiſche Oeconomie weit beſſer, als ich verſtehet.

Wie ich die Vorſtadt St. Germain verließ, so erhielt ich ein Zimmer nahe bey der Sorbonne für einen ſehr geringen Preis. Dieſe Gegend iſt ganz mit armen Studenten, theils Franzoſen, theils catholiſchen Irländern angefüllt. Mit dieſen letztern gerieth ich leicht in Bekanntſchaft, weil ich engliſch konnte. Unter denen, mit welchen ich umgieng, befanden ſich auch Miniſter und Räthe des St. Georgordens; ihr Umgang aber war mir gar nicht koſtbar, weil ihr Adel, nicht aber ihr Reichthum ſie allein von dem gemeinen Volke unterſchied. Sie waren auch gar nicht hochmüthig. Ein Glas Bier und eine Pfeiffe Toback verſchmäheten ſie nicht, und in Ermangelung andrer Confituren konnte man ihnen dieſes ohne Bedenken vorſetzen. Wie ich einmal vom einem adelichen Irländer zur Hochzeit geladen ward, ſo beſtand das ganze Gaſtmahl in Käſe, verſchimmelten Brod, und ſchlechten Wein; mehr war nicht vorhanden. Die Nebengerichte waren Küſſe, denn wir küßten alle die neue Braut, auch ſogar in der Kirchen, welches bey den Irländern gebräuchlich iſt. Mir aber gefiel dieſe Gewohnheit nicht. Denn unſre Braut war ſo beſchaffen:

Quali per mediam noliſ occurrere noctem.

Die

Die meiſten Irländer, welche ſich in Paris aufhalten, leben von öffentlichen Geldern, weil ſie kein Bedenken tragen, zu behaupten, daß ſie wegen der Religion ihr Vaterland verlaſſen haben. Sie reden alle von groſſen Mitteln, und von ihrem hohen Stande, welche Vorzüge aber von ihnen der Religion wegen willig verlaſſen worden. Uebrigens aber kann man ſie durch ihre Aufführung im geringſten nicht von dem gemeinen Manne unterſcheiden, wenn man den Hochmuth allein ausnimmt, womit ſie geplagt werden. Ihre Lebensart iſt ſo grob und gemein, daß ich mich mit der Zeit ihres Umgangs gänzlich entſchlug, und die Freundſchaft der Franzoſen wieder ſuchte. Denn ob ſolche gleich ſehr leichtſinnig und unbeſtändig ſind, ſo zwingen ſie doch einen jeden durch ihr angenehmes Weſen, daß man ſie wider ſeinen Willen lieben muß. Wie aber keine Regel ſo feſte iſt, daß ſie nicht ihre Ausnahme haben ſollte, ſo bemerkte ich auch noch bey einigen Franzoſen gewiſſe Ueberbleibſel der alten Grobheit. Denn es ſchien, als wenn diejenigen, welche mit mir in einem Hauſe wohnten, die franzöſiſche Artigkeit ganz verbannt hätten. Sie waren alle hypochondriſch und murriſch, bis auf die Wirthin; aber dieſer Fehler ward durch einen ſehr redlichen und aufrichtigen Umgang reichlich wieder erſetzt. Weil ich ſelbſt hypochondriſch bin, ſo glaubte ich, daß ich durch eine magnetiſche Kraft in dieſes Haus gezogen

worden,

worden, wo ich alles fand, was meinem Sinne und Wunsche in der ganzen Stadt gemäß war. Wenn man ein Verzeichniß von denen hypochondrischen Personen in ganz Paris hätte machen wollen, so würde man nicht so viele in den allergrößten Gassen der Stadt, als in diesem Hause allein angetroffen haben. Unter allen war keiner ärger und murrischer, als ein Studiosus theologiä, welche dorten alle Abbé genannt werden. Er war aber ehrlich, aufrichtig, und ein sehr treuer Freund seiner Freunde, daß man ihm alles sicher und ohne das geringste Bedenken übergeben konnte. Ich faßte auch daher ein solches Vertrauen zu ihm, daß ich alles, was ich hatte, bis zu meiner Wiederkunft in seine Hände gab, da ich nach Italien reisete.

Kurz darauf kamen viele von meinen Landsleuten in Paris an. Der erste, den ich sahe, war Michael Kög, ein vortreflicher Medailliſt. Er hatte nebst mir die Schule zu Bergen besucht, und der berühmte Lintrup hatte ihn würdig befunden, daß er die hohe Schule in Kopenhagen mit Nutzen besuchen konnte; wo er sich auch eine Zeitlang aufhielt. Nicht lange darauf aber verließ er das Studiren, und legte sich auf diese Kunst, worinn er innerhalb einer kurzen Zeit der beste Meister bey uns geworden. Wie er nach Paris kam, so legte er seine Probe ab, und ward in königliche Dienste aufgenommen. Nach ihm kamen noch mehrere von

meinen

meinen Landsleuten, und deßfalls hörte ich völlig auf zu philoſophiren.

Ich war nunmehr anderthalb Jahr in Paris geweſen, und war nicht damit vergnügt, daß ich Frankreich, Deutſchland, Holland und England geſehen, ſondern ich hatte eine groſſe Begierde, noch mehrere Länder zu ſehen. Die Luſt auſſerhalb Landes und immer weiter zu reiſen vergröſſert ſich allezeit mehr und mehr, und hält eben ſo wenig Maaſſe, als derjenige ſich halten kann, der von einem ſteilen Berge herabläufft. Ich hörte von einem franzöſiſchen Studenten, daß eine Reiſe von Paris nach Rom nicht mehr koſte, als zwanzig Reichsthaler. Dieſes war mir eine überaus angenehme Nachricht, und nachdem ich mir alle Umſtände von ihm erzehlen laſſen, ſo konnte ich mich dieſer Gedanken nicht wieder entſchlagen. Auf der einen Seite hatte ich mit der Luſt zu kämpfen, auf der andern aber ſtund die Vernunft, und widerrieth mein thörichtes Unternehmen. Hier machten mich mein ſchwacher Cörper, mein geringes Vermögen, Banditen, Seeräuber, Staub und Hitze unruhig: Dort aber winkte mir die eitle Ehre, wodurch die Menſchen, und inſonderheit meine Landsleute, angetrieben werden, daß ſie kein Bedenken tragen, auſſerhalb Landes zu reiſen, um dasjenige zu ſehen, was ſie mit viel geringerer Gefahr in ihrem eigenen Vaterlande eben ſo gut ſehen könnten. Ich ſtritte eine lange Zeit mit mir ſelbſt, endlich ward den-

dennoch die Vernunft durch die Lust überwunden, und ich faßte den Entschluß, die Reise anzutreten. Dieses gab Anlaß zu dem Gerüchte, welches man in meinem Vaterlande von mir ausstreuete, daß ich meine Religion verändert hätte, und niemals wieder zurücke kommen würde.

Im Anfang des Augustmonats gieng ich mit einer Schoyte gerade nach Auxerre. Die Einwohner dieses Orts scheinen sehr andächtig zu seyn. Denn die Bildsäule des heiligen Christoph, welchen man hier siehet, ist weit grösser, als die Bildsäule dieses Heiligen zu Paris, obgleich diese auch so groß ist, daß ein Altar zwischen den Beinen stehet, worauf die Catholicken in der Marienkirche Messe halten. Beyde Städte verehren den heiligen Christoph mit grosser Andacht, welcher aus den größten Statuen erhellet, die sie ihm zu Ehren errichtet haben. Doch gehöret Auxerre in diesem Stücke der Vorzug. Diese ganze Reise kostete mir nicht mehr, als fünf oder sechs Gulden, da doch Paris und Auxerre einige Tagereisen weit von einander entfernt sind. Dieses aber war mir am beschwerlichsten, daß wir auch des Nachts fahren mußten, denn unter so vielen Reisenden kann man niemals zum Schlaf gelangen. Einige lehnten sich an die Wand, einige lagen einander auf die Arme, einige steckten die Köpfe zusammen, und es schien mehr, daß sie schliefen, als daß sie wirklich schlafen sollten.

Den-

Dennoch legte ich diese Reise nicht ohne Vergnügen ab. Denn das Ufer ist allenthalben mit Wäldern oder Feldfrüchten besetzt, hin und wieder sind auch einige Städte an diesen Flüssen gebauet, welcher Anblick dem Auge eine angenehme Veränderung macht, und endlich fehlte es auch nicht an allerhand Scherz und lustigen Historien. Ich sahe, daß der größte Theil meiner Reisegefährten den Entschluß faßte, zu Fusse weiter zu gehen. Ich folgte ihren ruhmwürdigen Fußstapfen nach, welches mir auch am dienlichsten war, und gieng zu Fuß nach Chalons in Burgund. Auf dieser Reise brachte ich sechs Tage zu. Ich erwählte zu meinen Reisegefährten diejenigen, welche ich für die besten und aufrichtigsten ansahe. Aber ich ward sehr betrogen, und fand, daß der Poet wahr gesagt:

Nimium ne crede colori.

Denn unter diesen dreyen Reisegefährten war nur ein einziger befindlich, der ehrlich und wohlgesittet war, dem ich aber im Anfang gar nichts gutes zutrauete. Die andern beyden waren nichtswürdige Leute. Auf der Reise hörte ich nichts anders von ihnen, als Lügen, und ein unzüchtiges und unnützes Geschwätze, wodurch sie hinlänglich zu erkennen gaben, zu was vor einem herrlichen Leben sie müßten gewohnt seyn. Uebrigens war ihre Aufführung nicht ganz ungeschickt, sondern sie hatten noch etwas artiges im Umgange aus Paris an sich.

Einer

Einer von ihnen versicherte sehr hoch, daß er mehr als zwanzig Maitressen von vornehmen Stande herrechnen könne, mit denen er in Paris sehr vertraut umgegangen. Der andere gab uns von einigen neuen, und wie er sie nannte, sehr klugen, und noch nicht gemeinen Eydschwüren Nachricht, die er in Paris gelernet, und die in denen Provinzen noch nicht gebräuchlich wären. Ob sie gleich der päpstlichen Kirche zugethan waren, so fand ich doch, daß die Verehrung der Heiligen ihnen nicht sonderlich zu Herzen gieng. Denn da wir mitten in Burgund waren, überfiel uns ein so heffiger Platzregen, daß wir in eine Bauerhütte, die wir auf dem Wege antraffen, fliehen mußten. Hier erzehlte uns ein altes Weib, daß die Einwohner diesen Regen durch eine feyerliche Procession von einem gewissen Heiligen, der ein Patron des Orts war, erbeten hätten. Wie aber die Frau dieses mit aufgehobenen Händen sagte, so ward einer von meinen Reisegefährten, der am Fenster stand, und seine Kleider trocknete, darüber so erbittert, daß er derselben im Zorn antwortete: Que le diable vous emporte avec votre bougre de Saint. Ich hörte sonst auch von ihnen, daß sie die meisten Heiligen absetzen würden, wenn man ihnen zuliesse, eine Reformation unter denselben vorzunehmen. Aber den Patriarchen Noah würden sie sich zum Patron wählen, weil er die Kunst erfunden, Weinberge anzulegen.

legen. Nichts destoweniger fielen sie doch alle Abend, ehe sie zu Bette giengen, auf die Knie, und beteten sehr andächtig. Sie wunderten sich, daß ich nicht ein gleiches that. Ich aber bewunderte die Verwegenheit dieser gottlosen Leute noch weit mehr, welche ein so ruchloses Leben führten, und sich doch nicht scheueten, sich so oft vor dem Angesichte GOttes einzustellen. Der dritte von meinen Gefährten war ein Apotheker aus Lyon, welchen ich als meinen Schutzgeist ansahe. Denn wenn derselbe bey mir war, so befürchtete ich nichts, weil er mir aufs verbindlichste die Versicherung gegeben hatte, daß er mir auf alle Art dienen wollte; und wenn die andern Strittigkeiten anzufangen Lust bezeugten, so hätte er Kräfte und Muth genug, es mit beyden aufzunehmen. Wie ich aber einmal des Abends des rechten Weges verfehlte, so büßte ich zugleich meinen Patron ein, und war gezwungen, mit dem andern gottlosen Menschen durch die engen Wege zu gehen, worauf mich derselbe geführt hatte. Wie ich dieses merkte, so gerieth ich in eine grosse Angst.

Obstupui, steteruntque comæ, vox faucibus hæsit.

Sobald er aber meine Furcht wahrnahm, so fieng er an, mich mit allerhand Scheltworten zu belegen, und mir zugleich mit dem Degen, an welchem er öfters die Hand legte, zu drohen. Hiedurch ward meine Angst verdoppelt, ich

sahe mich nach der Flucht um, aber ich sahe keine Gelegenheit zu entfliehen, da ich wußte, daß er schneller lauffen konnte, und stärker als ich war. Wie er aber mit seinem Degen ohne Unterlaß ins Gebüsche hauete, und dadurch einen Ausgang suchte, so verlohr er denselben in dem Gesträuche. Er ward durch diesen Verlust noch mehr erbittert, mir aber gereichte dieser Zufall zu einem grossen Troste. Ich verbarg aber meine deßfalls geschöpfte Freude auf alle Art, und stellte mich vielmehr, als wenn mir dieser Zufall sehr zu Herzen gienge. Ich suchte, dem Schein nach, eben so sorgfältig als er in dem Gesträuche, um den Degen wieder zu finden, ob ich gleich sehr erfreuet war, daß er denselben verlohren, und ich es am liebsten gesehen hätte, wenn er ganz nackend gewesen wäre. Ich suchte den Degen sehr lange, oder ich stellte mich vielmehr, als wenn ich ihn suchte, denn wenn ich ihn gleich gefunden hätte, so würde ich denselben doch meinen Gefährten nicht wiedergegeben haben, da er mich vor kurzer Zeit mit demselben gedrohet hatte. Endlich trafen wir ohngefehr einige Bauren an, welche uns wieder auf den rechten Weg brachten. Wir trafen endlich unsere andern Reisegefährten in einem Wirthshause wieder an. Ich erzehlte dem Apotheker das Unglück, welches mir inzwischen begegnet war, und wir faßten im Anfange den Entschluß, allein unsere Reise fortzusetzen. Weil wir aber

nur

nur vier Meilen von Chalons entfernet waren, so verbargen wir unsern Verdruß, und blieben in ihrer Gesellschaft. Von Chalons reiseten wir mit einer Schoyte nach Lyon.

Auf dieser Reise hatte ich nebst meinen andern Reisegefährten ein grosses Vergnügen an einem Abte, welcher ein eifriger Cartesianer, und in der lateinischen und griechischen Litteratur sehr wohl erfahren war. So grosse Wissenschaft er aber auch besaß, so grob und ungeschickt war seine Aufführung. Er konnte mit niemanden Frieden halten, und ward deßwegen auch von allen wieder angegriffen. Ich ruhete einige Tage zu Lyon aus, welche Stadt an Grösse, Zierde und schönen Gebäuden keiner Stadt in Frankreich, als Paris, etwas nachgiebt. Es schien, als wenn ich in eine neue Welt gekommen wäre, so sehr sind die Einwohner in Lyon von denen andern Franzosen in dem nordlichen Theil Frankreichs, in Absicht auf die Sprache, Lebensart und Sitten, unterschieden. Die Stadt war damals wegen des Todes Ludwig des Vierzehenden in grosser Bestürzung, und wie insgemein die Todesfälle grosser Herren durch wunderbare Begebenheiten pflegen vorher verkündiget zu werden, so bildete sich auch damals der Pöbel in Lyon ein, daß der Geist des Königs hin und wieder erschienen sey. Ich konnte aber nicht alles, was sie sagten, verstehen, weil ich das Gaskonische, was sie redeten, nicht verstand.

Diese Sprache ist aus der italiänischen und spanischen zusammengesetzt, und ist also keiner von beyden vollkommen ähnlich, weil sie von beyden etwas angenommen hat. Z. E. anstatt lieu und poule sagen die Gaskonier lega und gallina; und aus dieser Ursache können auch die übrigen Franzosen sie nicht verstehen. Von Lyon gieng ich mit einer Schoyte nach Avignon. Diese Reise ist sehr bequem. Denn sie bedienen sich keiner Treckschoyten, sondern sie gehen allein mit dem Strome nieder über die Rhone. Der Strom ist zu gewissen Zeiten so stark, daß das Schiff leicht Schaden nehmen kann, wenn nicht ein verständiger und erfahrner Steuermann am Ruder sitzet. Denn das Schiff will sich bisweilen durch das Ruder nicht regieren lassen. Wir legten also diese vierzig gaskonische Meilen ohne Segel und Ruder in zwey Tagen zurücke, und daher rührt es, daß man kaum mit aller Macht wieder hinauf kommen kann, wenn der Strom stark niedergehet. Nun waren nur noch siebzehn Meilen durch Provence übrig. Diesen Weg gieng ich mit dem größten Vergnügen. Denn man trifft daselbst mehrere Städte als Dörfer an. Das Feld ist mit Korn, Wiesen, Weinbergen und kleinen Wäldern allenthalben angefüllet, daß es scheint, als ob man stets in einem Garten gienge. Und daß ich alles kurz zusammen fasse, ich habe niemals ein Land gesehen, welches fruchtbarer und angenehmer gewesen

wesen wäre, als dieses. Wie ich aber auch diesen Weg zurück gelegt hatte, so stellte ich mir mein thörichtes Unternehmen recht lebhaft vor Augen, daß ich mich durch eine blinde Lust so sehr hinreissen lassen, und mich einer so grossen Gefahr und so vieler Beschwerlichkeit unterworfen. Mein Gemüth aber ward bald wieder beruhiget, da ich mir vorstellte, daß ich das schwerste bereits überwunden, und daß ich in einer kurzen Zeit über alles, was mir etwa noch bevorstünde, würde gesiegt haben. Ueberdem gefiel es mir zu Marseille sehr gut, woselbst ich vieles sahe, was ich vorher noch niemals gesehen hatte, und wodurch meine Neugierde sehr gereitzt ward. Ich sahe daselbst verschiedene orientalische Nationen, eine grosse Menge Galeeren, und viele christliche und türkische Gefangene, welche das Eisen, so ihnen entweder an die Hände oder Füsse geschmiedet war, durch die Stadt schleppten. Dieser Anblick sollte einem billig Thränen auspressen, bey mir aber erweckte er eine Art des Vergnügens, weil ich solches vorher noch niemals gesehen hatte.

Ausser den Galeeren war der Hafen auch mit andern Schiffen angefüllet, die segelfertig lagen, und nach Constantinopel, Smyrna, Alexandrien und andere Städte an dem mittelländischen Meere abgehen wollten. Der blosse Anblick des mittelländischen Meeres erweckte in mir eine besondere Freude, weil mich dünkte, ich sey in einer kurzen Zeit in eine neue Welt

gekommen. Ausserhalb der Stadt auf dem Feld sollte man im Anfange fast glauben, als wenn viele Städte beyeinander lägen. Denn die Dörfer sind an einigen Orten in einer sehr geringen Entfernung voneinander angelegt, an andern Orten aber liegen sie ganz nahe beysammen. Insonderheit gefiel mir der Ort, wo sich die Kaufleute zu versammlen pflegen, und den die Einwohner les loges nennen, so wol wegen des prächtigen Gebäudes, als auch wegen der grossen Anzahl der daselbst befindlichen Kaufleute, welche in Absicht auf die Sprache und Sitten mit den übrigen europäischen nicht übereinstimmen, doch schienen mir die Einwohner an diesem Orte nicht so umgänglich und wohlgesittet zu seyn, als die andern Franzosen. Aus dieser Ursache pflegen auch die Italiäner, welche den Städten gewisse Beynamen geben, diese Stadt Marsigli la brutta zu nennen.

Da ich mich acht Tage zu Marseille aufgehalten hatte, gieng ich zu Schiffe nach Genua. Man kann in den Hafen zu Marseille nicht gut hineinkommen, und es fällt eben so schwer, wenn man aus demselben wieder hinaus ins Meer will. Denn man muß gleichsam in einem Kreyse segeln, ehe man in die offenbare See kommen kann. Je beschwerlicher es aber ist, in diesen Hafen zu kommen, oder auch aus demselben wieder in die See zu gelangen, desto sicherer liegen auch die Schiffe in demselben. Denn die Macht der Wellen wird allemal vor-

her gebrochen, ehe sie in den Hafen dringen, und wenn es in der See am stärksten stürmt, so merkt man im Haven nur sehr wenig davon. Ich übergehe alles, was uns auf dieser Schiffahrt begegnete. Wie oft wir guten Wind gehabt und wie oft uns derselbe entgegen gewesen. Denn ich besorge, daß ich durch die auf den Schiffen gebräuchliche Redensarten, Südwest, Nordost ꝛc. ihr zärtliches Gehör beleidigen möchte. Dieses einzige will ich nur anführen, daß ich auf dieser Reise durch ein Fieber sehr angegriffen ward. Es ist sehr glaublich, daß ich mir solches dadurch zugezogen, daß ich gar zu viele Trauben gegessen, denn daher entstehet die meiste Zeit ein Fieber, insonderheit, wenn die Trauben noch unreif sind. Das Fieber nahm so sehr überhand, daß ich acht Tage in der Kajüte des Schiffers zubringen mußte. Meine andern Reisegefährten aber traten öfters ans Land, sich zu erfrischen. Wie sie einmal vom Lande wieder an Bord kamen, so erzehlten sie mir mit einem grossen Gelächter, daß die Einwohner in einer gewissen Stadt in Ligurien eine ganz wunderliche Sprache redeten. Sie sagten mir auch verschiedene Wörter, die weder französisch noch italiänisch waren. Z. E. Tosa, wodurch sie eine Magd anzeigten. Die Norweger pflegen noch heutiges Tages eine Magd Tosa oder Tausa zu nennen, und daher zweifelte ich nicht, daß dieses Wort der Gothen und Longobarden annoch

den Urſprung ſchuldig ſey, wie verſchiedene andre. Z. E. Toſca, Stuffo, Stalla, Stivali ꝛc.

Wie ich nach Genua gekommen war, ſo hoffte ich, durch Hülfe einiger Arzeneyen in kurzer Zeit von meinem Fieber befreyet zu werden. Aber meine Krankheit nahm ſo ſehr zu, daß ich gezwungen ward, das Bette zu hüten. Gleich darauf aber verwandelte ſich mein Fieber in ein Quartanfieber, und man ſagte mir in Genua, daß ſolches den ganzen Winter durch anhalten würde. Wenn man im Sommer mit dem Fieber befallen wird, ſo verwandelt ſich daſſelbe gegen den Herbſt allemal in ein Quartanfieber, und währet den ganzen Winter durch, welches Juvenal bereits zu ſeinen Zeiten durch dieſe Worte bemerkt hat:

Autumno quartanam ſperantibus aegris.

Ich würde mit Gedult dieſen harten Zufall überſtanden haben, wenn mir derſelbe nur in einem andern Lande, als Italien, und in einer andern Stadt, als Genua, begegnet wäre. Denn an dieſem Orte mußte ich erfahren, daß die Gottesfurcht, Barmherzigkeit, und andere chriſtliche Tugenden bey den Wirthen niemals einen Eingang gewonnen. Denn wenn ſie von den Italiänern ſelbſt Genti ſenza fede genannt werden, ſo können ſie gewiß von andern keinen beſſern Ruhm erwarten, ja, da die Genueſer ſelbſt die Wirthe Raben nennen, ſo können die Fremden dieſelben ſicher mit dem Namen der

Wölfe

Wölfe belegen. Mein Wirth war von eben einer ſolchen Gemüthsart. Er rechnete nicht, wie viele Nächte ich bey ihm zugebracht, wie andere Wirthe zu thun pflegen, ſondern er zählte jede Stunde, da ich ſchlief, und wenn ich mich Nachmittags aus Mattigkeit bisweilen auf das Bette warf, ſo forderte er für eine jede Stunde Geld, und ſagte: Tanto per la notte, e tanto per il giorno.

Endlich griff mich die Krankheit ſo ſtark an, daß ich an meinem Aufkommen zweifelte. Sie können leicht erachten, mein Herr, wie ſehr ich meine thörichte Reiſe werde bereuet haben, da ich in Paris den Winter ſehr vergnügt bey meinen vertrauten Freunden hätte zubringen können. Hier lag ich ohne alle menſchliche Hülfe, es war niemand vorhanden, welcher meinen ſinkenden Körper durch ſeine Hülfe unterſtützte, und ich hatte keinen Freund, der ſich meiner Seele, die bereits auf ihrer Flucht begriffen war, annehmen, und ſolche zu dem wichtigen Schritte, den ſie thun ſollte, bereiten konnte. Dennoch verbarg ich meine gefährliche Krankheit, ſo viel es nur immer möglich war, weil ich mich für die Mönche fürchtete, die durch ihr ungereimtes Geſchwätze mich vollends mit leichter Mühe würden hingerichtet haben. Ich überließ demnach alles dem Höchſten und deſſen Vorſehung; ich ſprach mir ſelbſt einen Muth ein, und widerſtand dem Kummer, ſo gut ich konnte; ich ertrug alles mit Gedult, und ver-

barg meine Krankheit. Dieſelbe ward auch wirklich dadurch, daß ich mich ſo hart hielte, nicht nur gebrochen, ſondern das Glück ſchien mir auch wieder gewogener zu werden. Denn da ich einmal aus dem Fenſter ſahe, und einen jungen Franzoſen erblickte, ſo bat ich denſelben, ob ich ihn gleich ſonſt nicht gar genau kannte, daß er zu mir kommen möchte, und ſtattete ihm von meinen Widerwärtigkeiten, die ich hier erdultet hatte, einen umſtändlichen Bericht ab. Er trug Mitleiden mit mir, und ſagte dem Wirthe derbe Wahrheiten. Dieſer aber blieb ihm nichts ſchuldig, weßfalls der Franzoſe ſo erbittert ward, daß er aus allen Kräfften auf ihn zuſchlug; der Wirth erſetzte dieſes nach äuſſerſten Vermögen wieder; welches alles ich durch eine Ritze in der Thüre mit anſahe. Wie endlich der Streit geendiget war, ſo kam der Franzoſe wieder in mein Zimmer, und bat mich, daß ich meine Sachen zuſammen ſuchen möchte, weil er mir eine andere Wohnung anweiſen wollte. Wie ich auf eine ſo glückliche Art aus dieſem Raubneſte entwiſcht war, ſo erholte ich mich in meinem neuen Quartier in kurzer Zeit ſo ſehr wieder, daß ich, wenn das Fieber etwas nachließ, ausgehen konnte. Ich bewunderte die prächtigen Gebäude dieſer Stadt ungemein, welche ich weit ſchöner und herrlicher fand, als ich jemals gedacht, oder als mir ſolche auch von andern beſchrieben worden. In der Gaſſe, welche Strada nuova genannt

nannt wird, ſiehet man keine Häuſer, ſondern lauter Palläſte. In den andern Straſſen der Stadt, ob ſie gleich mit der ſogenannten neuen Gaſſe nicht können verglichen werden, trifft man dennoch auch ſehr herrliche und prächtige Gebäude an, unter denen einige von Marmor aufgeführet worden; und die man nicht ohne Erſtaunen und ohne die gröſte Bewunderung ſehen kann. In den meiſten Kirchen ſind die Wände und der Fußboden mit Marmor überzogen. In dieſer Stadt hörte ich auch zum erſtenmal ein italiäniſches Concert; da aber die Genueſer in vielen Stücken, wegen der Nachbarſchafft, mit den Franzoſen übereinſtimmen, ſo ſind ihre Concerte auch den franzöſiſchen ähnlich, denn ſie brauchen viele blaſende Inſtrumente, welche bey den andern Italiänern mehrentheils abgeſchafft worden. In der Vocalmuſic ſcheint es, als wenn ſie weinen, ſo daß ich auch glaubte, wie ich dieſes zum erſtenmal hörte, daß der Sänger von dem Director geſchlagen worden, und gezwungen ſey, wider ſeinen Willen zu ſingen. Aber ich habe befunden, daß dieſes an andern Orten in Italien ebenfalls geſchiehet. Und deßwegen iſt das Sprichwort der Franzoſen nicht aus Neid entſtanden, wenn ſie ſagen: Die Italiäner weinen.

Die Regierungsform zu Genua iſt ariſtocratiſch, und die Stadt wird durch den Adel regieret. Der vornehmſte im Rath wird der Doge genannt. Dieſe Würde bleibt nicht beſtän-

ſtändig bey einer Perſon, wie bey den Venetianern gewöhnlich iſt, ſondern ſie wechſelt ab. Zu der Zeit, wie ich in Genua war, legte eben ein Doge ſein Amt nieder, und ein andrer ward wieder an des vorigen Stelle erwählt, welches alles aber mit ſo wenigem Geräuſche vollzogen ward, daß an vielen Orten ein weit gröſſerer Auflauff iſt, wenn nur ein neuer Rector auf einer Academie erwählet wird. Die Genueſer ſind dergleichen Umſtände bereits ſo ſehr gewohnt, daß ſie keinen Fuß aus der Thüre ſetzen, die Proceßion anzuſehen. Ich gieng eben damals durch die Stadt, und traf einen Hauffen Soldaten an, welche meiſtentheils alle Corſen waren. Auf meine Frage: Warum ſie ſich verſammlet hätten? erhielte ich die Antwort, daß ihr neues Oberhaupt nicht weit mehr entfernt wäre. Gleich darauf kam er auch mit der ganzen Proceßion, und gieng in die Kirche, um ſeine Dankſagung gegen GOtt abzulegen. Wie aber die Trommelſchläger anfingen die Trommel zu rühren, ſo konnte ich das Lachen kaum verbergen. Denn ſie ſchlugen eben ſo oft auf den Rand der Trommel, als auf das Fell, welchen Gebrauch ich aber nicht allein zu Genua, ſondern auch an andern Orten Italiens wahrgenommen habe.

Vierzehen Tage hielt ich mich zu Genua auf, und in dieſer Zeit bemühete ich mich, die Gemüthseigenſchaft dieſer Nation kennen zu lernen. Ich fand, daß ſie alle ſehr höflich und

wohl-

wohlgesittet waren, bis auf die Fuhrleute und Matrosen. Zugleich aber bemerkte ich auch eine grosse Falschheit an ihnen. Insonderheit sind sie so grosse Meister im Lügen, daß sie auch den Cretensern, wie solche zu den Zeiten des Epimenides beschaffen waren, darinn den Vorzug streitig machen könnten. Dieses Urtheil aber rührt die Vornehmsten dieses Volks nicht, mit denen ich nicht das Glück gehabt, umzugehen. Denn vielleicht haben dieselben eben so wenig Theil an den Lastern der Nation, als die vornehmen Personen in England. Ich rede blos von dem Pöbel, welcher sich so stark in dieser Kunst übet, als wenn eine Belohnung von der Obrigkeit darauf gesetzt wäre.

Der junge Franzose, dem ich meine Gesundheit und meine Freyheit zu danken hatte, reisete nach einigen Tagen mit eben demselben Schiffe von Genua wieder weg, mit welchem ich angekommen war. Er ward von allen für einen Franzosen gehalten, denn er redete das französische so zierlich und rein, als wenn er in Paris oder Orleans gebohren wäre. Gleich darauf aber erfuhr ich, daß er sein rechtes Vaterland verhehlt habe. Denn mein Wirth zeigte mir das Buch, worinn alle Fremde auf Befehl des Raths ihre Namen aufzeichnen müssen. Hier fand ich seinen rechten Namen und sein wahres Vaterland, Carolo Montfort, Danese. Ich freuete mich herzlich, daß mir ein so grosser Dienst durch einen mir unbekannten Landsmann

mann erwiesen worden. Denn er wußte meinen Namen auch nicht, und woher ich gebürtig war. Ich verhehlte beydes in Italien. Wenn man sich bey mir erkundigte, welches mein Vaterland sey, so antwortete ich, Achen; und wenn man meinen Namen wissen wollte, so gab ich zur Antwort, Michael Rög. Diesen Namen hatte ich von meinem Landsmanne Michael Rög entlehnet. Wie ich nach Italien reisen wollte, und mit keinem Passe versehen war, so gab mir derselbe seinen Paß, damit ich desto sicherer fortkommen möchte.

Nicht lange nach der Abreise meines Landsmannes, dessen ich vorher erwehnt habe, gieng ich mit einem Schiffe nach Rom. Hier erfuhr ich neue Beschwerlichkeiten. Ich war von meinem Fieber noch nicht befreyet; und die Seeräuber schwebten mir auch stets vor Augen, welche das mittelländische Meer bis in den Herbst durchzustreiffen pflegen, um welche Zeit sie wieder nach Hause zu kehren gewohnt sind.

Ich besorgte aber nicht unbillig, daß sie wegen der ungewöhnlichen Meeresstille, die wir damals hatten, ihre ordentliche Rückreise etwas weiter hinaus setzen dürften. Unser Schiff führte zwar zwo Canonen, aber dadurch konnte man gegen ein Kriegsschiff, welches mit Stücken und Musqueten gut versehen ist, nicht viel ausrichten. Und obgleich auf unserm Schiffe vierzig Personen, ohne das Schiffsvolk, befindlich waren, so konnte man sich doch auf

dieſelben ſehr wenig verlaſſen. Es waren zehn Mönche darunter, welche zitterten, ſo oft ſie nur von den Türken reden hörten, und ſechs Frauenzimmer, welche die Kajüte des Schiffers für ſich gemiethet hatten. Daher war ich nebſt meinen andern Reiſegefährten gezwungen, auf dem Tauwerk oben auf dem Verdeck zu liegen, welches mir inſonderheit ſehr beſchwerlich fiel, da ich mich noch mit meinem Fieber ſchleppen mußte. Unter meinen Reiſegefährten befand ſich auch ein franzöſiſcher Capitain, welcher in Kayſerlichen Dienſten geſtanden hatte. Dieſer trug Mitleiden mit meinem elenden Zuſtande, und erwies mir groſſe Gefälligkeiten. Er liehe mir ſeinen Mantel und ſein übriges Reiſegeräthe, daß ich mich damit zudecken konnte. Er aber lag ganz frey unter offenen Himmel.

Wir hatten Genua kaum aus dem Geſichte verlohren, ſo ſahen wir ſchon die von den Italiänern alſo genannten Sbirri, deren Amt darinn beſtehet, daß ſie die auf dem Schiffe befindlichen Waaren unterſuchen, und wenn ſie verbotene Waaren antreffen, diejenigen ſtrafen, welche ſolche einzuführen willens geweſen. Wenn man die türkiſchen Seeräuber ausnimmt, ſo fürchten ſich die Schiffer für niemanden ſo ſehr, als für dieſe Sbirri, inſonderheit, wenn ſie kein gutes Gewiſſen haben. Wir wurden durch dieſe Unterſuchung zwo Stunden aufgehalten, ehe wir weiter ſegeln konnten. Kaum aber hatten wir einige Meilen zurückgelegt,

legt, so war der Wind völlig still, und uns endlich ganz entgegen. Wir waren deßwegen genöthiget, nachdem wir lange in der See herum geschwebt, zu Porto Verdo, einem Hafen in Ligurien, einzulauffen, wo wir so lange zu bleiben gedachten, bis der Wind sich ändern würde. Wir lagen neun Tage in diesem Hafen, weil der Wind uns noch stets zuwider war. Meine Reisegefährten suchten sich auf allerhand Art ein Vergnügen zu machen. Ich aber entzog mich ihrer Gesellschaft, und schützte mein Fieber vor, wodurch ich gezwungen würde, sehr enthaltsam und ordentlich zu leben. Sie sahen diese Entschuldigung auch für gültig an, und meine Casse befand sich zugleich sehr wohl dabey. Das italiänische Frauenzimmer hielt sich die ganze Zeit über beständig in der Kajüte des Schiffers auf, ausser einer Frau aus Rom, welche sich bisweilen nebst ihrem Manne ans Land setzen ließ. Diese Frau sprach auf der ganzen Reise fast kein Wort. Die Franzosen, welche vor allen andern Nationen am meisten zum Umgange mit andern geschickt sind, wandten ihre ganze Beredsamkeit an, das Stillschweigen dieser Frauen zu unterbrechen, aber vergebens. Wenn sie mit uns speisete, so sahe sie niemanden an, geschweige denn, daß sie mit jemanden hätte reden sollen. Mich allein durfte sie nicht nur ansehen, sondern sie hatte auch die Freyheit, mir eine kurze Antwort zu ertheilen, wenn ich mich einiger

Sachen

Sachen halber bey ihr erkundigte. Denn da ich beynahe halb todt war, so konnte ich auch dem eifersüchtigsten Manne nicht verdächtig seyn. Ich sahe so ohnmächtig und fast erstorben aus, daß man mich ohne Bedenken zum Aufseher eines türkischen oder persischen Serails hätte machen können.

Weil der Wind uns so lange entgegen war, so nahmen die Mönche, welche sich mit uns auf dem Schiffe befanden, daher Anlaß, uns einen klugen Vortrag zu thun, daß wir eine Summa Geldes zusammenlegen sollten, um einen gewissen Heiligen zu Ehren, dessen Gebeine ihrem Berichte nach an diesem Orte begraben worden, eine Procession davon anzustellen, und von demselben guten Wind zu erbitten. Dieser Vorschlag gefiel den Spaniern und Italienern sehr gut, weil diese sich einbilden, daß GOtt durch das Gebet allein nicht könne versöhnt werden. Aber die Franzosen machten allerhand Einwendungen. Endlich gaben sie auch ihre Einwilligung, damit man sie nicht für offenbar gottlose Menschen halten möchte, jedoch mit dieser ausdrücklichen Bedingung, daß das Geld inzwischen an einem sichern Ort niedergelegt werden sollte, damit ein jeder seinen Antheil wieder zurück nehmen könnte, wenn wir unsern Zweck nicht erhielten, und der Wind nicht gut würde. Wie die Mönche sahen, daß sie offenbar verspottet wurden, so kamen sie zu mir, weil sie mich für einen

Deutschen, und also für frömmer, als die Franzosen, hielten. Sie beklagten sich bey mir über den Unglauben der Franzmänner, und prophezeyten aus diesen Merkmaalen, daß die wahre Religion noch einmal in Frankreich gänzlich untergehen würde.

Wie endlich neun Tage verflossen waren, so legte sich der Sturm, und der Wind fieng an, uns günstig zu werden. Wir begaben uns deßwegen ohne Verzug ans Schiff und zogen die Seegel auf. Nicht lange darauf kamen wir zu Livorno, einer an der See gelegenen Stadt in Hetrurien, und endlich zu Civita Vechia an. Zwischen Livorno und Civita Vechia nahmen wir mitten in der Nacht nahe an dem Lande eine Jagd wahr, welche sehr langsam gieng, und nur ein halbes Seegel aufgezogen hatte; wir geriethen deßfalls auf die Gedanken, daß es ein Seeräuber seyn möchte. Unser Steuermann rief dreymal, wer er sey, und woher er komme. Da wir aber keine Antwort erhielten, so konnten wir leicht denken, daß es ein Seeräuber seyn müsse. Wir riefen alsobald, daß uns unsre Convoy zu Hülfe eilen sollte. Die Laternen wurden angebrannt, die Stücken in Ordnung gebracht und geladen, ein jeder, der auf dem Schiffe war, ward bewafnet, und es ward ihm entweder ein gewisser Posten, den er vertheidigen sollte, angewiesen, oder auch sonst ein Amt aufgetragen. Ich ward im Anfange über dieses Geräusch aus Furcht

so

so kalt, daß ich einen neuen Anfall von meinem Fieber besorgte, welches mich eben verlassen hatte. Wie aber die erste Angst überstanden war, so kann ich mit Wahrheit zu meinem Ruhme sagen, daß man keinen Seufzer und kein furchtsames Wort von mir gehöret. Ich gedachte vielmehr, daß wir alle ein gleiches Schicksal zu erwarten haben würden, welches zwar ein elender, aber doch gewiß zugleich ein grosser Trost bey solchen Unglücksfällen ist. Das italienische Frauenzimmer setzte die italienische Schamhaftigkeit ganz an die Seite, und kam mit fliegenden Haaren aus der Kajüte heraus. Ihre Beständigkeit hatte ein Ende, und man konnte den Tod recht auf ihren Gesichtern abgemahlt sehen. Sie giengen allenthalben auf dem Schiffe herum, und machten ein so grosses Geschrey, daß man es sehr weit hören konnte. Bis endlich das Schiffsvolk sie ermahnete, nicht so heftig zu schreyen, wodurch doch nichts ausgerichtet würde. Sie hörten demnach zwar auf, laut zu schreyen, aber sie fuhren doch fort, ihre Hände zu ringen, und den Himmel mit tiefen Seufzern zu bestürmen. Die Mönche waren eben so verzagt, wie das Frauenzimmer. Obgleich ihre Lehre eine beständige Predigt vom Tode ist, so stellten sie sich doch eben so bange und betrübt an, als die andern. Einige unter ihnen lagen auf der Decke, und riefen ihre Heiligen an, andre rauften sich selbst die Haare aus, und es war unmöglich,

dieſes Heulen und Schreyen zu ſtillen, wie ſehr ſie auch von den andern deßwegen beſtraft und aufgemuntert wurden, mehr auf die Erhaltung des Schiffs und ihrer Perſonen bedacht zu ſeyn, als ein ſo unnützes Geſchrey und Wehklagen anzuſtellen. Wenn Sie mich damals geſehen hätten, mein Herr, wie ich durch die langwierige Krankheit ſo ausgemergelt war, daß ich kaum gehen konnte, nichts deſtoweniger aber doch mit einem Degen an der Seite in Schlachtordnung ſtand, und den heiligen Antonium eben ſo andächtig, wie die andern, anrief, es würde Ihnen gewiß dieſer Anblick überaus lächerlich geweſen ſeyn. Aber der Seeräuber griff uns nicht an, ſondern gieng auf unſre Convoye los. Währender Zeit, daß der Kaper dieſes Schiff beſchoß, und damit genug zu ſchaffen hatte, bedienten wir uns des Windes, und entgiengen dieſer Lebensgefahr. Ich könnte zwar bey dieſer Gelegenheit dieſes magere Werkgen etwas anſehnlicher machen, wenn ich verſchiedene Umſtände hinzufügen wollte, welche der Geſchichte zur Zierde gereichen könnten, wenn ſie ſich gleich nicht alſo verhielten. Ich könnte in dieſem Stücke der Gewohnheit einiger Schriftſteller folgen, welche glauben, daß es beſſer ſey, zierlich zu lügen, als ohne Schminke die nackte Wahrheit zu erzehlen. Ich könnte hier (denn wer wollte mich wohl der Unwahrheit überzeugen?) mit vieler Weitläuftigkeit ausführen, wie viele Stunden wir

mit

mit den Türken gefochten, was für einen unsterblichen Ruhm wir durch unsre Tapferkeit eingelegt, wie viele Räuber ich allein durchbohrt, und was sich sonst merkwürdiges bey diesen Seetreffen zugetragen. Wenn man aber dieses kleine Werk tadeln will, so mag man es viel lieber deßwegen tadeln, weil es gar zu trocken geschrieben worden, als daß ich zu viel darinn gelogen habe. Es wird mir angenehm seyn, wenn ich höre, daß man sagt, ich hätte die Geschichte des Don Juans beschrieben, als daß man urtheilt, ich hätte geschmückte Fabeln und angenehme Lügen aufgezeichnet.

Wie wir dieser Gefahr entgangen waren, so schrieben die meisten, welche mit mir auf dem Schiffe waren, dieses Glücke den Gelübden zu, welche sie dem heiligen Antonius gethan hatten. Ich aber schrieb es vielmehr der Untreue des Schiffers zu, welcher sein mit dem andern Schiffe aufgerichtetes Bündniß aus den Augen setzte, und seine Convoye so schändlich verließ, wie sehr dieselbe auch schrie, daß er ihr zu Hülfe kommen sollte. Wenn die Schiffer und Seeleute einer Gefahr entgangen sind, so pflegen sie insgemein sehr weitläuftig von der grossen Gefahr zu reden, worinn sie sich befunden haben, und dies geschahe auch hier. Ein jeder stellte sich die widrigen und elenden Schicksale lebhaft vor, die man würde haben ausstehen müssen, wenn man in die Hände des Seeräubers gefallen wäre. Hierinn stimmten

sie alle überein, daß man mich, weil ich krank und elend war, als eine unnütze Last würde ins Wasser geworfen haben. Ich aber bildete mir im Gegentheil ein, daß ich nicht nur wegen der fremden Sprachen, die ich verstand, vor allen andern würde unbeschädigt geblieben seyn, sondern, daß man mir auch in Algier das Amt eines Notarii oder Schreibers würde aufgetragen haben.

Nach dieser glücklich überstandenen Gefahr langten wir endlich zu Civita Vechia an. Ich war des seegelns bereits überdrüßig, und faßte den Entschluß, zu Fusse nach Rom zu gehen. Ich hielt dieses für weit erträglicher, als daß ich mich noch drey Tage auf der Tyber sollte herumwerfen lassen. Der ganze Weg, welcher nach Rom gehet, war mit Schlangen angefüllt, deßwegen durffte ich fast niemals stille stehen, vielweniger aber mich niedersetzen. Ich glaube, daß dieser Umstand, und nicht die Nachtluft, welcher man es insgemein zuschreibt, zu dem Gerüchte Anlaß gegeben, daß die Luft in der Gegend der Stadt Rom so vergifftet sey, daß man ohne Lebensgefahr sich des Nachts nicht unter freyem Himmel aufhalten könne. Wenn dieses Uebel allein von der ungesunden Luft herkommt, so muß man sich billig wundern, daß die Seeleute davon nichts empfinden, welche im Hafen unter freyem Himmel liegen.

Dieses kann man indessen nicht leugnen, daß die Fremden, welche im Sommer nach

Rom

Rom kommen, insgemein krank werden. Deßwegen pflegen auch alle diejenigen, welche sich, um ihre Neugierde zu stillen, dahin begeben, ihre Reise so lange auszusetzen, bis der Weinmonat seinen Anfang genommen. Aber es ist nicht so leicht, die Ursache davon anzuzeigen. Die Lage und Gegend der Stadt ist annoch unverändert, wie sie in alten Zeiten gewesen, und kein alter Schrifftsteller erwehnt einer so giftigen und den Fremden so gefährlichen Luft. Wenn ich auch gleich einräume, daß das heutige Rom von dem Ufer des Meeres etwas weiter entfernet ist, wie einige glauben, die sich zu Bestärkung ihrer Meynung auf andere Städte berufen, welche vorher an die See gegränzt haben, und nun fast mitten im Lande liegen: So kann doch die Nähe des Meers, zur Abwendung dieses Uebels, nichts beytragen, da die Luft eben so ungesund, wo nicht noch ungesunder zu Civita Vechia ist, welches doch an der See liegt. Nach einer zweytägigen Landreise kam ich in Rom, und zwar durch das Thor an, welches nahe bey dem Vatican ist, wo der Papst ordentlich sich aufzuhalten pflegt. Es fiel mir also gleich das Wunderwerk in die Augen, welches nicht nur in Rom, sondern auch in der ganzen Welt am allermerkwürdigsten ist, und am meisten verdient, gesehen zu werden. Blos dadurch, daß ich die Kirche, das Schloß und den Schloßplatz besahe, vergaß ich alle meine vorigen Widerwärtigkeiten. Am meisten wunder-

te ich mich über die herrliche und über alle massen prächtige St. Peterskirche. Denn wo man nur die Augen hinwendet, da findet man allenthalben den kostbarsten Marmor und die unschätzbarsten Ueberbleibsel des Alterthums.

Wie ich meine Augen durch einen so prächtigen Anblick einigermassen gesättiget hatte, so suchte ich ein Quartier, und begab mich nach der Gegend der Stadt, welche heutiges Tages von den Römern Piazza di spagna genannt wird. Ich war bereits eine Stunde herumgegangen, da ich endlich ein Quartier fand, worinn ich mich einen ganzen Monat aufhielt, und mein hartnäckigtes Fieber durch Pillen und Pulver zu vertreiben suchte. Ich erwählte zu meinem Arzte einen Mönch, der zugleich Apothecker in dem nicht weit von meiner Wohnung entlegenen Trinitatiskloster war. Aber es schien, daß die Krankheit durch die gebrauchten Hülfsmittel nur noch ärger ward. Ich faßte daher den Schluß, weil das Fieber nicht durch Arzneymittel sich wollte heben lassen, dasselbe blos durch die Enthaltsamkeit zu vertreiben. Ich habe auch nachher erfahren, daß man dadurch das Fieber am sichersten loß werden kann. Wie der erste Monat zu Ende gieng, so war ich bereits meines Quartiers überdrüßig, und suchte ein andres. Denn mein Wirth war schwindsüchtig, und weckte mich, da seine Schlafkammer nahe an meiner Stube war, durch sein beständiges Husten und Räuspern

des

des Nachts über zehnmal aus dem Schlafe. Seine Frau war ein versoffenes und unverschämtes Weib, welche durch unerlaubte Kunstgriffe ihre Gäste zum Sauffen und zu andern Unordnungen verleitete, und dieselben bey dieser Gelegenheit um ihr Geld brachte. Sie schrieb es meinem Fieber allein zu, daß ich so enthaltsam lebte, und gab mir die Versicherung, daß ich dasselbe am leichtesten vertreiben würde, wenn ich mir ein Vergnügen machte, und meinem Leibe nichts versagte. Sie pflegte auch bisweilen die Deutschen, weil sie von ihnen beschenkt worden, in diesem Stücke zu rühmen, daß dieselben kein Vergnügen aus den Händen gehen liessen, und sich durch ein lustiges Leben, welches sie Tag und Nacht ohne Aufhören fortsetzten, am besten gegen die Krankheiten schützten, von denen die Fremden insgemein bey ihrer Ankunft in Rom pflegten überfallen und angegriffen zu werden. Hingegen schwur sie, daß ein junger Deutscher vor kurzer Zeit in einem sehr elenden Zustande in ihrem Hause gestorben sey, welchen die andern nicht zu einer so unordentlichen Lebensart hätten bereden können. Diese Philosophie mißfiel mir dergestalt, daß ich ohne Verzug ihr Haus verließ, und mich nach einer andern Wohnung umsahe. Ich fand dieselbe auch bey einem Piemonteser, welcher Johann Paptist hieß. Hier traf ich alles anständiger und billiger an. Mein Wirth war ein sehr ehrlicher und dienstfertiger Mann, von

dem ich lernte, wie man ſeine Wirthſchafft in Rom einrichten müſſe. Ich ſchaffte mir deßwegen Keſſel und Töpfe an, und kochte ſelbſt, was ich des Mittags und Abends ſpeiſſen wollte. Dieſes gereicht den Reiſenden in Italien zu keinem Nachtheil, weil es bereits allenthalben eingeführet worden. Der Wirth kommt alle Morgen, ehe er zu Markte geht, zu denen, die bey ihm wohnen, und erkundiget ſich, was ſie des Mittags und Abends ſpeiſen wollen. Sobald man ihm dieſes geſagt, ſo gehet er aufs Markt, und bringt Fleiſch, Wurzeln, Kräuter, oder was man ſonſt verlangt, mit zurück. Die Zubereitung aber überläßt er einem jeden ſelbſt.

Ich will mich hier nicht weitläufftig mit der Erzehlung aufhalten, wie ich meine Speiſen zugerichtet, wie künſtlich und ordentlich ich eine Suppe oder andere italieniſche Gerichte zubereiten können. Ich weis wohl, daß nach den ſtrengen Regeln auch ſolche Kleinigkeiten in einer vollſtändigen Hiſtorie Platz finden müſſen. Aber ich will lieber den Namen eines nachläßigen Geſchichtſchreibers haben, als mich dem ſcharfen Urtheil der franzöſiſchen Köche unterwerfen, welche mir vielleicht öfters zeigen dürften, wie ich hin und wieder gefehlt, und wie wenig ich ihre Regeln im Kochen in acht genommen. Habe ich gleich in den ſchönen Wiſſenſchaften nicht ſonderlich in Rom zugenommen, ſo habe ich doch ſolche Dinge gefaßt, die zum Küchenweſen gehören. Ich habe gelernt, wie

viel

viel Feuer man braucht, eine Meneſtra oder Suppe zu bereiten, wie lange Erbſen, Grütze und andere Speiſen kochen müſſen, wie viele Ave Maria man beten müſſen, Eyer abzuſieden, und was man ſonſt noch von einem Koche zu fordern pflegt. Wenn man demnach auf dieſe Wiſſenſchaften ſiehet, ſo leidet das Sprüchwort bey mir eine Ausnahme: Er reiſete einfältig nach Rom, und kam einfältig wieder zurücke. Einige behaupten, daß derjenige den Namen eines Gelehrten nicht verdiene, der ſeine eignen Schuhe nicht ausbeſſern kann. Wenn ſich dieſes alſo verhält, ſo kann derjenige noch mit weit wenigerm Rechte ein Gelehrter genannt werden, der nicht im Stande iſt, ſich ſelbſt im Nothfall eine Suppe zu kochen. Damit aber die Stunden, die ich den Studien zu widmen gewohnt war, nicht durch meine Küchenverrichtungen leiden möchten, ſo hatte ich allemal, wenn ich vor dem Camin ſtand, Feder und Dinte in der Nähe. In der einen Hand hielte ich das Buch, und in der andern den Löffel. Ich erfuhr aber öfters mit meinem eignen Schaden, daß es nicht ſo leicht ſey, zu einer Zeit zu kochen und zu philoſophiren. Wenn ich bisweilen den Sachen, die ich las, gar zu eifrig nachdachte, ſo tyranniſirte das Feuer inzwiſchen ſo ſehr über meine Töpfe, daß die Speiſen entweder verbrannten, oder auch einen räucherichten Geſchmack annahmen und ins Feuer kochten. Im Anfange

schien mir diese schmutzige Arbeit sehr niederträchtig zu seyn, insonderheit wenn ich daran gedachte, wie sauber ich mich allemal zu kleiden pflegte. Aber diese Schamhaftigkeit war von keiner langen Dauer, da ich sahe, daß diese Gewohnheit durchgehends in Italien eingeführt war. In meinem Quartier hielten sich auch zweene neapolitanische Edelleute auf, diese traf ich öfters bey eben derselben Verrichtung an. Wenn wir unsre Thüren eröfneten, so machten unsre Töpfe, wenn sie am Feuer stunden, ein rechtes Concert. Mein Topf, welcher der kleineste war, sang den ersten Discant, ihr Topf aber, der grösser war, hielt den Baß.

Ich bemerkte auf dieser Reise, daß die Leute der Völlerey und Trunkenheit immer weniger ergeben sind, je weiter sie von den nordischen Gegenden entfernet wohnen. Ich habe in Frankreich nur sehr wenige trunken gesehen, keinen einzigen aber in Italien angetroffen, der einen Rausch gehabt hätte. Die Dänen glauben, daß die Norweger in diesem Stücke zu viel thun; dagegen meynen die Dänen und Teutschen, daß die Franzosen gar zu sparsam haushalten. Den Italiänern scheinen die Franzosen grosse Verschwender zu seyn, und von den Spaniern fällen sie im Gegentheil dieses Urtheil, daß sie gar zu geitzig sind. In den Häusern der vornehmsten Herren ist es nichts ungewöhnliches, daß sie einige Speisen, welche des Mittags übrig geblieben sind, bis zur Abendmahlzeit aufheben.

Ich

Ich war einen ganzen Monat allein in meinem Quartier. Im Anfange wunderte ich mich sehr, daß sich in einem so grossen Hause, worinn so viele Zimmer waren, nicht mehrere Menschen aufhielten; aber ich befand nachher, daß es in den meisten Häusern der Stadt eben so beschaffen sey. Wenn man Rom nach der Grösse der Stadt an sich selbst betrachtet, so wird sehr wenig fehlen, daß dieser Ort nicht eben so groß seyn sollte, als Paris. Wenn man aber auf die Anzahl der Einwohner sehen will, so wird diese Stadt von sehr vielen andern europäischen Städten übertroffen. Denn wenn man die Einwohner zählen wollte, so würde man kaum 200000. Menschen zusammen bringen. Daher kann man auch ausser der Zeit, wenn ein Jubelfest einfällt, oder ein neuer Papst soll gewählt werden, ein Haus um einen sehr billigen Preis mieten. Bey diesen ausserordentlichen Begebenheiten aber kommt eine so erstaunliche Menge Menschen nach Rom, daß sie kaum alle können untergebracht werden. Daher glauben auch die römischen Bürger, daß die Wohlfahrt der Stadt darinn bestehe, daß öfters ein neuer Papst gewählt werde. Sie waren aus eben dieser Ursache mit dem Papste Clemens dem XI. gar nicht zufrieden, weil derselbe so lange lebte. Bis zu Ende des Christmonats war in meinem Quartier alles überaus stille. Aber nach dem neuen Jahre kamen alle Gaukler, Comödian-

ten

ten und Seiltänzer nach Rom, die, wie ich glaube, in ganz Italien befindlich waren. Unſer ganzes Haus ward mit Comödianten angefüllet, welche ſich bis in die ſpäte Nacht in ihren Vorſtellungen und Comödien übten. Hiedurch plagten ſie mich, der ich annoch mit dem Fieber behaftet war, des Nachts, und des Tages verhinderten ſie mich in meinem Studiren. Nach dem Weihnachtsfeſte kommen allemal zehn bis zwölf Banden Comödianten nach Rom. Eine jede Bande hat ein gewiſſes Schauſpiel, welches ſie jedesmal vorſtellt. Die Bande, welche ſich in unſerm Hauſe aufhielte, hatte eine Comödie von einem Arzte, welche mit dem Luſtſpiele des Moliere, Medicin malgré lui, viele Aehnlichkeit hatte. Das Haupt dieſer Bande ſpielte die Rolle des Doctors, und deßfalls war er den ganzen Winter durch der Doctor, weil ſie nur dieſes einzige Stück vorſtellten. Er ward deßwegen von allen, auch wenn man ernſthaft mit ihm ſprach, Sign. Dottore genannt, und er nahm auch dieſen Titel an, daß man denken ſollen, er ſey kein Comödiante, ſondern dieſe Würde ſey ihm ordentlich auf einer hohen Schule beygelegt worden. Vielleicht dürften einige glauben, daß ſolche Comödianten ihren eignen Nutzen entgegen handelten, da ſie allezeit einerley Vorſtellungen aufführen, wodurch endlich die Zuhörer müde werden, wenn ſie eine Sache ſo oft anhören ſollen. Aber unter ſo vielen Menſchen,

als

als ſich in dieſer Stadt befinden, ſind allemal einige, welche die Vorſtellung eines ſolchen Stücks noch nicht geſehen haben, und die deßfalls aus einer Comödie in die andre laufen.

Ich mußte mich in dieſer ganzen Zeit mit meinem Fieber ſchleppen, welches ſich durch keine Arzney wollte heben laſſen. Man rühmte einen Schuſter in Rom, welcher das Fieber allein durch einige Worte vertreiben könnte. Man rieth mir, daß ich denſelben um Rath fragen ſollte. Ich habe aber jederzeit ſolche Leute gehaſſet, welche die Augen verdrehen, die Lippen regen, mit den Fingern ſpielen, und endlich mit allen ihren Bewegungen und Poſſen nichts ausrichten. Ich hielte deßwegen die Krankheit für erträglicher, als daß ich ſolchen Menſchen zum Geſpötte dienen ſollte, die das Urtheil nach dem Gelde fällen, was man ihnen giebt. Und da ich hörte, daß der Schuſter ſelbſt öfters krank ſey, ſo fiel mir ein, was der Poet ſagt:

Non habeo denique nauci Marſum Augurem,
Non vicanos haruſpices, non de circo Aſtrologos,
Non Iſiacos coniectores, non interpretes ſomnium,
Non enim ſunt ii, aut ſcientia aut arte diuini,
Sed ſuperſtitioſi Vates, impudentesque harioli
Aut inertes, aut inſani, aut quibus egeſtas imperat.

Qui

Qui ſibi ſemitam non ſapiunt, alteri monſtrant viam,
Quibus diuitias pollicentur, ab iis drachmam ipſi petunt.

Ich antwortete deßwegen immer meinen guten Freunden, wenn ſie mir meinen Unglauben vorwarfen, wenn der Schuſter mehr als ſeinen Leiſten verſtehet, ſo muß er ſein Meiſterſtück dadurch beweiſen, daß er ſich ſelbſt helfe.

Indeſſen hinderte doch mein Fieber nicht, daß ich nicht beynahe alle Tage ausgehen, und die Merkwürdigkeiten dieſer Stadt in Augenſchein nehmen konnte. Ich beſuchte auch die öffentlichen Bibliotheken fleißig, unter denen die Minerven- und Sapientienbibliotheken die vornehmſten waren. Die Bibliothecarii ſind daſelbſt ſo dienſtfertig, daß ſie einem jeden nicht nur die verlangten Bücher reichen, ſondern auch den Studirenden, wenn dieſelben es begehren, Feder, Dinte und rein Papier verſchaffen. Dennoch aber iſt es nicht erlaubt, ſich der verbotenen Bücher zu bedienen, wo es der Inquiſitor nicht zugelaſſen. Aus dieſer Urſache litte ich als ein andrer Tantalus bey einem ſo groſſem Vorrathe Mangel, und mußte mich allein damit begnügen laſſen, daß ich die Bücher von auſſen anſahe. Denn was ich auch für ein Buch forderte, das war meiſtentheils immer verboten. Ein einfältiger und ungelehrter Mönch, welcher ein Famulus des Bibliothecarii war, reichte mir einmal auf mein Begehren

gehren das Wörterbuch des Bayle. Er ward aber wegen dieſes Verſehens von dem Bibliothecario, welcher ein Dominicaner und Mitglied des Inquiſitionscollegii war, aufs heftigſte ausgeſcholten. Ich ſuchte denſelben mit guten Worten zu beſänftigen, aber es war vergebens, ich mußte das Buch wieder weggeben, und erhielte die Antwort, daß ich die Erlaubniß von einem andern bitten müßte, welcher ſolche allein ertheilen könnte. Aber es ſchien mir gar zu unſicher und zu beſchwerlich, mich dieſer Prüfung zu unterwerfen. Ich verließ dießfalls die Minervenbibliothec, weil ich ſahe, daß ich davon gar keinen Nutzen haben würde, und begab mich nach der Sapientienbibliothec. Es war die Aufſicht über dieſelbe einem Weltlichen anvertrauet, daher hoffte ich meinen Zweck deſto eher zu erlangen, und nicht einen ſolchen Widerſtand, wie bey den Geiſtlichen, anzutreffen. Aber ich erhielt hier eben dieſelbe abſchlägige Antwort, ob ich gleich öffentlich ſagte, daß ich ein Ketzer ſey, der durch Leſung der verbotenen Bücher nicht geärgert werden könnte. Meine Studien wurden dadurch ſehr genau eingeſchränkt, und es war nichts weiter vor mich übrig, als daß ich mir die römiſchen Alterthümer und einige neue Beſchreibungen von Rom bekannt machte. Dieſe Bücher zeigten mir auch den Weg, wenn ich durch alle Gegenden und Straſſen der Stadt gieng, und die Ueberbleibſel des Alterthums

aufſuchte. Ich gieng alle Tage, ſo oft es nur das Wetter erlaubte, ganze Stunden zwiſchen den alten und merkwürdigen Ruinen herum, und hatte die Nachrichten in der Hand, die ich mir auf der Bibliothec aufgezeichnet hatte, durch deren Hülfe ich alles finden konnte. Doch ſuchte ich beynahe einen ganzen Monat die portam trigeminam der Horatier, bis ich ſolche endlich auch durch die Anweiſung meiner Auszüge entdeckte. Die meiſten alten Monumente ſind ſelbſt den Gelehrten nach ihrem vorigen Namen unbekannt. Wenn man ſich bey denen, die man auf der Gaſſe antrifft, erkundiget, wo man das Pantheon ſuchen müſſe? ſo antworten ſie, non lo ſo. Fragt man nach dem Amphitheatro Veſpaſiani, ſo erhält man die Antwort, non intendo: Da doch dieſe Monumente durch die Länge der Zeit noch nicht zerſtöret worden. Wenn man alſo dieſelben finden will, ſo muß man ſich erſtlich die neuen Namen bekannt machen, welche ihnen beygelegt worden. Man muß nach dem Coliſeo fragen, ſo zeigt man einem den Schauplatz des Veſpaſians, und wenn man den alten Tempel aller Götter, das Pantheon, ſehen will, ſo muß man la Rotonda ſagen.

Ich vertieſte mich aber dennoch nicht ſo ſehr in den alten und durch die Länge der Zeit faſt aufgeriebenen Ueberbleibſeln des alten Roms, daß ich mir nicht auch das neue Rom ſollte bekannt ge-

gemacht haben. Bald fand ich an den alten Monumenten ein Vergnügen, bald aber betrachtete ich die neuen Gebäude. Ich gieng durch alle Gassen und Winkel der Stadt, und nahm die vornehmsten Palläste, Kirchen und Klöster in Augenschein. Vor allen andern gefiel mir die neue Kirche, welche man insgemein Chiesa Nuova nennet, und zwar wegen der zierlichen und netten Reden, die alle Tage daselbst von dreyen Priestern des Predigerordens gehalten werden. Kaum verläßt einer von ihnen den Prediatstuhl, so tritt ein andrer wieder auf, und man kann also in anderthalb Stunden drey Reden hören, unter welchem allemal eine von dem Leben eines Heiligen und dessen Lobe handelt. Ich bin aber jederzeit zweifelhaft gewesen, ob ich bey diesen Lobeserhebungen der Heiligen mehr die Schönheit der Reden, oder die geringe Wichtigkeit der Sachen bewundern sollen. Denn die geringsten Kleinigkeiten und die abgeschmacktesten Träume wurden in den prächtigsten Ausdrücken vorgetragen.

Wie ich mich in Rom aufhielte, so handelte einer von diesen Rednern von der kräfftigen Fürbitte der Jungfrau Maria, und bestätigte seinen Vortrag durch folgende Geschichte. Es lebte ehedem ein Mann, welcher den Namen Johannes führte, und sich dem Schutze der Jungfrau Maria gänzlich übergeben hatte. Er mußte aber deßfalls sehr viele Versuchungen

und Anfechtungen von dem Teufel erdulden, welche er jedoch eine lange Zeit glücklich überwand, weil er sich alle Morgen mit dem Ave-Maria verwahret. Endlich ward er von einem seiner Verwandten zur Hochzeit eingeladen, und kam halb berauscht wieder nach Hause. Der Satan wollte diese gute Gelegenheit nicht aus den Händen gehen lassen, und nahm zu dem Ende die Gestalt einer schönen Jungfrau an, und gieng dem Johannes entgegen. Der gute Johannes that zwar im Anfang eine ziemliche Gegenwehr, endlich aber ließ er sich durch die so oft wiederholten Reitzungen hinreissen, und schwächte die Jungfrau. Wie Johannes am andern Morgen den Rausch ausgeschlafen hatte, und zugleich überlegte, was er gestern für eine grosse Sünde begangen, so wachte sein Gewissen nicht allein auf, sondern er schämte sich auch so sehr, daß er sich nicht getrauete, sein Ave Maria zu beten. Weil also Johannes sich seiner gewöhnlichen Waffen nicht bedienen konnte, so griff ihn der Teufel immer stärker an, ehe er sich durch die Busse seiner Gewalt wieder entreissen mochte. Johannes wollte kurz darauf in einem Boot über einen Fluß setzen, das Boot aber stürzte um, und Johannes gieng zu Grunde. Er mußte auch drey Tage in der Tiefe des Flusses verharren, wo er zugleich vom Teufel besessen war. Die Jungfrau Maria aber hatte dieses kaum vernommen, so gieng sie zu ihrem Sohne, und erzehlte demselben, wie

elend

elend einer von ihren Anhängern von dem Teufel geplagt würde. Der Heiland stieg gleich auf seinen Richterstuhl, und sprach den Johannes loß, der denn alsbald von den Banden des bösen Geistes erlöset ward und aus der Tiefe hervor kam. Er floß so lange wie ein Stück Holz oben auf dem Wasser, bis ihn der Strom ans Land trieb. Hier ward er von der Jungfrau Maria sehr freundlich empfangen und erquickt, wodurch er seine vorigen Kräffte wieder erlangte, und endlich auch der Jungfrau Maria eine Capelle erbauete, in welcher er seine übrige Lebenszeit zubrachte. Aus dieser abgeschmackten Geschichte zog unser Redner diese Folge, was sich diejenigen für Vortheile zu versprechen hätten, welche die Jungfrau Maria aufrichtig verehrten. Ich habe noch andre Geschichte gehöret, welche ich nicht, ohne zu erröthen, wieder erzehlen kann. So leicht die Zuhörer alles glauben, so unverschämt und frech lügen die Redner.

Ich vergnügte übrigends mein Gesicht und Gehör sowol durch die Pracht, welche in allen Kirchen herrschet, als auch durch die vortrefliche italiänische Music. Am meisten ward ich durch die Instrumentalmusic eingenommen, welche mir weit besser als die Vocalmusic gefiel, weil der erste Discantist, nach der italiänischen Gewohnheit, allezeit die Stücke mit einer weinenden Stimme absingt.

Zweymal habe ich nur das Glück gehabt, Clemens den eilften zu sehen, weil er wegen Alter und Schwachheit sehr selten mehr öffentlich zu erscheinen pflegte. Vor dieser Zeit, und wie er annoch jünger war, verstattete er einem jeden den Zutritt, da er am ersten Tage eines jeden Monats allen, die es verlangten, Audienz gab. Er ließ sich in die Capelle von 4 Schweitzern tragen, welche die Leibgarde des Papstes sind. Wie er auf seinem Stuhl saß, und von den Schweitzern getragen ward, so hob er seine milde Hand auf, und ertheilte damit allen und jeden den apostolischen Segen, welcher bey den wahren Glaubigen von einer herrlichen Wirkung zu seyn pflegt. Aber ich, als ein Ketzer, empfand gar keinen Nutzen davon, denn mein Fieber ward nicht im geringsten dadurch gelindert. Dem Papste folgten die Cardinäle in ihrer Ordnung, und küsseten seinen Finger, welcher mit dem Fischerring gezieret war. Hierauf fieng er mit einer zitternden Stimme an, Dominus Vobiscum, ein Cardinal aber setzte das übrige gleich hinzu. Weil ich gewohnt bin, Ihnen, mein Herr, alles zu entdecken, was ich auf dem Herzen habe, so will ich Ihnen auch zwey Verbrechen bekannt machen, die von mir in Rom begangen worden. Sie sind wichtig oder geringe, nachdem Sie, mein Herr, solche beurtheilen werden. Das erste Verbrechen bestehet darinn, daß ich mit dem ganzen Volck, wie der Papst vorüber getragen ward, auf die

Knie

Knie niedergefallen bin. Hiezu müssen sich alle diejenigen verstehen, welche den Papst sehen wollen. Wenn man aber nach Rom reiset, und den Papst nicht siehet, so ist solches so thöricht, daß man ein eigenes Sprichwort davon gemacht hat. Ich bin zwar ein Lutheraner, aber ich falle der Meynung dererjenigen nicht bey, welche es als eine Todsünde ansehen, wenn man einem Potentaten, der einer fremden Religion zugethan ist, mit einer äusserlichen Ehrerbietung begegnet. Das andre Verbrechen kann um so viel weniger entschuldiget werden, weil ich nicht gezwungen war, es zu begehen; ich kletterte nemlich mit meinen Knien die heilige Stiege hinan, von welcher man sagt, daß unser Erlöser auf derselben in das Richthaus Pilati gegangen sey, wie er vor dessen Gericht sollte gestellet werden. Ich machte aber bey mir selbst diesen Schluß zu meiner Entschuldigung: Ist es wahr, was man von dieser heiligen Treppe vorgiebt, so verdienen diese heiligen Fußstapffen mit allem Rechte, daß man sie verehret; verhält es sich aber nicht also, so verdient meine Aufführung doch keine Strafe, weil mein Irrthum selbst ein Beweis einer gottseligen Demuth ist.

Auf solche Art brachte ich den ganzen Winter in Rom zu, und wie derselbe überstanden war, so mußte ich auf die Rückreise nach meinem Vaterlande bedacht seyn. Ich hielte es aber für unsicher, mich wieder aufs

Meer zu begeben, und mich der Gefahr noch einmal zu unterwerfen, welcher ich vor kurzer Zeit so glücklich entgangen war. Hingegen war die Reise zu Lande, welche ich zu Fuß vorzunehmen willens war, zwar mühsamer und beschwerlicher, aber doch zugleich weit sicherer. Ich überlegte beydes sehr wohl, und endlich erwählte ich das letzte, und zwar meistentheils auch deßwegen, weil ich durch die Noth dazu gezwungen ward. Ich hoffte auch durch die beständige Bewegung mein Fieber zu vertreiben. Ich brach deßfalls zu Ende des Hornungs von Rom auf, und kam nach vierzehn Tagen gesund und vergnügt zu Florenz an. Im Anfange besorgte ich, daß die kurze Luft, womit ich geplagt war, mir die Kräffte benehmen dürfte, und deßwegen gieng ich auch sehr langsam, weil ich keine Ursache zu eilen hatte, ausser, daß ich mich bisweilen, um ein gutes Wirthshaus zu erreichen, etwas stärker angreiffen, und den Weg geschwinder, wie sonst, zurücke legen mußte. Aber durch das beständige gehen ward ich mit der Zeit so abgehärtet, daß ich zu Florenz stärker und hurtiger zu Fusse war, als zu Rom. Ich traf daselbst einen Deutschen an, welcher sich von freyen Stücken anbot, daß er mich in der Stadt, um solche zu besehen, herumführen wollte. Ich dankte ihm für seine Höflichkeit, und glaubte, daß sein gutes Gemüth ihn allein dazu antriebe. Da aber unser Spatziergang geendiget war,

und

und ich ihm durch die verpflichteſten Worte meine Dankſagung abgeſtattet hatte, ſo trug er kein Bedenken, für ſeine Bemühung eine Bezahlung zu fordern. Dadurch hörte unſre vor kurzer Zeit aufgerichtete Freundſchaft wieder auf. Denn man hat nicht nöthig, jemanden für einen erwieſenen Dienſt zu danken, wenn man denſelben bezahlt. Und überdem wußte ich auch, daß er mit Recht keine Bezahlung fordern konnte, weil ich ihm nichts verſprochen hatte, und er konnte mich auch nicht zwingen, ihm etwas zu geben, weil er ſich ſelbſt von freyen Stücken, ohne mein Begehren, angeboten hatte. Inzwiſchen fiel mir ein, was man zu ſagen pflegt, daß man dem andern ſo viel und noch mehr wieder geben ſoll, als man von ihm empfangen hat, wenn es möglich iſt, und deßwegen bezahlte ich ihn auch. Hierauf ſetzte ich meine Reiſe über das Appenniniſche Gebürge nach Bononien fort, woſelbſt ich, um von der Verordnung, in der Faſtenzeit kein Fleiſch zu eſſen, befreyet zu werden, zu einem Arzte gieng, und mir von demſelben ein Zeugniß geben ließ, daß meine Krankheit mir nicht erlaubte, mich an dieſes Geſetz zu binden. Ich erhielt daſſelbe auch, und verfügte mich gleich darauf zu den Prieſtern, die ſich aus dieſer Urſache in der Domkirche zu verſammlen pflegten. Wie dieſe die Schrifft des Doctors geſehen hatten, ſo ertheilten ſie mir die Erlaubniß, Fleiſch zu eſſen, durch einen offenen Schein,

welcher also abgefaßt war: Comme il Sign. Mich. Recco non puo senza pericolo di sanita guardare la Quaresima etc.

Da man mich von diesen Gesetzen befreyet hatte, so reiſete ich weiter nach Parma, Placenz und Turin, in welcher Stadt ich mich einige Tage aufhielt, nicht eben aus der Ursache, um auszuruhen, sondern meine Neugierde zu vergnügen. Denn Turin ist die schönste Stadt unter allen, die ich jemals gesehen habe. In der Gegend, welche die neue Stadt genannt wird, und den halben Theil der Stadt in sich faßt, sind alle Häuser so prächtig, und so genau nach den Regeln der schönsten Baukunst aufgeführt, daß man diese Gebäude nicht für Häuser, sondern für einen sehr grossen und sich sehr weit in die Länge erstreckenden Pallast ansiehet. Man kann die Häuser auch sonst nicht, als durch gewisse Merkmaale, und durch die Ueberschriften der Thüren, von einander unterscheiden. Ich hielte mich zwey Tage in dieser prächtigen Stadt auf, und setzte hiernächst meinen Weg weiter fort, da ich zugleich ausgeruhet, und wie ich glaubte, meinen Cörper eine Erfrischung gegönnt hatte. Aber ich merkte, daß eben durch diese Ruhe meine Kräffte geschwächt worden. Es fallen einem die Reisen lange nicht so schwer, wenn man dieselben in einer nie unterbrochenen Folge fortsetzt, als wenn man solche immer wieder von neuen anfängt. So mühsam es ist, das Feuer wieder

von neuem anzuzünden, welches doch durch die beſtändige Bewegung auf eine ſehr leichte Art kann erhalten werden; ſo ſorgt auch ein Reiſender viel beſſer für ſeine Kräffte, wenn er beſtändig reiſet, als wenn er viele Raſttäge dazwiſchen hält, deßfalls konnte ich auch im Anfange nicht anders als ſehr langſam gehen, und in den erſten Tagen kaum zwo oder vier Meilen zurücke legen. Wie ich aber wieder gewohnt worden, zu Fuſſe zu gehen, ſo befand ich mich eben ſo munter und hurtig wie vorher.

Von Turin reiſete ich über die Alpen nach Savoyen, welches Land zwar wegen der vielen darinn befindlichen Klippen und Berge einen fürchterlichen Anblick macht, aber dennoch mit ſehr vielen ſchönen Oertern und Städten angefüllet iſt. Man traf in beyden Fürſtenthümern noch viele traurige Spuren von der Grauſamkeit der Franzoſen an, welche faſt alle Städte zerſtört hatten. Aber deſto leichter fiel es mir, allenthalben durchzukommen, da in den Plätzen, die ehedem ſehr feſt geweſen, aber nun durch den Krieg ſehr viel gelitten hatten, und allenthalben offen ſtunden, keine Beſatzung befindlich war. Wie ich über die Alpen gieng, ſo bemerkte ich an einem Tage drey Jahrszeiten. Auf der Ebne von Piemont war es ſo warm, wie es mitten im Sommer ſeyn kann. Am Fuß der Alpengebürge ſchien es mir ſo kalt zu ſeyn, als wenn der Winter bereits eingetreten wäre, und in Savoyen kam es mir vor, als

als wenn der Herbſt ſeinen Anfang genommen hätte. Auf dieſer Reiſe über die Alpen bedient man ſich der Mauleſel, welche man unten an dem Gebürge für einen ſehr geringen Preis mieten kann. Oben auf dem Gebürge trifft man eine ſolche Ebne an, daß auch daſelbſt ein Wagen fahren könnte. Wie ich über dieſe Ebne gekommen war, ſo begegneten mir allenthalben Mietſchlitten, worauf man in einigen Minuten hinunter fährt, oder wie es ſcheint, hinunter fliegt; und dieſes nennen ſie daſelbſt ramaſſer.

Hierauf gieng ich abermals zu Fuß durch Savoyen und Dauphine bis Lyon, wo ich glaubte, alle Mühe und Gefahr überwunden zu haben, da ich den Weg, welchen ich noch vor mir hatte, ohne Beſchwerde zurück legen konnte, wenn ich einige Meilen durch Burgund davon ausnahm. Weil ich noch ſo viel Geld übrig hatte, daß ich dem Schiffer die Fracht bezahlen konnte, ſo trat ich zu Lyon ſehr vergnügt ins Schiff; aber der Ausgang war ſehr ſchlecht.

Ich erzehlte meinen Reiſegefährten den ſchlechten Zuſtand meiner Geſundheit, und dieſe riethen mir alle zum Trinken. Sie ſchrien alle aus einem Munde, es ſey kein bewährteres Mittel gegen das Fieber vorhanden, als ein Rauſch, und ich müßte mich hiezu nothwendig entſchlieſſen, wenn ich mich nicht ewig mit dem Fieber ſchleppen wollte. Ich ließ mich endlich

lich durch ihr Zureden überwinden, und trank den ganzen Abend in dem Wirthshause, worinn wir eingekehrt waren, lustig mit ihnen herum, und gieng endlich ziemlich berauscht zu Bette. Weil ich aber krank und des Trinkens nicht gewohnt war, so ward mein Blut durch diesen Rausch so sehr erhitzt, und die Dünste hatten meinen Kopf so sehr eingenommen, daß ich mir vorstellte, meine Gefährten spotteten über mich, wie ich des Morgens frühe erwachte, und dieselben mich mit ins Schiff ziehen wollten. Ich widersetzte mich ihnen also aufs äusserste. Da das Blut in einer so starken Wallung war, so wundere ich mich billig, daß meine Phantasie nicht noch ungereimtere Dinge hervorgebracht. Einige von meinen Reisegefährten griffen an meinen Arm, um mir die Ader zu öffnen, andere rissen mir die Kleider auf, um mir Luft zu machen, ich aber bildete mir ein, daß ich unter eine Rauberbande gerathen war, und rief deßwegen nicht nur: Gewalt! sondern ich flehete sie auch an, daß sie mir doch meine Freyheit und mein Leben schenken möchten. Ich mußte demnach allein in meinem Quartier zurücke bleiben, und büßte nicht nur meine Reisegefährten, sondern auch das Geld ein, welches ich dem Schiffer bereits gegeben hatte. An dem folgenden Tage aber, da ich diesen Rausch durch Fasten wieder gehoben hatte, erholte ich mich, und legte den Weg, der nach Paris noch übrig war, zu Fusse ab. Wie ich hier ankam, so

kannte

kannte mich weder meine Wirthin, noch meine andern Freunde; theils, weil ich so braun im Angesichte geworden war, daß man mich für einen Mohren hätte ansehen sollen, theils, weil ich sehr stark am Leibe zugenommen hatte. Bey meiner Abreise nach Rom war ich so mager, daß ich fast durchsichtig war, nun aber kam ich so stark und völlig zurück, daß es nicht schien, daß ich so viele Länder zu Fusse durchgegangen, sondern daß vielmehr ich mich an einem Orte beständig aufgehalten, und der Ruhe genossen hätte. So sehr zuträglich ist eine beständige Bewegung meiner Gesundheit. Ob ich mich auch gleich auf dieser ganzen Reise mit meinem Fieber plagen mußte, so hatte ich doch immer eine grosse Begierde zu essen; weil ich durch das immerwährende Gehen allezeit hungrig ward. Ich hielte mich einen ganzen Monat in Paris auf, und wandte alle meine Zeit darauf, mein Fieber loß zu werden. Aber alle Mittel der bewährtesten Aerzte waren eben so fruchtlos angewandt, als wenn man Wasser in ein Sieb giesset.

Ich ließ demnach alle Hoffnung fahren, jemals von meinem Fieber befreyet zu werden, und machte vielmehr alle Anstalten, die Rückreise nach meinem Vaterlande ohne Verzug anzutreten. Doch ward meine Reise einige Tage aufgehoben wegen eines Streits, worinn ich mit einem Bürger in Paris wegen einer gewissen Summe Geldes gerieth, die ich bey

ihm

ihm niedergesetzt hatte. Die Sache an sich war sehr klar, und dennoch erregte er mir einen Streit, weil der Werth des Geldes in meiner Abwesenheit heruntergesetzt war. Wir erwählten endlich einen gemeinschaftlichen Freund zum Schiedsmanne, welcher sich auch der Sache annahm, und mir das Geld ohne den geringsten Abzug zuerkannte. Wie dieser Streit geendiget war, und ich, vermöge dieses Ausspruchs, mein Geld erhalten, so reiste ich gerades Weges nach Holland, und fand bey meinem alten Wirthe in Amsterdam alle meine Sachen in dem Zustande wieder, wie ich sie bey ihm zurückgelassen. Er war, wie er mir erzehlte, bereits darauf bedacht gewesen, mein Zeug bey einer sich findenden Gelegenheit meinen Freunden zuzusenden, weil er nicht geglaubt, daß ich noch am Leben wäre. Bis hieher war das Fieber jederzeit mein beständiger Reisegefährte gewesen, und es erweckte bey allen eine Verwunderung, daß dasselbe weder durch die besten Arzneyen, noch durch die beständige Bewegung, welche ich mir machte, konnte gehoben werden. Endlich ward ich davon auf eine ganz besondere Art befreyet. Unter meinen Freunden in Amsterdam war auch ein Bürger, welcher Adrian Geelmeyden hieß. Dieser war mein Landsmann, und zu Bergen in Norwegen gebohren worden. Er gab mir die Versicherung, daß er in seinem Hause einen Arzt hätte, welcher auch von meinem Fieber befreyen

en sollte, ohne Geld für seine Bemühung zu fordern. Wie ich aber zu ihm in sein Haus kam, so fand ich anstatt eines Arztes einige Musicanten, mit denen ich ein Concert zu halten pflegte, ehe ich nach Frankreich reisete. Diese boten mir ein Instrument an, und ich vertrieb den ganzen Tag bis in die späte Nacht mit Vergnügen und Musiciren, da ich mich endlich nach Hause verfügte, und an dem folgenden Tage nach alter Gewohnheit mein Fieber erwartete. Aber ich fand, daß dasselbe ohne Zweifel nach Italien zurückgegangen war, wo ich es zum erstenmal empfunden hatte. Ich habe auch nachher nicht den geringsten Anstoß von demselben gehabt; ausser daß ich an den Tagen, da ich ehedem mit dem Fieber geplagt war, eine kleine Mattigkeit empfand. So ward ich durch die Music wieder hergestellet, da alle Arzneyen dieses nicht zu bewerkstelligen vermögend waren. Vielleicht dürfte man sagen, es wäre mir eben dasselbe begegnet, was andern Kranken zu widerfahren pflegt. Wenn diese ohne Arzneyen gesund werden, und die Krankheit endlich selbst weicht, so schreiben sie insgemein ihre Gesundheit denen Aerzten zu, welchen sie sich zuletzt anvertrauet haben, und verachten die andern, welche ihnen beygestanden, da die Krankheit am heftigsten gewesen, wodurch sie aber denselben sehr zu nahe treten. Vielleicht scheint es einigen eben so lächerlich, daß ich der Music die Kraft zuschreibe, daß

ich

ich dadurch von dem Fieber befreyet worden. Es mag inzwischen durch die Krafft der Music, oder durch die Natur selbst geschehen seyn, so war ich sehr froh, daß ich meine vorige Gesundheit wieder erlangt hatte. Gleich darauf gieng ich zu Schiffe nach Hamburg, und hiernächst gleich weiter zu Lande nach Copenhagen.

Wie ich wieder zu Hause angelangt war, so mußte ich mich zwey Jahr sehr kümmerlich behelfen, und war deßwegen auch sehr mißvergnügt, daß kein öffentlicher Lehrer mir Platz machen wollte, deren langes Leben mir höchst beschwerlich war. Inzwischen gab ich eine Schrifft in dänischer Sprache unter diesem Titel heraus: Einleitung in das Natur- und Völkerrecht. Ich bauete meine Arbeit auf die Grundsätze des Grotius und Puffendorfs, welche nebst Christ. Thomasius meine Wegweiser waren. Anstatt des römischen-Rechts sind die dänischen und norwegischen Gesetze angeführt, und die historischen Beyspiele, wodurch die Moral pflegt erläutert zu werden, habe ich eben sowohl von denen Thaten der nordischen Völker, als aus den römischen und griechischen Geschichten entlehnt. Aber dem gemeinen Manne gefiel diese Schrifft nicht; da es doch einem jeden in die Augen leuchtet, daß den Unterthanen dieses Reichs nichts nützlicher und vortheilhafter ist, als daß sie das Recht der Natur verstehen. Das dänische Gesetz ist so kurtz gefaßt und eingeschränkt, daß ein Richter, wenn

er in dem Rechte der Natur nicht wohl erfahren ist, öfters zweifelhaft seyn muß, was er für einen Spruch fällen soll. In Deutschland, und an den Oertern, wo das römische Recht eingeführt ist, verhält es sich ganz anders. Denn daselbst kann ein Richter, wenn er gleich selbst unerfahren ist, und seiner eignen Einsicht nicht trauen darf, bey einem so grossen Vorrathe allemal finden, wie dieser Fall durch einen rechtserfahrnen und verständigen Mann bereits ehedem entschieden worden, und er urtheilet also nicht selbst, sondern stimmt nur dem Ausspruche bey, den andre bereits vor ihm gefället haben. Aber bey einem so kurzgefaßten Gesetze wird weit mehr Mühe erfordert, ein Urtheil zu entwerfen, da man sich bey einem Falle sehr viele andere ähnliche Fälle vorstellen muß. Ich könnte dieses weitläuftig ausführen, wenn ich mir vorgenommen hätte, eine Vorrede zu dem dänischen Gesetze zu schreiben.

Jedoch diese kleine Schrifft hatte ein sehr schlechtes Schicksal, indem von tausend Stücken, die gedruckt wurden, in zehn bis zwölf Jahren kaum dreyhundert konnten abgesetzt werden. Der Buchführer, welcher die Kosten dazu hergegeben hatte, war sehr übel damit zufrieden, weil der Rest der Auflage dazu schien bestimmt zu seyn, daß er vom Staub und Moder verzehrt würde. Vielleicht denken meine Landsleute, daß ich zu scharf urtheile, oder daß ich gesonnen sey, mit ihnen, wegen der Liebe zu

den

den Wissenschaften, zu streiten; aber hievon bin ich weit entfernt. Ich will sie nicht anklagen, sondern ihnen nur blos diese Erinnerung geben, daß sie hinführo ihren Gelehrten keine Faulheit im schreiben aufbürden, da sie selbst schuld daran sind, daß nicht mehrere Schrifften ans Licht treten, sondern daß die meisten Handschrifften entweder in den Schränken verschlossen bleiben, oder den Krämern in die Hände gerathen. Die vornehmen in meinem Vaterlande legen sich mit einem grössern Eifer, als irgend eine andre Nation, auf fremde Sprachen, und lesen weit lieber französische und englische Bücher, damit sie sich zugleich die Sprache bekannt machen mögen, welche sie so sehr lieben. Der gemeine Mann aber ist so sehr an die geistlichen Schrifften gewohnt, daß er nichts lieset, was den Namen einer weltlichen Abhandlung hat. Daher rührt es, daß einige arme Schrifftsteller, um ihr Brod zu verdienen, so viele Gebetbücher, Kerne und Sterne der Geberer, Himmelsleitern, Paradiesgärten, geistliche Andachten, und wie sie sonst die unzähligen Bücher von dieser Art zu nennen pflegen, zusammen schreiben, tausendmal aus andern wieder ausschreiben, neue Titel erfinden, und für neue Bücher verkauffen.

Wie ich zwey Jahre so elend zugebracht, und in denselben fast alle Stunden und Minuten gezählt hatte, so gieng endlich mein Glücksstern auf, worauf ich so lange gehofft hatte;

ich erhielt ein ordentliches Gehalt, wodurch meine unerträgliche Armuth einigermassen gelindert ward. Ich erhielte das Amt, die Metaphysic öffentlich zu lehren, ob es gleich gegen meine Neigung war. Deßwegen prophezeyten diejenigen, welche mich genauer kannten, dieser vortreflichen Wissenschaft den Untergang. Und hierinn irrten sie sich auch nicht. Denn ich bekenne aufrichtig, daß ich die Fußstapffen meiner Vorgänger nicht betreten, und daß die Metaphysic niemals in grösserer Gefahr gewesen, als unter meiner Vormundschaft. Doch verbarg ich meine Absichten im Anfange, so gut ich konnte, und hielt kurz darauf eine Rede zum Lobe der Metaphysic. Aber diese Rede war so beschaffen, daß alle wahre Verehrer der Metaphysic dieselbe nicht ohne Aergerniß anhören konnten, weil sie glaubten, ich hätte eine Leichenrede auf den Tod der Metaphysic, nicht aber eine Rede zu ihrem Lobe gehalten. Wie sie aber zwey Jahr bey mir in der Dienstbarkeit gewesen war, so ward sie endlich wieder auf freyen Fuß gesetzt.

Hiernächst geschahen bey der Academie sehr viele Veränderungen. Einige öffentliche Lehrer gelangten zu der Würde eines Bischofs, andre wurden Prediger, und einige sturben. Hierdurch ward ich in einer kurzen Zeit Beysitzer im Consistorio, und erhielt einen grössern Rang und ein höheres Gehalt; welches sich, wie Ihnen bekannt ist, nach dem Alter richtet. Nun war

ich

ich also von Haus- und Nahrungssorgen befreyet, welche mir meine ganze Lebenszeit so sauer gemacht hatten. Ich war nunmehr auch einzig und allein darauf bedacht, meine Kräffte wieder zu erfrischen, welche durch eine so langwierige Krankheit, durch so viele beschwerliche Reisen, und durch den Verdruß so vieler Jahre ungemein geschwächt waren, und meine übrige Lebenszeit in Ruhe und Stille zuzubringen. Aber es war ein andres über mich beschlossen. Einer von meinen Collegen erregte mir einen Streit wegen gewisser Einkünfte, die nach der Stiffrung dem ältesten zufallen sollten. Wie aber die Sache von dem Consistorio untersucht worden, so ward mir das Vorrecht des Alters, und zugleich das Recht zu den Einkünften zugesprochen.

Kaum war dieser Streit beygelegt, so mußte ich mich schon wieder mit einem andern Feinde einlassen. Dieses war ein neuer Geschichtschreiber, welcher einen kurzen Begriff der dänischen Historie in deutscher Sprache herausgab. In der Vorrede zu diesem Werke hatte er, ausser andern Fehlern, die ich hier übergehen will, alle dänische sowol alte als neue Geschichtsschreiber heftig durchgezogen, und einige für nachläßig, andre für Schwätzer und gelehrte Diebe angegeben. Ich ward gleichfalls unter ihre Anzahl gerechnet, und hart angegriffen, da ich doch nur einen kurzen Auszug aus der Universalhistorie, zum Nutzen der Jugend, herausgege-

ben. Es ward mir insonderheit vorgeworfen, daß ich die nordische Historie aus dem Puffendorf ausgeschrieben hätte. Ich nahm diese Beschuldigung im Anfange sehr kaltsinnig auf, und hielte es nicht der Mühe werth zu seyn, wegen einer Sache zu streiten, die an sich selbst falsch war. Ich ward mit Gewalt unter die dänischen Geschichtschreiber gerechnet, da ich doch keine dänische Historie, sondern einen kurzen Begriff der Universalhistorie geschrieben hatte. Und überdem war ich auch damals, wie ich zuerst Hand an dieses Werk legte, noch nicht zu reiffen Jahren gekommen. Ich schätzte deßwegen dieses Urtheil keiner Antwort würdig, sondern schwieg so lange stille, bis ich endlich durch das unermüdete Anhalten meiner Feinde überwunden ward, welche mein Stillschweigen einer Trägheit oder Furcht zuschrieben. Ich gab demnach eine kleine Schrifft unter diesem Titel heraus:

Dissertatio Quinta
De
Historicis Danicis
Quam
in Collegio Regio publice tuebitur
Paulus Ryterus
cum Defendente pereximio
Christiano Andreae.

Diese kleine Dissertation ward mit grossem Beyfalle aufgenommen, nur der einzige Paulus Ryter bezeigte sein Mißfallen darüber, weil ich

ich seinen Namen angenommen hatte. Doch dieser sechzigjährige Mann gab sich bald wieder zufrieden, da er hörte, daß diese Schrifft zur Vertheidigung des Vaterlandes geschrieben worden. In dieser Abhandlung wird allein die bittere Vorrede des Verfassers untersucht. Denn das Werk selbst durchzugehen, und den Verfasser wegen der vielen Fehler, die er in den Geschichten und in der Zeitrechnung begangen hat, gleichsam im Triumph aufzuführen, solches ist mir niemals in den Sinn gekommen. Diese Art der Untersuchung hat gar zu viel schulmäßiges bey sich. Denn wo tritt doch wol jemals eine Schrifft ans Licht, von welcher die streitbaren Scholastici nicht behaupten, daß ihr Verfasser auf allen Seiten gefehlt habe?

Nicht lange darauf gab eben derselbe Mann eine andere Abhandlung heraus, worinn er zu behaupten suchte, daß die Ehen der nahen Anverwandten weder in dem göttlichen noch in dem natürlichen Gesetz verboten wären. Durch dieses Werk ward die kaum geheilte Wunde bey vielen wieder aufgerissen. Die Gottesgelehrten und Rechtserfahrnen griffen zu den Waffen. Meine Freunde trieben mich gleichfalls an, den Krieg wieder von neuen anzufangen. Ich ließ mich auch um so viel leichter dazu bereden, weil die vorige Hitze noch nicht völlig verraucht war. Deßfalls setzte ich eine kleine Schrifft auf, und ließ sie unter diesem Titel drucken:

Olai Petri Norvagi
Dissertatio Juridica
De
Nuptiis Propinquorum in linea recta
iure naturali prohibitis.

In diesen wenigen Blättern widerlegte ich blos die Einwürffe des Verfassers, welche er gegen die Gründe der Rechtsgelehrten beygebracht hatte; die andern Sätze, die in dieser Schrifft enthalten waren, überließ ich der Untersuchung der Gottesgelehrten, wider welche dieselben gröβtentheils gerichtet waren. Aus dieser Ursache schien einigen Fremden, denen meine Absicht unbekannt war, diese Widerlegung nicht vollständig und hinlänglich. Ich wollte aber nicht aus meinen Grenzen gehen, und mich in fremde Dinge mischen, deßfalls hielte ich es am rathsamsten, nur einen kleinen Versuch zu wagen, und das übrige den Gottesgelehrten zu überlassen. Einige glaubten auch, daß ich meine Widerlegung gar zu bitter abgefaßt, und in beyden Abhandlungen gar zu stark gespottet hätte. Und vielleicht ist dieses Urtheil nicht ungegründet. Aber meine Gemüthsart bringt es mit sich, daß ich allemal im Scherz die Wahrheit sage. Dennoch habe ich mich aller Scheltworte enthalten, und den guten Namen des Verfassers nicht angegriffen, da ich kein Feind des Verfassers war, sondern nur seine Schriften prüfte. Wie der Verfasser meine beyden Abhandlungen aufgenommen, und wie derselbe gegen mich gesinnet

net sey, das weis ich nicht. Ich überlasse die ganze Sache dem unpartheyischen Urtheile der gelehrten Welt, ja des Verfassers selbst, welcher wegen einer grossen Dreistigkeit sehr gelinde von mir gezüchtiget worden. Aber ich erfuhr selbst hernach, was vielen grossen Eiferern zu begegnen pflegt; daß sie bisweilen selbst in den Irrthum fallen, von dem sie andre überzeugen wollen. Da ich meine Feder gegen Stachelschriften schärfte, so ward ich selbst ein Satyricus, und hatte auch eben dieselben, ja noch viel härtere Schicksale, welche den Satyricis begegnen pflegen.

Caedimus, inque vicem praebemus crura sagittis.
Viuitur hoc pacto. - - -

Bisher hatte ich alle meine Zeit auf die Rechtsgelahrheit, die Geschichte und Sprachen angewandt, und alles andre, insonderheit die Dichtkunst, an die Seite gesetzt. Diese war mir so sehr zuwider, daß ich auch an dem schönsten Gedichte kein Vergnügen finden konnte. Ich las zwar bisweilen lateinische Gedichte, aber doch nicht anders, als wenn ich dazu gezwungen war. Ich las sie auch nicht in der Absicht, daß ich ein Vergnügen daraus schöpfen wollte, sondern allein mich in der lateinischen Sprache zu üben. So wie die Kranken alle Tage widrige Arzneyen einnehmen, nicht deßwegen, weil sie ihnen wohl schme-

cken, sondern weil die Aerzte sagen, daß sie zur Gesundheit dienen.

Aber so ist es mit der Neigung der Menschen beschaffen. Bisweilen fängt man an, dasjenige hochzuschätzen, was man vorher verworfen hat. Die Veränderung der Studien ist uns eben so angenehm und zuträglich, wie dem Lande die Veränderung des Saamens. Ich hatte bereits dreyßig Jahre zurückgelegt, ehe ich mir jemals vorgenommen, ein Gedichte zu schreiben, ob ich gleich an einem Orte lebte, wo eben so viele Poeten waren, als man Fliegen im Hebstmonate antrifft. Wie aber meine Ohren täglich durch lauter Verse betäubt wurden, und ich sahe, daß fast alle Einwohner der Stadt Poeten geworden waren, so faßte ich endlich den Schluß, auch einen Versuch zu machen, und ein Gedicht aufzusetzen, damit ich nicht allemal ein blosser Zuhörer seyn möchte. Ich machte also mit einer Stachelschrifft den Anfang, worinn ich mir vorsetzte, die sechste Satyre des Juvenals nachzuahmen, und es ist dieselbe auch nebst andern Satyren vor kurzer Zeit ans Licht getreten. Wie ich damit zu Stande gekommen war, so zeigte ich sie nach einigen Tagen einem guten Freunde, welcher urtheilte, daß die Gedanken zwar richtig und juvenalisch wären, aber die Regeln der Dichtkunst nicht in Acht genommen worden. Er lobte ferner die gute Wahl der Sachen, aber er verwarf die Ordnung, welche ich erwählt, und die Wortfügun-

fügungen, deren ich mich bedient hatte. Er unterrichtete mich hierauf in der dänischen Dichtkunst, und gab mir gewisse Regeln, welche ich auch nachher sorgfältig beobachtete, so oft ich Gelegenheit hatte, ein Gedicht zu schreiben. Wie ich endlich noch einige Versuche gemacht, und dieselben mir wohl gelungen waren, so nahm ich mir vor, das so bekannte scherzhafte Heldengedicht zu schreiben, welches noch itzt von den Schweden und Deutschen gelesen und fast aus dem Gedächtniß hergesagt wird, die sich, um dieses Gedicht zu verstehen, die dänische Sprache bekannt machten.

Diese poetische Schrifft ward auf verschiedene Art aufgenommen. Einige konnten ihren Zorn nicht bergen, sondern liessen denselben öffentlich ausbrechen. Einige zürnten heimlich, und wie die Neigungen der Menschen sehr unterschieden sind, so mißfiel einigen diese und andern jene Stelle. Einige wurden dadurch gegen mich aufgebracht, weil sie glaubten, daß sie unter verdeckten Namen hier abgeschildert wären. Andre besorgten wegen ihres bösen Gewissens eben dasselbe, und verbunden sich untereinander, gegen den Verfasser die Waffen zu ergreiffen. Noch andere, welche nicht gewohnt waren, etwas anders zu lesen, als Hochzeits- Leichen- und Lobgedichte, erstaunten über diese Neuerung, und tadelten die Kühnheit des Verfassers. Einige bildeten sich ein, daß ihre Feinde hier durchgezogen würden.

den. Diese nahmen das Gedicht mit Freuden auf, und glaubten, daß sie hiedurch Anlaß erhalten hätten, über ihre Feinde zu spotten. Sie liessen auch keine Gelegenheit aus den Händen gehen, ihren Feinden, die ihrer Meynung nach auf sie gerichteten Stellen vorzusagen. Hierdurch aber ward nichts anders ausgerichtet, als daß die Leute noch mehr in ihrer ungegründeten Meynung bestärkt wurden. Der gemeine Mann, welcher sich nur bey der Schale aufzuhalten pflegt, hielt dieses Gedicht für eine unnütze Arbeit eines Menschen, der sonst keine Geschäffte habe. Einige Gelehrte, welche die Sache genauer überlegten, sahen diese Blätter, wie insgemein geschieht, mit neidischen Augen an. Es fehlte aber auch nicht an gesunden Auslegern und beherzten Vertheidigern dieses kleinen Werks, welche es für etwas grosses und angenehmes hielten, auf eine solche scherzhafte Art die nützlichsten Wahrheiten zu sagen. Und wie nachher mein Name bekannt ward, so erhielt ich deßfalls von ihnen eine doppelte Danksagung. Anstatt daß einige daher Anlaß nahmen, zu sagen, daß man anfienge, die Dichtkunst in ein Geschwätze zu verwandeln, so urtheilten diese vielmehr, daß man nun aufhörte, dieses zu thun, und daß man nun ein Gedichte hätte, welches man ohne Schande den Franzosen und Engländern zeigen könnte. Durch deren Vorstellung ließ ich mich überreden, dieses Gedicht völlig zu Stande zu

brin-

bringen, welches denn in einer kurzen Zeit ein groſſes Werk ward, und aus vier Theilen beſtand. Es ward auch in anderthalb Jahren, welches bisher noch keinem däniſchen Buche jemals wiederfahren war, dreymal wieder aufgelegt. Die letzte Ausgabe, welche ich aufs neue durchgeſehen und ausgebeſſert, war vollſtändiger als die erſten, und auch noch überdem mit Kupfern gezieret. Ich habe vor kurzer Zeit erfahren, daß meine Gedichte auch in Schweden und Deutſchland verkaufft werden, und freue mich, daß dieſelben auch auſſerhalb Landes eben denſelben Beyfall finden, den ſie in meinem Vaterlande erhalten haben. Vielleicht dörfte mir dieſes jemand als eine Ruhmräthigkeit oder als ein eigen Lob auslegen. Es iſt zwar den Dichtern erlaubt, ſich ſelbſt ſittſam zu rühmen, dennoch aber urtheile ich in dieſem Falle nicht ſelbſt, ſondern ich führe nur an, was andre davon geurtheilet haben. Und die Urtheile andrer Leute über mich und meine Arbeiten erwecken mir allemal ein Vergnügen, ſie mögen gegründet ſeyn, oder nicht. Wenn ich meine eigne Meynung von dieſer Sache entdecken ſoll, ſo halte ich dasjenige für anſtändig und unſchuldig, was an ſo vielen Orten von allen gebilliget wird, und was auch die allerernſthafteſten mit Anmuth und Vergnügen leſen.

Es würde zu weitläuftig, und Ihnen, mein Herr, zu beſchwerlich ſeyn, wenn ich die Unruhe,

ruhe, welche durch dieses kleine Werk erregt worden, und die Beschuldigungen, womit man dasselbe angegriffen, hier umständlich erzehlen wollte. Ich übergehe dieses alles vielmehr mit Stillschweigen. Dieses einzige will ich nur anführen, daß dies Gedicht auch von den höchsten und weisesten Räthen Sr. Majestät selbst untersucht und für eine unschuldige und aufgeweckte Schrifft erkläret worden.

Wie dieser Streit geendiget war, und sich der Haß mit der Zeit verlohr, den ich mir durch die Historie des Peter Paarsens, welchen Titel mein Gedicht führte, zugezogen hatte, so fieng ich an, auf andre Satyren zu denken, und ließ gleich darauf noch fünf andere ans Licht treten. Die erste Satyre ist die schärfste, und spottet über die Thorheit des menschlichen Geschlechts. Sie führt die Aufschrifft: Democritus und Heraclitus. Die andre enthält eine Vertheidigung des Sängers Tigellius. Es wird in derselben erwiesen, daß weder Horatius noch die meisten Menschen in der Welt von der Unbeständigkeit frey sind, welche Horatius dem Tigellius aufbürdet. In der dritten Satyre wird die Historie des Peter Paarsens beurtheilet. Die vierte Satyre ist diejenige, in welcher ich den Juvenal nachzuahmen gesucht: Der Dichter sucht seinen Freund, einen alten Mann, von seinem Vorhaben, ein junges Mädgen zu heyrathen, abwendig zu machen. Die fünfte Satyre ist eine Schutzschrifft

für

für das Frauenzimmer. Es wird dargethan, daß das weibliche Geschlecht nicht nach dem Rechte der Natur, sondern blos durch willkührliche menschliche Gesetze von allen öffentlichen Bedienungen und Aemtern ausgeschlossen worden. Einer jeden Satyre ist eine Vorrede vorgesetzt, worinn die Absicht dieser Gedichte entdeckt, und die Gemüthsart des Dichters bekannt gemacht wird, und zugleich die Vorwürffe, welche man denselben machen könnte, abgelehnet werden. Der Zorn legte sich zwar nunmehro einigermassen; dennoch aber hörte derselbe nicht gänzlich auf, und er ist auch noch nicht völlig verschwunden. Noch sind viele, welche einander heimlich ermahnen, daß man sich für den Dichter hüten müsse, dessen scharfe Feder mit einem so grossen Nachdruck die Fehler der Menschen abmahle.

Wie ich einmal von einem nicht ungelehrten Manne ersucht ward, auf seinen Bruder, welcher ein sehr unordentliches Leben führte, eine Schmähschrifft zu machen, so antwortete ich ihm mit den Worten des Plinius, man muß die Laster und nicht die Menschen verfolgen. Wenn ich ausser den Schranken weichen, und einen jeden tadeln wollte, so würde ich von mir selbst den Anfang machen. Durch diese aufrichtige Erklärung, welche ich öfters wiederholete, konnte ich doch die bösen Gedanken, welche man von mir gefaßt hatte, nicht austilgen. Die meisten glauben noch, und

lassen

lassen sich diesen Irrthum nicht benehmen, daß unter allen Worten, die ich rede, ein heimliches Gifft verborgen sey, und aus dieser Ursache sehe ich auch meine Auslegungen nicht für aufrichtig, sondern als eine Frucht der Furcht an. Wenn ich auch nur von den Jahrszeiten oder von dem Wetter rede, so legt man diesen Worten gleich einen doppelten Sinn bey; wie sie theils nach den Buchstaben, theils nach meiner Absicht können verstanden werden: Da doch niemand offenherziger ist, als ich. Diejenigen kennen mich nicht recht, welche mich für einen Meister in der Kunst, sich zu verstellen, ansehen. Weil ich von Natur hitzig und zum Zorn geneigt bin, so ist es mir ohnmöglich, weder durch Kunst noch mit Macht meine Affecten zu unterdrücken und eine andere Gestalt anzunehmen, als die mit meinem Herzen übereinstimmet. Was ich auf dem Herzen habe, das entdecke ich frey, und man kann den Zorn oder die Freude allemal aus meinem Gesichte lesen. Wenn man mich deßfalls wegen einer Schwachheit, die ich an mir habe, tadeln wollte, so könnte solches mit weit mehrerm Rechte deßwegen geschehen, weil ich gar zu offenherzig bin, als weil ich gar zu sehr heuchele.

Uebrigens ist es einem jeden, sowol aus den meisten Satyren, als auch aus der Rede, die ich zum Lobe der Metaphysic hielte, bereits zur Gnüge bekannt, daß mir nichts so schwer falle, als jemanden zu loben. Wie ich Se-

cretär der Academie war, und es mein Amt erforderte, eine öffentliche Schrifft abzufassen, worinn diejenigen, welche den Titel eines Baccalaurei oder Magistri annehmen, nach der alten Gewohnheit mußten gelobt werden, so prophezeyten meine Freunde gleich, daß diese Arbeit keinen guten Ausgang nehmen würde. Und hierinn irrten sie sich auch nicht. Denn mein Programma ward unterdruckt, und man redete in der ganzen Stadt sehr übel von mir. Ob man aber in diesem Stücke recht mit mir verfahren, solches werden Sie, mein Herr, am besten aus der Schrifft selbst urtheilen können, die ich hier von Wort zu Wort mittheile.

* * *

Urtheilen Sie nunmehr selbst nach Dero grossen Einsicht, ob dieses Programma so beschaffen sey, daß man deßwegen einen so grossen Streit anfangen dürffen. Urtheilen Sie selbst auch hier so redlich und aufrichtig, wie sie sonst zu thun gewohnt sind. Ich will mit Ihrem Urtheile zufrieden seyn, und diese Schrifft für verwerflich erkennen, wenn Sie dieselbe nicht billigen. Ich werde es aber auch gerne dulden, daß andre dieses Programma verwerfen, wenn ich nur damit bey Männern von Dero Einsicht Beyfall finde.

Zum wenigsten ward dieses Programma, weil man es öffentlich auszutheilen verboten hatte, sehr theuer bezahlt, so wie sich ein Gerüchte

immer stärker ausbreitet, je mehr man solches zu unterdrucken sucht.

Endlich ward ich einer solchen fruchtlosen Arbeit überdrüßig, welche mir einen so schlechten Lohn und einen so geringen Nutzen brachte, und nahm meine alten Bemühungen wieder zur Hand, welche ich eine so lange Zeit an die Seite gesetzt hatte. Ich nahm mir vor, das Werk zu Stande zu bringen, woran ich bereits vor einigen Jahren zu arbeiten angefangen. Es begreift dasselbe eine kurze Abbildung der geistlichen und weltlichen Verfassung in beyden Reichen. Wie ich aber mit dieser Arbeit beschäftiget war, so gerieth ich auf die Gedanken, nach dem Beyspiel andrer Völker, einige Schauspiele in dänischer Sprache abzufassen. Ich glaubte selbst, daß ich nicht ganz ungeschickt seyn möchte, solche Fabeln zu schreiben, und deßwegen bat man mich sehr oft, die Arbeit wieder fortzusetzen, welche ich neulich verlassen, und fast verschworen hatte. Auf der einen Seite reitzte mich das inständige Anhalten meiner Freunde, unter denen sich auch die vornehmsten Herren in der Stadt befanden, deren Befehl ich nicht gerne ungehorsam seyn wollte. Auf der andern Seite aber schreckte mich von diesem Vorhaben der Verdruß ab, den dergleichen Schrifften mit sich zu führen pflegen. Aus den Anfällen, die ich vorher erlitten, hatte ich bereits zur Gnüge gelernt, wie beschwerlich es sey, sich mit der ganzen Welt in einen Krieg ein-

einzulaſſen. Endlich ward ich durch das unermüdete Anhalten meiner Freunde überwunden, meine vorigen Arbeiten wieder anzufangen, und ſchrieb die Schauſpiele, welche nachher auch gedruckt worden, und nun in jedermanns Händen ſind.

Ich habe mir in dieſen neuen Schauſpielen inſonderheit angelegen ſeyn laſſen, neue Laſter anzugreiffen, die von andern noch nicht vorgeſtellt worden, und zu welchen die däniſche Nation für andern geneigt iſt. Ich unterwarf meine Arbeit zuerſt der Prüfung einiger Freunde, und war annoch zweifelhaft, ob ich dieſelbe ſollte ans Licht treten laſſen. Weil aber meine Freunde nicht nachlieſſen, mich darum zu bitten, und ich auch beſorgen mußte, daß die Stücke verſtümmelt und unvollkommen herauskommen möchten, ſo gab ich endlich die fünf erſten Stücke einer hieſigen Bande Comödianten zur öffentlichen Vorſtellung.

Das erſte Schauſpiel führte den Namen, der politiſche Kannengieſſer; * und ward im Jahr 1722. mit dem größten Beyfalle aufgeführt. Es war eine ſolche Menge von Zuſchauern gegenwärtig, daß viele im Vorhofe mußten ſtehen bleiben, die ſich auf keine Art durchdrengen

* Man findet es ins Deutſche überſetzt in dem erſten Theile der gottſchediſchen deutſchen Schaubühne auf der 407. u. f. Seite. Es iſt dieſes Luſtſpiel auch in die platdeutſche oder niederſächſiſche Sprache von dem Herrn K. R. B ** überſetzt worden.

gen konnten. Einigen aber mißfiel dieses Lustspiel doch, weil sie den Endzweck desselben nicht einsahen, und sich einbildeten, daß der Magistrat der Stadt darinn durchgezogen worden, da man doch noch niemals eine Comödie geschrieben, welche das Ansehen obrigkeitlicher Personen nachdrücklicher behauptet. Die Satyre zielt allein auf gemeine Leute, welche in den Wirthshäusern die Obrigkeiten und Feldherrn tadeln, das Verhalten der Könige und Fürsten untersuchen, und von allen ein freches Urtheil fällen, daß man denken sollte, es wären keine geringe und gemeine Leute, sondern die erfahrensten Generals, und die verdientesten Bürgermeister versammlet, welche ihre Aemter niedergelegt, und sich der Ruhe gewidmet hätten. Die Thorheit dieser Leute wird in diesem Lustspiel in der Person des Kanngiessers lächerlich gemacht, zu dem einige Rathsherren gleichsam, als Abgeordnete des ganzen Raths, zu dem Ende kommen, daß sie ihm einbilden mögen, er sey zum Bürgermeister erwählt worden. Wie er hierauf in allerhand Geschäfte eingeflochten wird, welche er auszurichten nicht vermögend ist, so lernt er daraus, wie beschwerlich es sey, einer Republik vorzustehen. Er wird auch dadurch bewogen, seine vorige Thorheit einzusehen und zu verlassen, die Schwäche seines Verstandes zu erkennen, und sich inskünftige in seinen Schranken zu halten. Ich glaube nicht, daß man eine beßre und nützlichere Materie,

terie, besonders in Freyen- und Reichsstädten, erwählen kann, wo die Freyheit des gemeinen Pöbels im reden so weit gehet, daß sie weder durch Gesetze noch durch Strafen kann eingeschränkt werden.

Das andre Lustspiel * führt den Namen Lucretia, oder die Wankelmüthige, und tadelt hauptsächlich die thörichte Unbeständigkeit des Sinnes, welche bey vielen angetroffen wird. Der Inhalt ist nicht gemein, und noch von niemanden auf der Schaubühne vorgestellt worden. Die Hauptperson in diesem Schauspiele ist ein unbeständiges und wankelmüthiges Frauenzimmer, deren Sitten die Frau

* Ausser den Schauspielen, welche der gottschedischen deutschen Schaubühne einverleibt worden, hat uns der Fleiß des Herrn Laubs aus Augspurg in den Jahren 1743. und 1744. achtzehn Lustspiele des Herrn Hollbergs in verschiedenen Bänden in 8vo verdeutscht geliefert. In den Leipziger gelehrten Zeitungen vom Jahr 1743. im Monat Novemb. wird diese Uebersetzung scharf beurtheilet, gegen welche Censur sich Herr Laub in den göttingischen gelehrten Zeitungen auf das Jahr 1743. im 102. Stücke auf der 891. S. zu vertheidigen gesucht. Im Jahr 1745. sind abermals drey Lustspiele des Herrn Hollbergs, nemlich der eilfte Junius, der Pfalzgraf, oder der verpfändete Bauerjunge, und Ulysses von Ithaca, in deutscher Sprache ans Licht getreten, und von dem Vorredner mit einigen Anmerkungen begleitet worden. Siehe die altonaischen gelehrten Zeitungen auf das Jahr 1745. im LXI. Stücke der 497. u. f. Seite.

Montaigu so lebhaft vorzustellen wußte, daß man es nicht besser wünschen konnte. Dennoch ward dieses Lustspiel von einigen kaltsinnig aufgenommen, weil sie glaubten, daß verschiedene Auftritte gar zu ernsthaft wären. Andre aber, welche die Sache genauer einsahen, schätzten dieses Lustspiel eben so hoch, als alle übrigen. Dieses ist mir Ehre genung. Die rechten Tonkünstler richten sich nicht nach dem Urtheil ihrer meisten Zuhörer, sondern nach dem Ausspruch der wenigen Kenner. Und es ist mir gleichgültig, was die meisten urtheilen, ich bin zufrieden, wenn ich nur den Beyfall von einigen erhalte, die im Stande sind, ein richtiges Urtheil davon zu fällen.

Das dritte Lustspiel ist, *Jean de France*, oder der dänische Franzose. Hierinn wird die Thorheit unsrer Jugend lächerlich gemacht, welche in grosser Anzahl ausserhalb Landes reisen, und, wenn sie ihre Mittel durchgebracht haben, halb nackend, aber reich an thörichten und abgeschmackten Sitten zurücke kommen, und hiernächst alles in ihrem Vaterlande mit Verachtung ansehen. Von diesem Lustspiele kann man mit Recht sagen:

Omne tulit punctum, qui miscuit utile dulci.

denn es ist nützlich und aufgeweckt abgefaßt. *

Das

* Dieses Lustspiel ist in dem zweyten Theil der gottschedischen deutschen Schaubühne S. 427. u. f. gleichfalls ins Deutsche übersetzt anzutreffen. In

den

Das vierte Luſtſpiel iſt, Jeppe auf dem Berge, oder der däniſche Menalcas. Die Materie habe ich aus der Utopia des Bidermanns entlehnt, und deßfalls eigne ich mir auch keinen Ruhm wegen dieſer Arbeit zu. Doch hat mir Bidermann nur den erſten Stoff dazu hergegeben. Die erſte Vorſtellung gieng nicht gut von ſtatten, weil die Comödianten eben an demſelben Abend untereinander uneins geworden waren. Aber die andre Vorſtellung gerieth deſto beſſer. Dieſes Luſtſpiel erhielt dadurch noch eine beſondre Annehmlichkeit, weil ein Mitglied der Bande einen ſeeländiſchen Bauer, in Abſicht auf die Sprache, Geberden und Sitten vortreflich vorzuſtellen wußte.

Das fünfte Luſtſpiel, Gerhard Weſtphaler, oder der ſchwatzhafte Balbierer, mißfiel allen Zuſchauern ſo ſehr, daß ſehr viele weggiengen, ehe noch die Comödie geendiget war.

den greifswaldiſchen critiſchen Verſuchen zur Aufnahme der deutſchen Sprache in dem 2. Stücke des erſten Bandes N. V. S. 184 iſt dieſes Schauſpiel in verſchiedenen Stücken, und inſonderheit wegen des Mangels der Wahrſcheinlichkeit getadelt, von dem Herrn Profeſſor Gottſched aber in der Vorrede zum dritten Theil der deutſchen Schaubühne S. 9. vertheidiget worden. Eben dieſer berühmte Mann hat die däniſchen Namen in etwas geändert, und einige Kleinigkeiten auf deutſchen Fuß eingerichtet. Daher führet es auch in der deutſchen Schaubühne die Aufſchrift: Der deutſche Franzoſe.

Einige schlichen sich heimlich weg, einige aber giengen offenbar von dem Schauplatze. Dieses hätte ich mir niemals vorgestellt, weil ich dieses Lustspiel jederzeit fast allen andern vorgezogen. Wie ich die Ursache erfuhr, weßfalls diese Comödie einen so schlechten Beyfall gefunden, und daß es den Zuhörern verdrießlich gewesen, daß einerley Reden so oft wiederholt worden, so setzte ich eine Vorrede zu dieser Comödie auf, worinn ich dieselbe vertheidigte, und die Absicht derselben entdeckte. Eben die beständige Wiederholung war der Kern der Satyre; und es fehlte diesem Lustspiele nichts, als daß man dem Balbirer, anstatt dreyer Historien, womit er seine Freunde ermüdete, nur eine in den Mund legte, und ihn dieselbe immer wiederholen liesse. Wie ich hierdurch den Irrthum gehoben hatte, so veränderten sich auch die Gemüther. Und diejenigen, welche vorher dieses Lustspiel aufs äusserste verachtet hatten, hielten dasselbe nunmehr für eines der allerangenehmsten Schauspiele.

Das sechste Lustspiel führt den Namen, der eilfte Junius. * Weil dasselbe an eben diesem Tage zum erstenmal aufgeführt ward, so ward dadurch fast die ganze Stadt angereitzt, die Vorstellung desselben mit anzusehen. Der Inn-

* Der eilfte Junius sowol als der eilfte des Christmonats ist ein Termin, auf welchem in Kopenhagen die Gelder auf Zinsen ausgesetzt, oder auch für das ausgeliehene Geld die Zinsen bezahlt werden müssen.

Innhalt der Comödie beſteht darinn: Ein groſſer Capitaliſt ſendet ſeinen einfältigen Sohn nach Kopenhagen, um die Zinſen von den ausgeliehenen Geldern einzufordern. Denſelben ſucht ein Schuldner, welcher dem groſſen Capitaliſten ſehr viel zu bezahlen hatte, bey dieſer Gelegenheit zu betriegen. Der Diener des Schuldners giebt ſich für einen Vetter des jungen Menſchen aus, und ſpielt ſeine Rolle ſo gut, daß er nicht nur ſeinen Herrn von allen Schulden befreyet, ſondern auch den jungen Menſchen faſt nackend ausplündert. Dieſes Luſtſpiel iſt ſehr aufgeweckt, aber nach dem allgemeinen Geſchmack eingerichtet. Ich muß bisweilen meine eigne Neigung an die Seite ſetzen, und mich nach dem Geſchmacke des größten Hauffens richten.

Das ſiebende Schauſpiel iſt, die Wöchnerin, oder die Wochenſtube, worinn alle Beſchwerden und Gebräuche, die in Wochenſtuben üblich ſind, mit lebendigen Farben abgemahlt werden, welche Umſtände noch empfindlicher und unerträglicher ſind, als die Geburtsſchmerzen ſelbſt. Es wird eine groſſe Anzahl Frauenzimmer aufgeführt, welche mit verdrießlichen und abgeſchmackten Glückwünſchen, wie auch mit andern höflichen Beſchwerden die arme Wöchnerin plagen. Weil dieſes Luſtſpiel den Thorheiten des Frauenzimmers recht den Spiegel vorhält, ſo glaubten einige dadurch beleidiget zu ſeyn. Aber eben aus dieſem Grun-

de halten vernünftige Richter dieſes Luſtſpiel für eines der allerbeſten.

Das achte Luſtſpiel beſteht blos aus einem Aufzuge, und wird der Empiricus, oder das arabiſche Pulver genannt. Hierinn werden die Thoren lächerlich vorgeſtellt, welche ſich auf eine recht unſinnige Art bemühen, Gold zu machen. Es wird ein Betrieger aufgeführt, welcher ſich für einen Goldmacher ausgiebt, und einen vornehmen Herrn zu hintergehen ſucht; welcher ſich denn auch durch deſſen Liſt dergeſtalt einnehmen läßt, daß er glaubt, den Stein der Weiſen bereits zu beſitzen. Endlich aber erfährt er, wiewohl zu ſpäte, mit ſeinem größten Schaden, daß er betrogen worden, und beklagt mit Thränen, daß er dem fremden Betrieger gar zu leicht Glauben zugeſtellet. Es zielt aber dieſes Luſtſpiel nicht allein auf die Goldmacher, ſondern es begreift auch andre Vorſtellungen in ſich, welche dieſe Comödie ſehr reitzend und angenehm machen. Sobald ſich das Gerüchte ausbreitet, daß dieſer Mann aus gemeinem Stande durch Hülfe eines Pulvers Gold machen kann, ſo gerathen alle Einwohner der Stadt in Verwunderung, und auch diejenigen, welche ihn vor kurzer Zeit verachtet hatten, dringen nebſt andern in ſein Haus, um ihren Glückwunſch abzulegen, und verrathen dadurch ihre ſchändliche Verſtellung. Das unvermuthete Glück aber macht den andern Mann ſtolz, er empfängt diejenigen, welche

che ihm Glück wünschen wollen, auf eine sehr hochmüthige Art, und wirft ihnen in einer bittern Anrede ihre schändliche Aufführung vor. Wie er aber noch hiermit beschäftiget ist, so wird der Betrug entdeckt, und das ganze Haus erschallet von Heulen und Lachen. Weil der Innhalt dieses Lustspiels so wichtig ist, so ist an demselben nichts weiter auszusetzen, als daß es nur aus einem Aufzug bestehet.

Mit einem eben so grossen Beyfall ward das neunte Schauspiel, Juulestue, oder die Weynachtstube,* von den Zuschauern aufgenommen. Es ist nichts wichtiges darinn vorgestellt worden, aber es ist so lustig, daß man fast kein Wort davon hören konnte, wie es zum erstenmale vorgestellt ward, weil die Zuschauer durch ihr lautes Lachen solches verhinderten. Die Comödianten selbst konnten sich des Lachens kaum enthalten, und es fehlte nicht viel, so hätte man deßwegen die Vorstellung in der Mitte abbrechen müssen.

Das zehnte Lustspiel ist von eben derselben Beschaffenheit, und führt den Namen, das Bacchusfest, oder die Maskerade. Es ist zweifelhaft, ob dasselbe dem gemeinen Manne mehr gefallen, welcher nur auf das siehet, wodurch

* In diesem Lustspiele hat Herr Holberg die Thorheiten und lächerlichen Gebräuche lebhaft vorgestellt, welche man ehedem in Kopenhagen um diese Zeit zu begehen und zu beobachten pflegte. Die aber nachher gänzlich verboten und abgeschaft worden.

durch das Auge gereizt wird, oder den Vornehmen, welche zugleich das Ohr wollen vergnügt wissen. Der Innhalt ist angenehm und verliebt, und die Unterredungen sind durchgehends satyrisch. Es ward dieses Lustspiel dreymal nacheinander aufgeführt, welches Glücke noch keiner Comödie bey uns jemals wiederfahren.

Das eilfte Schauspiel, Jacob von Tyboe, oder der pralende Soldat, gefiel den Zuschauern gleichfalls, obgleich die Materie nicht neu war, und ich in diesem Lustspiele einen Vorgänger an dem Plautus hatte. Ich halte aber selbst dafür, daß dieses Stück in etwas verändert werden müsse, weil gar zu lange Soliloquia darinn vorkommen, welche zwar wegen der darinn enthaltenen witzigen Stellen einem Leser, nicht aber den Zuschauern zum Vergnügen gereichen. *

Das

* Dieses ist das dritte holbergische Lustspiel, welches in die gottschedische Schaubühne eingerückt worden, Th. III. N. IV. S. 263. u. f. Der Herr Prof. Gottsched war willens, auch den schwatzhaften Balbier, welcher von eben der Feder übersetzt war, seiner Schaubühne einzuverleiben, welches er aber unterließ, da dieses Stück unter den andern befindlich war, die damals ans Licht traten. Siehe dessen Vorrede zum IV. Theil der Schaubühne. Dieser um die deutsche Sprache und um sein Vaterland höchstverdiente Mann hat den Namen Tyboe, der in der deutschen Sprache keine Anmuth würde gehabt haben, in Bramarbas verwandelt, womit Philander von der Linde in

den

Das zwölfte Luſtſpiel, Ulyſſes, ward mit gröſſerem Beyfall aufgenommen. Hierinn werden die abgeſchmackten Comödien, da man eine

den Unterredungen von der Poeſie einen praleriſchen Windmacher belegt. Es wird auch in der Vorrede zum III. Theil dieſes Luſtſpiel des Herrn Hollbergs wegen des Mangels der Wahrſcheinlichkeit von dem Herrn Gottſched glücklich vertheidiget. Herr Laub ſetzt in den Götting. Zeit. an dem beregten Orte an den in die Gottſched. Schaubühne eingerückten Schauſpielen aus, daß die Ueberſetzung gar zu frey gerathen, daß man auch das Original nicht darinn kennen könnte. Es iſt wahr, dieſe Ueberſetzung iſt freylich keine ſclaviſche und buchſtäbliche Dollmetſchung. Allein, wem iſt mit einer ſolchen, zumal in witzigen Stücken, ſonderlich Luſtſpielen, etwas gedienet? Das artige und ungezwungene muß in dieſer Schreibart herrſchen. Ja man muß zuweilen in gewiſſen Sachen, die durch eine beſondre Landesart nur einem Volke eigen ſind, mit Fleiß abgehen, damit das Stück ſeine Anmuth nicht verliere. Aus dieſer Urſach hat der Ueberſetzer ganze Auftritte z. B. Soliloquia, ausgelaſſen, die Namen geändert, ja im Bramarbas den Schulfuchs nicht ſcholaſtiſche Grillen, ſondern critiſche Pedantereyen ſagen laſſen, weil dieſes bey den Deutſchen eine beſſere Wirkung thun konnte, die von ſcholaſtiſchen Grillen nichts mehr wiſſen. Und hat nicht Terenz viel in Menanders Stücken, und Moliere viel in des Plautus Amphitryon geändert? Herr Hollberg ſelbſt, welcher doch das meiſte Recht hatte, ſich deßfalls zu beſchweren, wenn er es für unbillig gehalten, hat dieſe Abweichungen und Veränderungen wahrgenommen und gebilliget. Dies wird hoffentlich hinlänglich ſeyn, die Ueberſetzung

eine Zeit von funfzig Jahren in einem Abend vorstellt, und gar keine Regeln der Schaubühne beobachtet, scharff durchgezogen. Solche Schauspiele pflegten ehedem von Landstreichern hieselbst gespielet zu werden. Dieses Lustspiel enthält eine Zeit von vierzig Jahren, die Maschinen werden stets verändert, die Fürsten und Generals unterscheiden sich blos durch ihre hohen und schwülstigen Reden. So oft ein König die Bühne betritt, so werden die Trompeten geblasen. Die Personen in diesem Lustspiele sind in dieser Stunde jung, und in der andern sind sie schon so alt, daß sie auf der Grube gehen. Allenthalben werden Fehler in der Zeitrechnung gemacht, die Personen und Oerter erhalten unrichtige Namen, und es ist nichts ausgelassen, was man in den Comödien der Landstreicher zu bemerken pflegt. Alle diese Fehler entdeckte Harlekin, ein Diener des Ulysses, auf eine so geschickte Art, daß dieses Lustspiel nicht nur dem gemeinen Mann gefiel, der doch sonst an moralischen und critischen Vorstellungen keinen Gefallen findet, sondern es war auch den Grossen und Vornehmen angenehm.

Das dreyzehnte Lustspiel führt den Namen Wildereise, oder Brunnenreise. Dieses zielt auf diejenigen, welche sich eine so grosse Vorstellung

setzung der Lustspiele des Herrn Holbergs in der Gottsched. Schaubühne gegen die Erinnerungen des Herrn Laubs zu rechtfertigen.

ſtellung von der Kraft eines Brunnens machen, der nicht weit von Kopenhagen liegt, und daher zu einer gewiſſen Jahreszeit, nemlich in der Johannisnacht, in groſſer Menge dahin wallfahrten.

Das vierzehnte Stück iſt eine Tragicomödie, * und heißt Melampus. Der Held in dieſem Stücke iſt ein kleiner Hund, welchen zwo Schweſtern zugleich ſo heftig lieben, daß daher unter ihren beyden Liebhabern ein groſſer Streit entſteht. Es wird aber endlich dieſer Krieg durch den Bruder der beyden Schweſtern glücklich beygelegt, welcher den Hund, um den ſie ſtritten, aus dem Wege räumte. Dieſe Vorſtellung gefiel den Zuſchauern ganz auſſerordentlich, wegen der ſeltnen und wohlausgeführten Erfindung. Denn da die Betrübniß, welche aus einer ſo geringen und lächerlichen Urſache entſtanden, überaus glücklich ausgedruckt wird, ſo werden die Zuſchauer ſowohl zum Lachen als Weinen bewogen. Dieſes

* Herr Gottſched verwirft in dem XI. Hauptſtücke des II. Theils ſeiner critiſchen Dichtkunſt eine Tragicomödie gänzlich, er nennt ſie ein Ungeheuer, und ſagt, eine Tragicomödie gebe eben einen ſolchen widerſprechenden Begriff, als wenn man ſagte, ein luſtiges Klagelied. Andre hingegen haben ſolche vertheidiget. Wie heftig Guarini wegen ſeiner Tragicomödie vom Paſtor Fido mit dem Jaſon Denores geſtritten, der ſolche nur verdeckter Weiſe angegriffen, ſolches erzehlt Bayle im zweyten Theil ſeines Wörterbuchs in der deutſchen Ausgabe S. 667. bey dem Worte Guarini.

ses Stück hat eine doppelte Absicht. Theils werden die Trauerspiele lächerlich gemacht, die blos in weitläuftigen und prächtigen Worten bestehen; theils werden dem Frauenzimmer einige höfliche Wahrheiten gesagt, welche, wie der Poet sich ausdrückt:

Morte Viri cupiunt animam seruare catellae.

Das funfzehnte Schauspiel führt die Aufschrift, zweene ungleiche Brüder. Die Helden in diesem Stücke sind zweene Brüder, von denen der eine abergläubisch ist, und alles glaubt, der andre aber will gar nichts glauben. Ein Freund sucht ihnen beyden zu helfen, durch seine Bemühung aber verfällt der Zweifler in den Aberglauben, und der vorher alles geglaubt hatte, glaubt nun nichts mehr. * Dieses Schauspiel zeigt, daß man niemals die Mittelstrasse wähle, sondern daß der Eifer, jemanden von seinem Irrthum zu überzeugen, öfters so weit gehe, daß man selbst auf die entgegen gesetzte Seite fällt. Aber dieses Schauspiel ist an-

* Herr Rathlef führt in dem dritten Theile seiner Geschichte itztlebender Gelehrten S. 14. aus des Chamberlains State of England von 1699. Th. II. S. 9. ein solches Beyspiel an, da zweene Brüder, von denen der eine ein Catholick, und der andre ein Reformirter gewesen, und jeder den andern zu seiner Religion bereden wollen, bis endlich nach einer angestellten mündlichen Unterredung der Reformirte ein Catholick, und der Catholick ein Reformirter, und beyde mit allem Ernst und rechtem Eifer geworden.

angenehmer, wenn man es lieſet, als wenn man es aufführen ſieht.

Dieſe funfzehn Luſtſpiele wurden in drey Bänden herausgegeben, von denen der erſte dreymal in zwey Jahren gedruckt worden. * Die andern wurden damals nicht unter die Preſſe gegeben, aber doch auf der Schaubühne mit Beyfall der Zuſchauer aufgeführt. Das erſte Luſtſpiel hieß Diederich von Menſchenſchreck, oder der liſtige Henrich. Dieſen Namen hat der Diener in allen meinen Luſtſpielen. Das andre, Henrich und Petronille. Das dritte, der Pfalzgraf, oder der verpfändete Bauerjunge. Das vierte, der geſchäftige Müßiggänger. Und das fünfte, der treuloſe Stiefvater. **

Einige wunderten ſich, daß ich in einer ſo kurzen Zeit zwanzig Luſtſpiele ſchreiben können, von denen die meiſten ſolche Laſter und Thorheiten angreiffen, die von andern noch nicht berühret worden. Einige bildeten ſich auch ein, man

* Im Jahr 1734. erſchien eine neue Ausgabe dieſer moraliſchen Luſtſpiele, die aus fünf Bänden beſteht.

** Zu dieſen theatraliſchen Stücken des Herrn Barons kann man noch das bisher ungedruckt geweſene Luſtſpiel deſſelben hinzuſetzen, welches in dem 1745. Jahre unter dem Titel, Don Ranudo de Colibrados, oder Armuth und Hoffart, däniſch und deutſch herausgekommen. Siehe die altonaiſchen gelehrten Zeitungen auf das Jahr 1745. St. XXVI. S. 224.

man könne auf mich deuten, was Horaz sagt:

Nam fuit hoc vitiosus, in hora saepe ducentos
Vt magnum, versus dictabat, stans pede in uno.

Aber diese Leute kann man nicht widerlegen, wo man nicht zugleich seinen eignen Ruhm ausbreiten will. Dieses einzige will ich nur anführen, daß meine Comödien, welche mit den besten Lustspielen des Moliere wechselsweise aufgeführt wurden, mit einem gleichen Beyfalle aufgenommen worden, ausser, daß die Vorstellung der molierischen Stücke besser von statten gieng, da der Herr Montaigu, ein berühmter französischer Schauspieler in Kopenhagen, seine Leute in der Art des Vortrags, in den Sitten, Geberden und andern Umständen aufs sorgfältigste unterrichtete. Hiezu kommt, daß fast keine Nation so wenigen Geschmack an dem findet, was bey ihnen zum Vorschein kommt, als meine Landsleute. Insonderheit hat das Frauenzimmer in diesem Lande den Fehler an sich, daß es weder etwas gerne siehet, oder höret, wo es nicht in der französischen Sprache abgefaßt worden. Daß also meine Lustspiele einen so grossen Beyfall funden, und so oft zum größten Vortheil der Comödianten aufgeführt wurden, solches rührte weder daher, daß sie neu waren, noch daß die Vorstellung derselben mit glücklichem Erfolg geschahe. Es fehlte vielmehr

mehr nicht an ſolchen Leuten, welche dieſe Schauſpiele mit neidiſchen Augen anſahen, und ſolche heimlich und offenbar ihres Ruhms zu berauben ſuchten. Allein ihre Bemühung iſt vergebens geweſen, denn meine Schauſpiele haben ihren Werth behalten, und werden auch noch von vornehmen und geringen Perſonen hochgeachtet.

Sie wundern ſich, mein Herr, in Ihrem letzten Schreiben, daß die Schauſpiele bey uns aufgehört haben. Ich aber wundere mich noch weit mehr, daß dieſelben noch ſo lange haben dauren können. Sie beklagen deßfalls das Publicum, und zugleich auch mich. Daß Ihnen, in Abſicht auf das gemeine Weſen, der Untergang des däniſchen Schauplatzes nahe gehe, ſolches glaube ich ſehr leicht, da ich weis, wie patriotiſch Sie gegen Dännemark geſinnet ſind. Dieſes iſt auch von andern geſchehen, die eben eine ſo zärtliche Liebe gegen ihr Vaterland hegen, wie Sie, mein Herr, zu thun gewohnt ſind, und welche jederzeit in den Gedanken geſtanden, daß die Ehre und der Nutzen der däniſchen Nation durch die Schauſpiele gar ſehr befördert worden. Alle wohlgeſittete Völker haben ſich die äuſſerſte Mühe gegeben, ihre Schaubühnen gut einzurichten, und eifern ſtets miteinander, die Schauſpiele ſo regelmäßig und vollkommen zu machen, als es nur immer möglich iſt. Und ſo muß es ja der däniſchen Nation nothwendig zur Ehre gereichen, wenn die-

ſelbe auch in dieſem Stücke andern Völkern nichts nachgeben darf. Der Nutzen, welchen die Schauſpiele leiſten, leuchtet einem jeden in die Augen. Die Tugenden und Laſter werden in denſelben mit lebendigen Farben abgeſchildert. Der gemeine Mann hatte davon vorher gar keinen Begriff, weil er keine andere Comödien geſehen hatte, als welche die Landſtreicher hier ehedem aufzuführen pflegten. So lange der däniſche Schauplatz noch im Stande war, ſo lange konnten die fremden und elenden Comödianten von unſern Gränzen abgehalten werden, welche ſonſt gewohnt waren, alle Jahre hieher zu kommen, und nicht nur das Geld aus dem Lande ſchleppten, ſondern auch die Zeit verdurben, und ihren Zuſchauern böſe Sitten beybrachten. Wie Sie, mein Herr, vor einigen Jahren hier in der Stadt waren, und nicht ohne Vergnügen anhörten, wie eine Magd über die Thorheit des menſchlichen Geſchlechts, die man in den Schauſpielen vorſtellet, vernünftig urtheilte, ſo brachen ſie in dieſe Worte aus: **Die Stadt iſt glücklich, wo die Dienſtmägde philoſophiren.** Ich will den Nutzen nicht einmal berühren, welcher mit den Schauſpielen verbunden iſt, daß die däniſche Sprache dadurch zu einer mehrern Reinigkeit kann gebracht werden, welche wegen der Unachtſamkeit der Schrifftſteller noch viele Fehler hat. Ihr Urtheil iſt demnach vollkommen gegründet, wenn Sie den Untergang des däniſchen Schauplatzes,

in Absicht auf das gemeine Wesen, bedauren. Warum Sie aber auch mich zugleich beklagen, solches kann ich nicht einsehen. Ich bin nunmehr von allem Streit, von aller Arbeit und Mißgunst befreyet, womit ich stets beladen war, so lange die Schauspiele währten. Diese Frucht brachte mir meine Bemühung an diesem Orte, da im Gegentheil ein Verfasser in Frankreich oder England durch ein Schauspiel, wenn es Beyfall findet, zwey bis drey tausend Reichsthaler gewinnen kann. Deßfalls sollten Sie mir billig Glück wünschen, daß ich von so beschwerlichen und kostbaren Arbeiten nunmehro befreyet worden.

Ich merkte endlich, daß meine Kräfte durch diese geschwinden und beständigen Arbeiten sehr geschwächt wurden. Ich faßte daher den Schluß, nach Acken ins Bad zu gehen, und trat auch diese Reise wirklich im Jahr 1725. im Anfang des Brachmonats an, nachdem ich mich vorher mit einem königlichen Reisepasse versehen hatte. Ich hoffte, daß die Bewegung des Leibes mir einen grössern Nutzen schaffen sollte, als das warme Bad. Aber ich erfuhr, daß die Bewegung meinem Cörper bey zunehmenden Jahren, und da ich der strengsten Mäßigkeit gewohnt war, eben so vielen Schaden zufügte, als mir dieselbe bey jüngern Jahren, und da ich noch nicht so gar strenge lebte, dienlich gewesen.

Die Witterung war in dieſem Jahre ſehr rauhe, und ob ich gleich im Anfange des Brachmonats meine Reiſe antrat, ſo war doch die Luft ſo kalt und ſtürmiſch, als wenn der Winter bereits eingetreten wäre. Der Sturm hatte auch die See überaus unruhig und zur Ueberfahrt über den groſſen und kleinen Belt ſehr gefährlich gemacht. Es fehlte auch nicht viel, daß ich nicht das Leben eingebüßt hätte, wie ich über den kleinen Belt fuhr. Endlich kam ich nach Hadersleben, woſelbſt die Einwohner ſehr dienſtfertig und höflich zu ſeyn ſchienen. Aber in Flensburg merkte ich, daß man die Reiſenden nicht ſo höflich aufnahm. Unter allen Einwohnern des Fürſtenthums Schleswig haben die Flensburger den Ruhm, daß ſie die größten Haushälter ſind. Sie ſind genau und arbeitſam, und wiſſen ihr Geld gut anzuwenden.

-- parcum genus eſt, patiensque laborum
Quaeſitique tenax, et quod quaeſita reſeruat.

Man darf ſich deßwegen auch nicht wundern, daß in Flensburg ſehr viele reiche Leute angetroffen werden, zumal, da ihnen vor andern Einwohnern des Fürſtenthums Schleswig verſchiedene Freyheiten zugeſtanden worden. Mein Quartier, welches ich in Flensburg erhielt, war ſehr unbequem. Das Haus, worinn ich einkehrte, war zwar ſehr groß, und hatte ſehr viele Zimmer, aber es war zugleich allenthalben, wo man ſich nur hinwandte, ſo unrein, daß man faſt nirgends für Geſtank bleiben

ben konnte. Ich ward daher gezwungen, alle Stunden in meinem Zimmer räuchern zu lassen, wenn ich den heßlichen Geruch nicht beständig einziehen wollte. So war das Haus beschaffen, und diejenigen, mit denen ich speiste, waren eben so wenig reinlich. Unter meinen Tischgenossen waren zwo Personen befindlich, deren Gesellschaft mir eben so lächerlich als verdrießlich war. Der eine stammelte sehr stark, und der andre hatte seine Nase, ich weis nicht in was vor einem Kriege verlohren, und schien mehr zu zischeln als zu sprechen. Beyde hatten einen grossen Trieb zu reden, und man konnte sie also theils nicht ohne Lachen, theils aber auch nicht ohne Verdruß anhören. Um den Tisch stunden fünf bis sechs grosse Hunde und Katzen, welche durch ihr Geschrey und Heulen mich bald umgebracht hätten. Alle diese Umstände waren mir unerträglich. Ich gieng deßfalls heimlich nach einem andern Wirthshause, und erzehlte dem Wirthe daselbst alle Beschwerlichkeiten, die ich hier erdulten mußte. Ich ersuchte ihn zugleich, daß er mich in sein Haus aufnehmen möchte, da ich gezwungen wäre, mich noch einige Tage in der Stadt aufzuhalten. Dieser aber entschuldigte sich, daß er solches nicht thun könne, weil er besorgen müßte, daß ihn mein voriger Wirth bey der Obrigkeit verklagte. Wie also diese Hofnung fehl schlug, so mußte ich mich nach meinem alten Quartier zurück begeben. Ich stellte mich

aber krank, damit ich allein auf meinem Zimmer speisen konnte.

Endlich verließ ich Flensburg, und kam nach Hamburg. Hier ruhete ich einige Tage aus, und setzte hernach meine Reise weiter fort. Obgleich in dieser prächtigen und reichen Stadt viele Merkwürdigkeiten enthalten, und sehr viele berühmte Gelehrte anzutreffen sind, so besuchte ich doch keinen von ihnen, ausser den Hochehrwürdigen Herrn Fleischer, Probsten zu Altona, meinen sehr werthen Freund und ehemaligen Reisegefährten.

Es sind drey Wege, welche nach Amsterdam gehen. Man kann entweder durch Osnabrück mit dem Wagen reisen, welcher, weil er sehr langsam gehet, die Ochsenpost genannt wird; oder man kann sich kleiner Schiffe und Fahrzeuge bedienen, die zu gewissen Zeiten des Jahrs dahin segeln; oder man kann auch seinen Weg über Bremen und Oldenburg nehmen. Diesen letzten Weg erwählte ich, weil er mir von meinen Freunden als der beste und sicherste gerühmt ward. Nach einer zweytägigen Reise langte ich in Bremen, aber vom Regen ganz durchnetzt, und vor Kälte fast erstarret, an. Die Luft war in diesem Jahre mit Kälte und Regen so sehr angefüllet, und der Wind stürmte bisweilen so heftig, daß wir besorgten, er möchte die Bäume, wie an verschiedenen Orten geschahe, aus der Erde reissen, und zu uns in den Wagen stürzen. Wegen der strengen

Kälte

Kälte waren wir gezwungen, in einem jeden Wirthshause ein Feuer anzumachen, um uns wieder einigermassen zu erwärmen, und es war doch schon in der Mitte des Junius.

Die Einwohner der Stadt Bremen wissen von keiner Art der Wollust oder des Vergnügens, sondern führen ein strenges und rauhes Leben. Man siehet bey ihnen keine Comödien, niemals wird daselbst ein öffentliches Schauspiel aufgeführt, wo sich nicht zu gewissen Zeiten des Jahres einige Landstreicher einfinden, und einige abgeschmackte Comödien vorstellen. Die Bremer gehen weder aus, andre zu sehen, noch sich von andern sehen zu lassen. Wenn also jemand sein Leben in der größten Stille und Ruhe zubringen will, der kann dazu keinen bequemern Ort, als Bremen wählen, wo er nach seinem eignen Gefallen in der größten Ruhe leben kann, ohne durch jemanden darinn gestöret zu werden. Es ist etwas sehr seltenes, daß man in der Stadt von einem Tumult oder Aufruhr etwas erfährt, und fast niemals höret man, daß jemand bestohlen worden. Wie man zu der Zeit, da ich mich in Bremen aufhielte, einen Dieb ergriff, so ward dadurch die ganze Stadt in Bewegung gesetzt. Ein jeder eilte, den Dieb zu sehen, weil der Diebstahl in ihrer Stadt etwas gar ungewöhnliches war. Mit der Regierungsform ist es fast in Bremen, wie bey dem deutschen Contoir in Bergen beschaffen. An beyden Orten sind gewisse Alter-

manns und Achtzehner. So daß es fast das Ansehen gewinnt, als wenn die Gesellschaft in Bergen nach der bremischen Regierungsform eingerichtet worden. In Bergen trifft man eben dieselben obrigkeitlichen Aemter, eben dieselben Gebräuche, ja eben dieselben Namen an. So genau ist das bergensche Contoir in allen Stücken nach der bremischen Republic eingerichtet.

Man kann sehr bequem, und mit wenigen Kosten durch Bremen und Oldenburg nach Amsterdam reisen, wenn man Reisegefährten hat. Weil ich aber allein war, so bereuete ich, daß ich diesen Weg erwählt hatte. Es war kein andres Fuhrwerk vorhanden, und also mußte ich die so genannten Ordinanziewagen nehmen. In Oldenburg hielt ich mich einige Tage auf. Ich kann mit Wahrheit sagen, daß ich noch an keinem Orte mit mehrerm Vergnügen als hier gelebt habe. Ich hatte solches der gnädigen Aufnahme des Statthalters dieser Grafschafften, Sr. Excellenz, des Herrn von Sehestedt, zuzuschreiben. Dieser Herr war allem Hochmuthe feind, und unterschied sich allein durch seine Tugend und Freundlichkeit, wie auch durch seinen ungemeinen Verstand von den geringern. Sein Haus war eine Zuflucht so vieler Gelehrten, daß dasselbe fast einer kleinen Academie, oder einem Gymnasio ähnlich war. Während der Tafel ward von lauter gelehrten Sachen geredet, woraus man sowol

Ver-

Vergnügen als Nutzen schöpfen konnte. Vielleicht wäre man an andern Orten kostbarer bewirthet worden, nirgends aber konnte man freyer und mit mehrerm Vergnügen speisen. Und daher ist es leicht zu vermuthen, daß ich Oldenburg sehr ungern werde verlassen haben.

Der Weg, welchen man noch durch Ostfriesland bis Neucastel zurücklegen muß, ist kostbar und beschwerlich. Aber wenn man hier angelangt ist, so hat man das schwerste überwunden. Man kann sich nunmehr der Treckschoyten für einen sehr mäßigen Preis bedienen. Die Reisenden pflegen dieses auch insgemein zu thun, insonderheit, wenn sie willens sind, auch des Nachts in den Schoyten zu bleiben. Denn man kommt nicht nur sodann geschwinder fort, sondern man vermeidet auch die Wirthshäuser, welche in Holland durchgehends kostbar und unbequem sind. Man findet in diesen Provinzen allenthalben prächtige Städte und kostbare Häuser. Auch in den ordentlichen Wohnhäusern ist alles sehr sauber und reinlich. Aber durch dieses alles wird das Auge mehr, als das Gemüth vergnügt. Denn da die meisten Wirthe sich noch aus allerhand Nebengewerben einen Vortheil zu machen wissen, so nehmen sie die Reisenden nicht so höflich auf, wie in Frankreich oder Italien. Die Stuben sind daselbst wie in einem Lazareth eingerichtet, und mit sehr vielen und hohen Betten besetzt, zu denen man mit Leitern hinansteigt. Hier muß man des

Nachts

Nachts liegen, und in der Geſellſchafft von Dieben und Räubern ſchlafen, oder vielmehr wachen, daß man nicht von ihnen umgebracht werde. Die Reinlichkeit, von welcher die Holländer ſo viel rühmens machen, gehört mit zu den Verdrießlichkeiten, die man dort empfindet. Denn wenn man auf den Boden ſpeyet, oder auch nur den kleinſten Tropfen Waſſers auf den Boden fallen läßt, ſo drohet der Wirth gleich mit einem Proceß, recht, als wenn man eine groſſe Miſſethat begangen, oder einen heiligen Ort befleckt hätte.

Von der Reinlichkeit der Holländer habe ich allemal dieſes Urtheil gefället. Sie ſind ſauber und nette in Kleinigkeiten, aber ſchmutzig und unflätig in gröſſern Dingen. Sie waſchen ihre Straſſen fleißig, aber nicht ihre Hände. Sie ſpeiſen alle aus einer Schüſſel, und ſchämen ſich nicht, mit allen Fingern hinein zu greiffen; welches den andern Tiſchgenoſſen nothwendig einen Eckel erwecken muß, inſonderheit, wenn man einen allenthalben mit Pech beſchmierten Schiffer oder Bootsmann neben ſich ſitzen hat, welches ſich öfters zuträgt, da dieſe Leute bey den Holländern in groſſem Anſehen ſtehen. Es iſt kein Volk, deſſen Schickſal ich mehr bedaure. Sie beſitzen einen groſſen Reichthum, und leben doch ſehr arm. Sie wohnen in prächtigen Palläſten, und ſind doch ſehr enge eingeſchränkt, weil ſie keinen Hofraum bey ihren Häuſern haben, und die wenigſten einen

nen Garten besitzen. Ich ward einmal von einem vornehmen Kaufmann zu Gast geladen, allein der ganze Schmauß bestand in einem Gerichte Fische. Deßfalls enschuldigte ich mich nachher immer, so oft man mich wieder einlud. Dieses sind die Beschwerlichkeiten, denen die Reisenden in Holland unterworffen sind. Aber dieselben werden durch verschiedene herrliche Gesetze und nützliche Anordnungen wieder ersetzt, wodurch auch die entferntesten Völker nach Holland gelockt werden, daß man auch deßwegen dieses Land als ein gemeinschaftliches Vaterland aller Einwohner der Welt ansehen kann. Uebrigens sind die Holländer aufrichtig und redlich.

Wie meine Freunde in Amsterdam die Ursache meiner Reise erfuhren, so riethen sie mir alle einhellig, daß ich meinen Vorsatz ändern möchte. Im Anfang achtete ich ihre Erinnerungen nicht sonderlich. Endlich aber ließ ich mich doch durch die Vorstellungen derjenigen bewegen, denen die Beschaffenheit meines Cörpers bekannt war, und änderte mein Vorhaben. Weil ich aber eine beschwerliche Reise gehabt hatte, so hielte ich es nicht für rathsam, die Rückreise gegen den Herbst anzutreten. Anfangs war ich willens, den Winter in Brüssel zuzubringen. Ich verwarf aber diesen Vorsatz wieder, und faßte den Entschluß, mich den Winter über in Paris aufzuhalten. Ich gieng deßwegen mit einem Fahrzeuge von Amsterdam

nach

nach Rotterdam. Ich kann mich nicht entbrechen, von diesem Fahrzeuge eine Nachricht zu ertheilen, damit andere sich dafür hüten können. Es scheint dasselbe, insonderheit solchen Leuten sehr bequem zu seyn, welche ihr Zeug mit sich führen. Man muß aber vor allen Dingen darauf bedacht seyn, daß man bey Zeiten des Schiffers Cajüte miethe, wo man keine elende und schlaflose Nacht haben will. Dieses erfuhr ich zu meinem größten Verdrusse. Die Cajüte war bereits an andre vermiethet; und ich war daher gezwungen, die Nacht bey den andern Passagiers zuzubringen. Der Raum, worinn ich mich aufhielt, war mit Bootsleuten angefüllt, die vor kurzer Zeit aus Indien zu Hause gekommen waren, und nun nach Seeland reisen wollten. Dieses Schiffsvolk hätte mich beynahe durch die unzüchtigsten Reden und durch die ärgerlichsten Schandlieder umgebracht. Ueberdem hatten sie einen solchen Dampf von Tobacksrauch um mich her gemacht, daß ich nicht einen Schritt weit sehen konnte, ob es gleich am hellen Mittag war. Man hätte aus dem grossen Dampf und Rauch urtheilen sollen, daß wir einen feuerspeyenden Berg im Schiffe bey uns hätten. Indessen ertrug ich dieses alles mit grosser Gedult. Wie ich aber hörte, daß sie einen Rath hielten, und in denselben beschlossen, daß niemand die ganze Nacht einen Augenblick schlafen sollte, so fürchtete ich mich nicht wenig. Ich hoffte, daß

die

dieſes Geſetz, welches in der Trunkenheit abgefaßt worden, wieder würde aufgehoben werden, wenn ſie den Rauſch ausgeſchlafen hätten. Weil ſie aber die ganze Nacht in der Völlerey zubrachten, ſo ward dieſes Geſetz ſo genau in Acht genommen, daß ſie mich, ſo oft mir nur die Augen zufielen, gleich mit dem Ellbogen anſtieſſen, und mich aufweckten. Ich langte deßwegen zu Rotterdam krank und ſehr verdrießlich an, nnd erzehlte mein Schickſal einem franzöſiſchen Obriſten, der Caneau hieß. Er war vor kurzer Zeit aus Spanien zurück gekommen, und hatte auf dem Schiffe eben eine ſo elende Nacht als ich gehabt. Dieſer Obriſte war hiernächſt mein Reiſegefährte; und ich habe ihn als einen edelmüthigen, redlichen und ſehr wohlgeſitteten Mann befunden, welcher mir auf alle mögliche Art zu dienen ſuchte. Man kann bisweilen, wenn der Wind gut iſt, in einer Zeit von zwölf Stunden nach Antwerpen ſegeln. Weil uns aber der Wind entgegen war, ſo brachten wir auf dieſer Reiſe vier und zwanzig Stunden zu. Wenn man von Rotterdam nach Antwerpen reiſet, ſo ſieht man, wie dieſe beyden Städte in allen Stücken einander recht gerade entgegen geſetzt ſind. Weil Rotterdam nach Amſterdam die vornehmſte Handelsſtadt in Holland iſt, ſo trifft man dorten alles in groſſer Bewegung an; in Antwerpen aber iſt alles ganz ſtille. Rotterdam hat lauter reiche Einwohner, in Antwerpen ſind lauter Bettler.

Dort

Dort sind die Bürger grob und unhöflich, hier wohlgesittet und artig. Dort trifft man verschiedene Glaubensgenossen und Secten an, hier allein römischcatholische. Denn Flandern und Brabant, welches so lange unter spanischer Herrschafft gewesen, giebt selbst den Italiänern, in Absicht auf den Aberglauben, nichts nach, und ist dem Papste eben so treu und gehorsam. Städte, Vorstädte, Dörffer und Landstrassen sind dergestalt mit Klöstern und Heiligen angefüllet, daß man eher einen Heiligen als einen Menschen antreffen kann. Von Antwerpen reisete ich nach Mecheln, woselbst ich mich einige Zeit nach einem Wagen aufhalten mußte. Inzwischen gieng ich durch die Stadt, um solche zu besehen, und traf einen Franciscanermönch an, welcher mich in sein Kloster führte. Dieser Mönch gieng allenthalben mit mir herum, und zeigte mir einen jeden Winkel in seinem Kloster. Es war ein schöner Garten bey demselben. Weil aber alle Gänge mit Bildern der Heiligen besetzt waren, so war es für einen Ketzer sehr beschwerlich, in demselben zu spatzieren. In der Kirchen war der ganze Lebenslauf des heiligen Franciscus auf verschiedenen Tafeln abgemahlt. Hier verrieth der Mönch seine Unwissenheit auf eine ausnehmende Art, da er mir eine von diesen Tafeln erklären wollte. Er sagte: Hier kann man sehen, wie der heilige Franciscus Busse thut, und die calvinische Lehre wieder verläugnet, welcher er vorher ergeben war.

Hier

Hier fällt er seinem Vater zu Fusse, welcher ihm deßfalls einen harten Verweis giebt, und ihn derbe abstraft.

In Brüssel blieb ich nur einige Tage, und reisete gleich weiter nach Paris. In dieser berühmten Stadt sahe es damals wegen der grossen Theurung sehr betrübt aus, da man für ein Pfund Brod zehn Sols bezahlen mußte. Der Pöbel ward darüber desperat, und erregte einen Aufruhr, welcher nicht eher wieder gestillt werden konnte, bis zweene Bürger das Leben dabey eingebüßt hatten. Zu eben derselben Zeit ward ein Weib, welches den Blutfluß gehabt, durch ein Wunderwerk geheilet. Die Geschichte ward gedruckt, und man konnte sie allenthalben kaufen. Aber die gemeinen Bürger waren nur allein darauf bedacht, wie sie den Hunger stillen möchten, und bekümmerten sich nicht um Wunderwerke, wovon sie doch sonst sehr viel zu machen pflegen. Ich hörte, daß einige zu einander heimlich sagten, dieses Jahr ist fruchtbarer an Wunderwerken, als an Brod. Wie auch, währender Zeit, daß die Wunderwerke geschehen, sterben wir für Hunger. An der Richtigkeit der Geschichte kann man fast nicht zweifeln, denn alle Nachbarn bezeugten es, daß dieses Weib seit einigen Jahren den Blutfluß gehabt. Und die schnelle Heilung desselben geschahe auch in Gegenwart des ganzen Volks. Wie man in der Procession mit der Hostie gieng, so richtete sich dieses

Weib auf, und folgte mit einem Stock der Proceßion nach, wobey das Blut annoch Stromweise von ihr floß. Kurz darauf aber kam sie ganz frisch und gesund aus der Kirche zurücke. Nur die Jesuiten und Aerzte wollten dieses Wunderwerk nicht recht gelten lassen, und verringerten dasselbe auf alle Art. Die Jesuiten gaben eine sehr schlechte Ursache an, und meynten, es sey unmöglich, daß GOtt hier ein Wunderwerk zugelassen habe, weil der Priester, der die Hostie getragen, sich verdächtig gemacht, daß er der Lehre des Jansenius beypflichtete. Die Gründe der Aerzte waren wichtiger. Denn diese behaupteten, daß eine solche Heilung ganz natürlich durch eine starke Einbildung könne zuwege gebracht werden; wovon sie unzählige Beyspiele anführten. Aber ich muß fortfahren, von mir selbst zu reden.

Ich miethete mir ein Zimmer in der St. Jacobsstrasse, nicht weit von dem Luxenburgischen Garten, welchen ich, wegen der gesunden Luft, den andern öffentlichen Gärten vorzog. Aber es war sehr verdrießlich in demselben zu spatzieren, wegen der vielen Bettler, womit alle Gänge angefüllet waren. Ich konnte mich bisweilen nicht enthalten zu lachen, wenn ich sahe, daß Leute, die sehr prächtig gekleidet waren, herum giengen, und von einem jeden, den sie sahen, Allmosen baten; oder wenn viele mit gepuderten und gekräusten Haaren und Peruquen schrien, wir sterben für Hunger. Wir haben

in

in einigen Tagen nicht das geringste gegessen. Ich traf einmal in eben diesem Garten einen sehr sauber gekleideten Menschen an, der von einer vorübergehenden Dame ein Allmosen bat, und gleich darauf bettelte diese Dame wieder bey einem andern. Nicht lange darnach kam eine Jungfer, die ein seidenes Kleid trug, und in Ohnmacht fiel. Wie sie von den Anwesenden wieder ermuntert und nach Hause gebracht ward, so fand man, daß ihr Zimmer in einem Hause ganz oben unter dem Dache war, und daß ihre ganze Speiskammer in einigen Kohlsträuchen, Aepfeln und Erbsen bestand. Ich führe dieses nur zu dem Ende an, damit man daraus den Ehrgeitz dieser Nation auch bey der größten Armuth sehen möge. Die Bettler selbst sind so sauber gekleidet, daß man sie nicht anders von reichen Leuten unterscheiden kann, als allein dadurch, daß sie mager und bleich im Gesichte sind. Man kann also sehr leicht einen Comödianten, einen Fecht- oder Tanzmeister für einen Marquis ansehen. Wenn man einen Schuster oder Gärber sieht, so sollte man fast schwören, daß es ein Rathsherr wäre, ja ein gemeines Weib führt sich so prächtig auf, daß man glauben sollte, es sey eine Hofdame. Dieses war auch mir einigermassen beschwerlich. Denn ob ich gleich ganz anständig gekleidet war, so konnte ich doch mit genauer Noth unter diejenigen gerechnet werden, welche die Franzosen honnettes gens nennen,

inſonderheit an dieſem Orte, wo Armuth und Hoffart unzertrennlich mit einander verbunden ſind, und wo die Bedienten ſelbſt goldene und ſilberne Zwickeln tragen.

Jedoch alles dieſes konnte mich nicht bewegen, die pariſiſchen Sitten und Thorheiten anzunehmen. Ich war nicht zu dem Ende nach Paris gekommen, um meinen Namen daſelbſt durch Pracht und Verſchwendung unſterblich zu machen, und alles, was ich hatte, auf einmal zu verzehren, welches die Wirthe in der Vorſtadt St. Germain, um die jungen Herren zur Verſchwendung zu reitzen, faire honneur à la Nation nennen. Meine Abſicht gieng blos dahin, mich ſo lange an dieſem Orte aufzuhalten, bis ich bey einer bequemen Jahreszeit die Rückreiſe nach meinem Vaterlande wieder antreten könnte. Man nannte mich deßfalls auch nur ſchlechthin Monſieur, da man hingegen die Fremden, ja ſo gar auch die Kaufmannsſöhne von Hamburg und Lübeck Grafen und Barons zu nennen pflegt. Dieſer letzte Titel iſt der geringſte, und den erhält ein jeder, der ein mit Silber beſetztes Kleid trägt. Läßt man aber Gold auf ſeine Kleider ſetzen, ſo erhält man gleich den Titel Monſieur le Comte. Es iſt nicht zu beſchreiben, wie ſehr die jungen Leute durch dieſe Heucheley zur Verſchwendung gereitzt werden. So bald nur ein Fremder in der Vorſtadt St. Germain ankommt, ſo nehmen die daſelbſt befindlichen Wirthe ihn gleich ungemein höflich

auf,

auf, und führen ihn in die kostbarsten Zimmer, die sie haben. Man bringt ihnen einige Mietlakaien zu, welche zugleich ihre Hofmeister seyn sollen. Diese lassen es auch an einem treuen Unterricht nicht ermangeln, und zeigen ihren Herrn einen sehr leichten und bequemen Weg, das väterliche Erbgut in kurzer Zeit zu verzehren. Es finden sich ferner allerhand Maitres ein, welche die Fremden im Tanzen, Fechten und in der Sprache unterrichten. Es sind aber dieselben durchgehends rechte Schmarutzer, welche sich nur um einen freyen Schmaus, nicht aber um die Lebensart der Fremden bekümmern. Den Schluß dieser Tragödie macht das liederliche Weibsvolck, welches die jungen Leute ins Netz zieht, und dieselben dadurch völlig um Ehre, Geld und Gesundheit bringet.

Ich greiffe hierdurch nicht die französische Nation an. Der Geitz ist kein Hauptlaster dieses Volks, sondern die Franzosen sind vielmehr freygebig und dienstfertig. Ich rede auch nicht von allen Einwohnern der Stadt überhaupt, sondern allein von den Wirthen in der Gegend der Stadt, wo die Fremden insgemein sich aufzuhalten pflegen. Die Ursache fällt einem jeden leicht in die Augen, warum in diesem Theile der Stadt eine solche Lebensart herrschet. Die vornehmsten Städte in Europa, welche von den Fremden besucht werden, sind meistentheils Handelsstädte, welche ihre eigne Handlung treiben. Und dieselbe ist allein hin-

länglich, die Einwohner nicht nur zu unterhalten, sondern auch zu bereichern. Aber Paris liegt mitten im Lande, und deßfalls leben sehr viele Bürger allein von den Fremden, so gar, daß sie auch öfters ausgehen, um zu erfahren, ob keine Wagen von Brüssel, Metz, oder Strasburg angekommen, so, wie die Kaufleute an andern Orten sich erkundigen, ob ihre Schiffe im Hafen angelangt sind. Wenn ein junger Mensch dahin kommt, und Gold und Silber mitbringt, so nimmt er nichts anders wieder mit nach Hause, als einen leeren Beutel, einen närrischen und gezwungenen Gang, und eine Menge von französischen Liedern, oder andern pariſischen Thorheiten (franchiſe pariſienne) welche nach dem Ausspruche eines unbekannten Schrifftstellers allein darinn bestehen, daß man Capriolen schneiden und andre Leute durch singen und flöten taub machen kann. Ich suchte damals in Paris ein bequemes Zimmer, aber dieses ist sehr schwer zu erhalten. Denn die erstaunliche Menge von Menschen, welche in Paris ist, und der grosse Lärm, welchen die Kutschen und andre Zufälle beständig auf der Gassen erregen, gönnen einen fast gar keine Ruhe.* Man ist oben und unten und an

* Boileau hat dieses ganz vortreflich in seiner 6. Satyre ausgedrückt, worinnen er gleich im Anfang sagt:

Qui frappe l'air, bon Dieu! de ces lugubres cris
Eſt-ce donc pour veiller, qu'on ſe couche à Paris?

an den Seiten von ganzen Familien umgeben, und da die Nation etwas comiſches an ſich hat, ſo muß man ſich hüten, daß man kein Zimmer miete, welches unmittelbar an die Stube eines jungen Cavalliers (petit maitre) oder einer Jungfer ſtößt, wo man nicht durch ein unaufhörliches Singen allerhand verliebter Lieder geplagt ſeyn will. Auch muß man der Wohnung eines Gelehrten nicht zumahe kommen; weil man wegen des beſtändigen Gemurmels und Brummens niemals Ruhe haben kann. Denn die meiſten Gelehrten in Paris können nicht ſtudiren, wo ſie nicht herumgehen, und alles hermurmeln, was ſie leſen. Dieſe groſſe Anzahl von Menſchen giebt auch noch zu mehrern Unbequemlichkeiten Anlaß, von denen man zu London und Amſterdam nichts weis. Obgleich London weit gröſſer iſt, als Paris, ſo glaube ich doch, daß in London lange nicht ſo viele Einwohner anzutreffen ſind, als in Paris. Die Engländer läugnen dieſes beſtändig, und bilden ſich ein, daß ſie aus den jährlichen Todtenregiſtern (the bills of mortality) das Gegentheil erweiſen können. Weil aber Paris eine geſundere Luft hat, und die Einwohner dieſer Stadt eine viel mäßigere Lebensart führen, als die Engländer in London, ſo können ſie auch weit länger leben. Verſchiedene Engländer geſtehen ſelbſt, daß alle Jahre einige tauſend Menſchen aus den Provinzen nach London geſchickt werden, und daß die Stadt bald von

Einwohnern würde entblößt seyn, wenn man dieses unterlassen wollte. Hieraus erhellet, daß man aus den Todtenregistern nichts gewisses schliessen kann, und daß, um diesen Streit mit Gewisheit auszumachen, ein genauers Verzeichniß von den Einwohnern erfordert werde, weil die Listen der Gebohrnen und Verstorbenen dazu allein nicht hinlänglich sind. Ueberdem ist eine Nation allemal fruchtbarer, als die andre. Man muß auch die vielen Klöster, Collegia und Societäten in Paris in Betrachtung ziehen, wo der göttliche Befehl, seyd fruchtbar und mehret euch, durch das geistliche Recht abgeschafft worden, welchen aber die englische Geistlichkeit auf das sorgfältigste beobachtet.

Dieses sind die Beschwerlichkeiten, die ich in Paris erfuhr, und dennoch lebte ich an keinem Orte vergnügter, als hier. Ich war auch stets gesund und munter, und durfte nicht, wie an andern Orten, durch eine Bewegung die Begierde zu essen bey mir erwecken. Ich konnte gut speisen, und weis nicht, ob ich solches der gesunden Luft, oder der theuren Zeit zuschreiben soll, da man alles aufs genaueste abwog und austheilte. Dieses ist gewiß, daß der Ueberfluß mir den Appetit schwächt, und deßfalls gehe ich auch wegen des grossen Ueberflusses, den man bey den hiesigen Gastmahlen wahrnimmt, mehrentheils hungrig vom Tische. Es sind noch viele andre Dinge in Paris, welche insonderheit einem Gelehrten zum Vergnügen

gen

gen gereichen. Man findet daſelbſt ſo viele öffentliche Bibliothecken, und ſo viele Gelehrte, öffentliche und beſondere Geſellſchafften, worinn man gar leicht zum Mitgliede kann aufgenommen werden; denn die Gelehrten in Paris geben ſich ſehr viele Mühe, den Fremden gefällige Dienſte zu erweiſen. Zweymal beſuchte ich den berühmten Montfaucon. Ich fand ihn zwar unter ganzen Haufen von Büchern vergraben, aber er war nichts deſtoweniger ſo munter und freundlich, als wenn er ganz müſſig geweſen wäre. Ich redete mit ihm von der lateiniſchen Ausſprache, und, wie ich mich am meiſten darüber wunderte, daß der Buchſtab M mit dem vorhergehenden Lautbuchſtaben in einem Verſe ausgelaſſen und nicht geleſen würde, ſo antwortete er mir, daß die Alten dieſen Buchſtaben auch in ungebundener Rede weggeworfen, und daß er ſelbſt einige lateiniſche Inſchrifften beſäſſe, wo factu anſtatt factum, und Romanoru anſtatt Romanorum ſtünde. Wie er aber eben im Begriffe war, mir dieſes zu zeigen, und meine Neugierde zu ſtillen, ſo kamen einige andre zu ihm, und verhinderten es. Der Pater Harduin war nicht ſo höflich und freundlich; und ließ ſelten jemanden zu ſich kommen, wo man ihm nicht einbildete, daß man ihn in einer dunklen und ſchweren Sache um Rath fragen, und ſolche von ihm entſcheiden laſſen wollte. Ich erfuhr dieſes von einem andern Pater, und beſonn mich lange, was ich

für einen Knoten binden wollte, um mir dadurch den Weg zu seiner Zelle zu bahnen. Endlich fiel mir ein, daß Herr Collin, der Verfasser des Buchs de libertate cogitandi, aus der Kronick des Bischof Victors folgende Worte angeführt: Messala Consule, Anastasio Imperatore iubente, sancta euangelia, vtpote ab idiotis Euangelistis scripta, corriguntur, et emendantur. Ich gieng hiermit zu ihm, und bildete ihm ein, daß ich dieses blos für eine Erfindung des Herrn Collins hielte. Er aber sagte das Gegentheil, und, damit er mir diesen Zweifel desto nachdrücklicher benehmen möchte, so langte er die Kronick des Victors aus seiner Bibliothec hervor, und zeigte mir mit seiner alten und zitternden Hand selbst die angeführte Stelle. Er sagte zugleich, die Religion hätte durch diesen Befehl nichts gelitten, sondern der gute Name des Anastasius sey allein dadurch geschmälert worden. Und wenn derselbe auch gleich die bizantischen neuen Testamente ändern lassen, so sey es ihm doch ohnmöglich gewesen, alle übrige neue Testamente, die in den Händen der Rechtglaubigen gewesen, umgiessen zu lassen. Mit welcher Erklärung ich zufrieden war. Wie er aber gleich darauf sagte, daß es ihm sehr leicht seyn sollte, zu erweisen, daß der Kayser Anastasius niemals in der Welt gewesen, so konnte ich mich kaum enthalten zu lachen. Ich merkte, daß er noch aus dem alten Tone redete, und annoch ein Zweifler sey, ob

er

er gleich ſeine vorigen Irrthümer längſt widerrufen. Er hatte damals bereits ein hohes Alter erreicht, aber er ſetzte ſein ſtudiren noch immer fort, und verwarf den Ausſpruch des Milo als nachläßig und unanſtändig, welcher, da er alt geworden, und wahrgenommen, wie andre ſich in den Kampfſpielen übten, ſeine Arme ſoll angeſehen, und folgende Worte mit Thränen geſprochen haben: Dieſe ſind ſchon erſtorben.

Nicht lange darauf beſuchte ich den Pater Tournemine, dieſes war ein angenehmer, beredter, und recht unvergleichlicher Mann. In ſeinen Sitten und in ſeinem Umgange hatte er ſo etwas reitzendes und einnehmendes an ſich, daß man ihn für einen Miniſter hätte halten ſollen, und er ward auch blos durch ſeine groſſe Gelehrſamkeit von einem Hofmanne unterſchieden. Er redete ſehr lange mit uns von allerhand gelehrten Sachen, weil zugleich noch einige deutſche Studenten nebſt dem däniſchen Geſandſchaftsprediger, dem Herrn Cruſe, * zugegen waren. Dieſer letztere hatte ſich durch ſeine Gelehrſamkeit und ſchönen Eigenſchaften bey allen dortigen Gelehrten bekannt und beliebt gemacht, und es fiel mir deßwegen nicht ſchwer, unter ſeiner Anführung einen Zutritt bey allen zu erhalten. Tournemine zeigte uns ſeinen eignen Büchervorrath, worinn auch nebſt

* Der nunmehr zu Göttingen die Gottesgelahrheit mit groſſem Beyfalle lehret.

nebst andern dänischen Geschichtschreibern des Torfaei norwegische Kronick befindlich war. Zu den Seltenheiten seiner Bibliothec gehörte ein Exemplar des neuen Testaments, welches 800. Jahr alt war, und worinn der wichtige Spruch bey dem Johannes fehlte; welcher gleichfalls in vielen griechischen neuen Testamenten, und auch in dem neuen und bekannten Exemplar nicht anzutreffen ist, welches in der St. Victorsbibliothec verwahret wird. Pater Tournemine glaubte, daß diejenigen, welche die Bibel nachsehen sollen, nemlich Eusebius, Lucianus und Hesychius, welche der arianischen Ketzerey verdächtig waren, diesen Spruch mit Fleiß ausgelassen hätten. Ich antwortete, daß die arianische Ketzerey sich am meisten gegen Abend ausgebreitet habe, und nichts destoweniger träfe man diesen Spruch in allen lateinischen Exemplaren an. Man sünde auch nicht, daß dieser Spruch von den rechtgläubigen Vätern gegen die Arianer angeführt worden. Hierauf aber gab er uns nur eine ganz kaltsinnige Antwort. Er führte uns hernach in die Bibliothec des Huetius, welche dieser berühmte Bischof dem Jesuitercollegio vermacht hat. Und endlich giengen wir in die gemeinschafftliche Bibliothec der Jesuiten, die größtentheils aus dem Büchervorrath des Menage besteht, welchen dieser gelehrte Mann den Jesuiten geschenkt hat. Der Pater Tournemine ist zugleich ein ungemein lebhafter und aufgeweckter Mann. Es

arbeitete damals eben der Jesuit Castel an einem gewissen neuen Instrument, welches durch die Vorstellung der Farben die Augen auf eben dieselbe Art rühren sollte, wie die Ohren durch ein musicalisches Instrument pflegen gerührt zu werden. Wie ich mich deßfalls bey Tourneminе erkundigte, was er von dieser Bemühung des Herrn Castels urtheilte, so lächelte er und sagte, er habe selbst ehedem an einer gewissen Orgel für den Geschmack gearbeitet, und sein Vorhaben dem berühmten Tonkünstler, dem Herrn Marchand entdeckt, dem diese Erfindung sehr wohl gefallen, weil solche für einen hungrigen Musicanten überaus nützlich sey. Nicht lange hernach besuchte ich den Pater Castel selbst, um zu erfahren, ob er wirklich an einer solchen Orgel arbeite, oder ob alles, was man davon gesagt, nur Scherz sey. Er aber gab mir die Versicherung, daß sich alles wirklich so verhalte, und nach den Buchstaben eigentlich zu verstehen sey. Er erklärete mir auch alles aufs genaueste und stückweise, aber ich konnte, aller angewandten Aufmerksamkeit ohngeachtet, dennoch nicht begreiffen, was dieser vernünftige Mann eigentlich mit seiner Orgel sagen wollte. Denn wenn diese Orgel keine andre Wirkung hat, als das Spielwerk, womit die Landstreicher herumlaufen, so kann gewiß diese Erfindung ihrem Urheber zu keiner sonderbaren Ehre gereichen. *

Ich

* Herr Castel hat sein Wort gehalten, und Herr Tele-

Ich besuchte gleichfalls den berühmten Herrn Fontenelle, welcher in seinem hohen Alter noch nicht müßig, sondern stets beschäfftiget war, daß man auch von ihm mit Recht sagen konnte:

Serit arbores, quae alteri seculo prosunt.

Er hatte vor kurzer Zeit in der Academie der Wissenschafften eine Lobrede auf den verstorbenen Kayser in Rußland, Peter den Ersten, abgefaßt, welche aber ein anderer abgelesen, weil er selbst durch eine Krankheit daran gehindert worden. Er hatte aber von der rußischen Nation etwas hart geredet, um seinen Held desto mehr zu erheben, und desto nachdrücklicher zu zeigen, was für eine erstaunliche Mühe dazu erfordert worden, ein so rauhes Volk gesittet zu machen; dieses aber nahm der rußische Ambassadeur, der Fürst Cürakin, sehr übel auf, und man glaubte, daß Herr Fontenelle deßfalls grossen Verdruß haben würde. Ich war sehr begierig, von ihm zu erfahren, ob diese Rede sollte gedruckt werden, und er gab mir die Versicherung, daß solche von Wort zu Wort, wie sie gehalten worden, dem Drucke sollte übergeben werden. Fontenelle redet gleichfalls mit sehr gros-

Telemann hat seine ganze Erfindung in der zu Hamburg 1739. auf einen Bogen herausgegebenen Beschreibung der Augenorgel des Herrn Castels bekannt gemacht. Er nennt sie eine Augenorgel, eine Orgel, die nicht allein in die Ohren gewisse Folgen wohl miteinander verbundener Töne bringet, sondern auch zugleich den Augen ganze Reihen richtig verknüpfter Farben darstellet.

groſſer Hochachtung von den Verdienſten der Dänen in gelehrten Sachen.

Diejenigen irren nicht, welche glauben, daß allein in Paris mehrere Bibliotheken anzutreffen ſind, als an andern Orten in ganzen Reichen; denn auſſer den öffentlichen Bibliotheken des Mazarins, St. Victors und der Juriſten, hat faſt ein jedes Kloſter und ein jedes Collegium ſeine eigne Bibliothek, und es hält nicht ſchwer, die Freyheit zu erlangen, daß man ſich derſelben bedienen kann. Ehedem beſuchte ich die vortreffliche Bibliothek des Abt Bignons, aber nun war dieſelbe nebſt ihrem Bibliothecario unſichtbar geworden. Die Bibliothek hatte der berühmte Law gekauft, und nach England bringen laſſen. Der Bibliothecarius aber ſaß bereits ſeit einigen Jahren in einem öffentlichen Gefängniſſe. Es iſt mir ſein Verbrechen noch nicht eigentlich bekannt; doch bedauerte ich ſein Schickſal der däniſchen Nation halber. Ich beſorgte, daß der Abt Bignon ſich von den Dänen keinen guten Begriff machen möchte, inſonderheit, da gleich darauf einer von meinen Landsleuten, Matthias Bagger, welcher durch Hülfe des Herrn Bignons Dollmetſcher auf der Königl. Bibliothek geworden war, ſein Gehalt vorher aufnahm, und ſich damit aus dem Staube machte. Es wäre wohl der Mühe werth, daß jemand das Leben dieſes wandernden Ritters beſchriebe, damit man zugleich ein Beyſpiel von einem überaus flüchtigen und unbeſtän-

beſtändigen Gemüthe haben möchte. Ich würde dieſe Bemühung ſehr gerne ſelbſt übernehmen, wenn ich nur Stof genug dazu hätte. Mir aber ſind nur ſehr wenige Umſtände von ihm bekannt, und doch ſind dieſe allein ſchon hinlänglich, einen Abriß von dieſem höchſtunbeſtändigen Menſchen zu machen, welcher ein rechtes perpetuum mobile war, und dem es nicht ſchwer fiel, alle Augenblicke Aufenthalt, Religion, Neigung, Studien, Sitten und alles zu verändern.

Wie ich mich vor zehn Jahren in Paris aufhielte, ſo waren mir nur zwo öffentliche Bibliotheken bekannt. Denn ich wußte zu derſelben Zeit nichts von der Juriſtenbibliothek, welche zwar nicht zahlreich, aber doch ſehr bequem iſt, da ſie mitten in der Stadt liegt, und alſo eingerichtet worden, daß man die Bücher ſelbſt herausnehmen kann. Dieſe Bibliothek hatte damals zweene Aufſeher, nemlich einen jungen Menſchen, ohngefehr von ſiebzehn Jahren, und ein altes Weib, welches auf der Bibliothek ſaß und ſponn, wenn die andern laſen und ſtudierten. Wie ich die Bibliothek durchſahe, ſo erkundigte ſich das Weib bey mir, was ich für ein Buch verlangte? Ich konnte mich kaum enthalten zu lachen, und antwortete, daß ich ſolches ſchon dem Bibliothecario ſagen wollte. Wie ſie aber nicht nachließ zu fragen, ſo nannte ich endlich das Buch, das ich haben wollte, welches ſie zu meiner größten Verwunderung

derung gleich aus dem Bücherschrank herausnahm, und mir in die Hände gab.

Der Aufseher der St. Victorsbibliothek hieß Bonami, und sein Umgang kam mit seinem Namen vollkommen überein. Denn er war überaus freundlich und dienstfertig. Ein artiger Zufall gab zu der vertrauten Freundschaft Gelegenheit, die wir nachher mit einander aufrichteten. Ich fand unter den dänischen Geschichtschreibern ein Buch unter dem Titel, Ludouici Requesensis Historia Danica. Weil ich aber dieses Buch gleich für verdächtig hielt, da der Verfasser, Ludovicus Requesensis, mir ganz unbekannt war, so gieng ich zu dem Bibliothecario, und bat denselben, daß er mir dieses Buch zeigen möchte. Ich hatte aber das Buch kaum eröfnet, so fiel mir der Irrthum in die Augen. Es war des Meursii dänische Historie, und zu derselben hatte man das von eben demselben Verfasser beschriebene Leben des Ludovici Requesensis gebunden. Einen eben so lächerlichen Titel nahm ich in dem Bücherverzeichnisse der bodlejanischen Bibliotheck wahr, nemlich, Friderici II, Imperatoris, Constitutiones Haffniae.

Dieser Bibliothecarius zeigte mir auch einen schönen Vorrath von auserlesenen Handschrifften. Es war eben damals zugleich der Sohn des Herrn geheimen Raths Tott gegenwärtig, ein Herr, welcher nicht nur wegen seiner grossen Eigenschafften und gründlichen Gelehr-

lehrsamkeit, sondern auch wegen seiner vornehmen Herkunft eine besondre Hochachtung verdiente. Ausser den öffentlichen und Privatbibliotheken, welche einem jeden offen stehen, sind noch unzählige gelehrte Gesellschafften in Paris, von denen man, wenn man nur einigermassen einen Zutritt hat, sehr leicht zum Mitgliede kann aufgenommen werden. Ich besuchte zu verschiedenenmalen die Versammlung, welche man alle Sonntage bey einem Pater des Predigerordens zu halten pflegte. In dieser Gesellschaft wurden einige gründliche Abhandlungen hergelesen, welche in der vorhergehenden Woche von den Mitgliedern waren abgefaßt worden. Ein jeder fällte sein Urtheil darüber, und untersuchte die Abhandlung sowol überhaupt als auch stückweise. Man sollte denken, diese ganze Gesellschaft bestünde aus lauter Protestanten, so groß ist die Freyheit, welche hier herrschet, und so wenig achtet man den Papst, mit welchem man öfters scherzet. Bisweilen fand ich mich auch in der Gesellschaft ein, die man mit einem besondern Namen, und vor allen andern die galante Gesellschaft nennet, und welche sich an dem Orte versammlet, der den Namen führt, Le Caffée des beaux esprits. Ich sage nicht ohne Ursache bisweilen, damit man nicht denken möge, ich hätte mich sehr fleißig daselbst eingefunden, um unter die galanten Köpfe gezählt zu werden. Die Wirthin in diesem Hause war eine alte Frau, welche den Namen

Marion führte. Daher ward dieſer Ort auch bisweilen aus Scherz genannt, Le Caffée des Marionettes. Der berühmte de la Motte, deſſen Name den Gelehrten nicht unbekannt iſt, fand ſich faſt alle Tage hieſelbſt ein, und war gleichſam der Präſident in dieſer Geſellſchaft. Wenn man dieſes alles bedenkt, ſo darf man ſich nicht wundern, daß in Frankreich jährlich ſo viele ſchöne Schrifften herauskommen. In ſolchen gelehrten Geſellſchaften werden alle Bücher, ehe ſie ans Licht treten, ſorgfältig unterſucht und ausgebeſſert.

Dieſes geſtehen inzwiſchen die Gelehrten in Paris ſelbſt, daß die Künſte und Wiſſenſchaften bey ihnen in dieſem Jahrhundert einen groſſen Abbruch gelitten. Tournemine gab eine dreyfache Urſache an. Die erſte Urſache war ſeiner Meynung nach die heutige Art, die Jugend zu erziehen. Dieſer Unterweiſung maßten ſich nunmehr, wie er ſagte, gröſtentheils die Prieſter an, und, da dieſelben Feinde aller weltlichen Wiſſenſchaften wären, ſo glaubten ſie, ein junger Geiſtlicher ſey gelehrt genung, wenn er nur wiſſe, auf eine geſchickte Art die Knie zu beugen, die Hoſtie in der Proceßion auf eine anſtändige Art zu tragen, und etwas bey der Meſſe her zu murmeln: ſo, wie ehedem bey den Ruſſen jemand ſehr gelehrt, und zum geiſtlichen Amte geſchickt genung geweſen, wenn er nur, ohne abzubrechen, die Worte, hoſpodi pomilio, zehenmal nach einander herſagen können.

Diese Ursache aber schien mir etwas partheyisch zu seyn, weil die Jesuiten allein das Recht zu besitzen glauben, die Jugend zu unterrichten. Die andre Ursache, welche Tournemine von dem Verfall der Wissenschaften anführte, war von der gar zu ruchlosen und liederlichen Lebensart hergenommen, worinn sich nun die Jugend vertiefte. Aber auch diese Ursache konnte ich nicht als gültig annehmen, ob ich gleich gestehen mußte, daß die Trunkenheit itzt viel stärker, als vor zehn Jahren in Paris überhand genommen. Die dritte Ursache aber war ohnstreitig die wahre und eigentliche Ursache, weil die Stipendia und die Gnadengelder, wodurch die Gelehrten ehedem pflegten zu allerhand Unternehmungen aufgemuntert zu werden, sehr verringert worden. Und es ist freylich nicht zu leugnen, daß dergleichen ausserordentliche Belohnungen seit dem Tode des Königs Ludwig des XIV nicht wenig abgenommen haben.

Ich merkte gleichfalls, daß die Pariser nicht mehr so hitzig waren, ihre Religion fortzupflanzen, und die Ketzer zu bekehren, wie sie zu seyn pflegten. Wie ich mich vor zehn Jahren in Paris aufhielte, so hörte ich fast nichts, als lauter Religionsstrittigkeiten. Ich war aber damals noch sehr jung, und vielleicht glaubten sie, mich desto eher ins Netz zu ziehen. Nun erregte mir nur einmal ein alter Mann, welcher grosse Lust zu disputiren hatte, einen Streit der Religion halber. Ehe ich den Streit mit ihm

anfieng,

anfieng, so erkundigte ich mich bey ihm, ob er etwas neues vorzubringen wüßte, welches noch nicht in gedruckten Schrifften anzutreffen wäre. Denn wenn er nur die alten Beweisgründe, deren sich die Vertheidiger der catholischen Religion zu bedienen pflegten, wieder vorbringen wollte, so würde die Zeit und Mühe nur vergeblich angewandt werden, weil mir ihre Sätze zur Gnüge bekannt wären. Wie er hierauf antwortete, daß er nichts neues vorbringen würde; so bat ich ihn, daß er mich nicht zu diesem Streite auffordern möchte. Ich sagte ihm zugleich, es sey überaus thöricht, einen Krieg wieder von neuem anzufangen, bey welchem auch die tapfersten und klügsten Streiter Zeit und Mühe unnützlich verschwendet hätten. Wie er aber dennoch nicht nachgeben wollte, so griff ich ihn auf eine neue und ungewöhnliche Art an. Ich räumte ihm ein, daß die meisten Glaubensartickel der Protestanten vielleicht noch zweifelhaft seyn könnten, weil man die Schrifft auf so verschiedene Art erklärte, und daß es daher geschehen könne, daß die Protestanten hin und wieder irrten. Aber ich behauptete auch zugleich, daß ihre Irrthümer selbst dennoch GOtt nicht mißfallen könnten. Wie die andern, welche bey diesem Streite gegenwärtig waren, hierüber in eine grosse Verwirrung geriethen, und nicht wußten, was ich eigentlich dadurch anzeigen wollte, so fuhr ich weiter fort, und sagte: Die Papisten glauben,

daß man durch gute Wercke die Seligkeit verdienen könne, und vielleicht verhält es ſich auch alſo. Wir aber glauben weit ſicherer, daß man nichts dadurch verdienen könne. Denn wie ein König auf den Unterthan keine Ungnade wirft, welcher nicht glaubt, daß er einige Belohnung verdient habe, ob er gleich die wichtigſten Dienſte geleiſtet, ſondern vielmehr die Vergeltung ſeiner Bemühungen nicht als ein Verdienſt, ſondern als ein Glück anſieht, welches er der königlichen Gnade lediglich zu danken hat: So muß auch unſer Irrthum in dieſem Stücke, wenn es ein Irrthum iſt, GOtt nothwendig angenehm ſeyn, weil er eine ſo groſſe Demuth anzeigt. Die Papiſten glauben ein Fegfeuer, und vielleicht iſt ein ſolcher Mittelort zwiſchen Himmel und Hölle, wo die Sünden können verſöhnet werden. Dennoch glauben die Proteſtanten weit ſicherer, daß man gleich nach dem Tode von dem auf der Welt geführten Leben Rechenſchaft geben müſſe. Denn dadurch werden die Menſchen beſtändig aufgemuntert, einen unſträflichen Wandel zu führen, damit ſie ſelig ſterben mögen, weil keine Hofnung übrig iſt, daß die Sünden nach dem Tode können vergeben werden. Die Papiſten beten die Heiligen an, und glauben, daß dieſelben im Himmel für ſie bitten. Geſetzt, die Sache verhielte ſich alſo, ſo handeln die Proteſtanten doch weit ſicherer, daß ſie die Heiligen nicht anrufen. Denn wenn wir auch hierinn

irren,

irren, ſo kann doch dieſer Irrthum weder GOtt noch den Heiligen mißfällig ſeyn. GOtt kann daran keinen Mißfallen tragen, weil er diejenigen allemal gnädig aufnimmt, die unmittelbar ihn ſelbſt anrufen, weil er uns ſelbſt befohlen, daß wir zu ihm kommen ſollen, und weil er uns zugleich die Verſicherung gegeben, daß er nicht müde werden wolle, unſer Gebet anzuhören. Den Heiligen kann dieſes Verfahren gleichfalls nicht mißfallen, weil wir ſie als unſre beſten Wegweiſer anſehen, in ihre Fußſtapfen treten, und nebſt ihnen den Heiland der Welt, als unſern einzigen Fürſprecher, erkennen und anſehen. Sollten aber die Heiligen darüber zürnen, daß man GOtt allein anruft, ſo ſind ſie nicht mehr heilig. Die Papiſten verehren die Bilder, und vielleicht iſt der Bilderdienſt unſchuldig und gleichgültig; es iſt aber ſicherer, mit den Proteſtanten GOTT allein zu verehren. Ich räume gerne ein, daß ſich unter den Bilderdienſte der Papiſten und Heyden ein ſehr groſſer Unterſcheid befindet. Wenn aber jemand vor der Säule des heiligen Chriſtophers auf der Erde liegt, und zugleich einen Chineſer wegen ſeines Bilderdienſtes ſtrafen will, ſo iſt es eben ſo lächerlich, als wenn ein beſoffener Mann ſehr wider die Völlerey und Trunkenheit eifert. Die Papiſten glauben, daß beydes Brod und Wein im Sacrament des Altars nicht nöthig ſey; und vielleicht iſt es auch nicht allemal nöthig, daß man beydes gebrau-

brauche. Aber es iſt dennoch ſicherer, daß wir die Nothwendigkeit ſowol des Brodtes als des Weins im Abendmahl behaupten, da die Papiſten ſelbſt nicht läugnen können, daß dieſes Sacrament unter beyderley Geſtalt von dem Erlöſer ſelbſt eingeſetzt worden. Die Papiſten glauben, daß die kleinen Kinder, welche vor der Tauffe ſterben, verdammt werden. Wir aber handeln weit vernünftiger, da wir behaupten, daß ſie ſelig werden, damit es nicht ſcheine, als wenn GOtt die Unſchuldigen ſtrafe. Denn diejenigen, welche ſagen, daß GOtt die Unſchuldigen ſtraft, müſſen zugleich läugnen, daß die Welt von einem weiſen, gerechten und barmherzigen HErrn regiert werde, und vielmehr ein blindes Schickſal in allen Dingen zugeben. Daß dieſes Argument von einem groſſen Gewichte ſeyn müſſe, erhellet daraus, weil ſich die Papiſten ſelbſt in dem Streite mit den Janſeniſten wegen der Prädeſtination deſſelben bedienen. Die Papiſten verbieten den Layen und Ungelehrten die Leſung der heiligen Schrifft; aus der Urſache, weil dadurch allerhand Irrthümer entſtehen können. Und vielleicht entſtehen ſolche auch daraus. Indeſſen handeln wir doch ſicherer, daß wir allen und jeden verſtatten, die Schrifft zu leſen; indem es doch weit beſſer iſt, einen irrigen Glauben, als gar keinen zu haben. Diejenigen, welche blindlings alles glauben, ohne vorher zu unterſuchen, was ſie glauben, die glauben gar

nichts;

nichts; wo man nicht auch hier will gelten laſſen, was man in den Rechten dafür hält, daß, wenn jemand etwas durch einen andern verrichten läßt, ſolches eben ſo anzuſehen ſey, als wenn er es ſelbſt gethan habe; und daß es alſo auch eben ſo kräftig ſey, wenn jemand durch einen Gevollmächtigten glaubt, als wenn er ſelbſt glaubte. Aber ich befürchte, daß ein päpſtlicher Laye ſich in dieſen Gedanken ſehr irren werde, wenn er meynt, daß er den Höchſten, wenn derſelbe von ſeinem Glauben Rechenſchaft fordert, mit dieſen Worten werde zufrieden ſtellen können: Ich habe aufs allergenaueſte eben dasjenige geglaubt, was diejenigen glaubten, die mit mir in einer Gaſſe wohnten. Denn das Buch, worinn die Sätze enthalten ſind, die man glauben ſoll, habe ich niemals geſehen. Aber ich habe mich daran begnügen laſſen, daß es einigen von meinen Landsleuten zu Geſichte gekommen. Gewiß, ein andrer wird weit beſſer mit dieſer Entſchuldigung beſtehen: Dieſes ſind diejenigen Punkte, von denen ich nach langer und genauer Ueberlegung endlich geurtheilet habe, daß man ſolche glauben müſſe. Hierauf ſchwieg mein Gegner ſtille. Ich aber fuhr noch weiter fort, und ſagte zu ihm: Die Papiſten können hieraus abnehmen, wie billig ich mit ihnen handele, da ich ihnen einräume, daß die meiſten Streitigkeiten, welche unter uns und ihnen geführt werden, noch nicht auſ-

ser allem Zweifel gesetzt sind. Ich habe ihnen zugestanden, daß die heilige Schrifft schwer zu erklären sey, ja ich habe, um mich den Papisten noch gefälliger zu erzeigen, zugegeben, daß die heilige Schrifft so dunkel sey, daß man, aller angewandten Mühe ohngeachtet, dennoch den rechten Verstand der Worte allemal zu treffen nicht vermögend sey. Ich behaupte auch nicht, daß wir nicht irren können, sondern nur allein, daß, wenn wir ja irren, solches doch ohne Gefahr sey; da hingegen die Papisten, wenn sie irren, sich solcher Irrthümer schuldig machen, welche ihnen die größte Gefahr drohen. Wenn wir nicht durch die guten Werke selig werden, sondern wenn GOtt will, daß wir die Seligkeit allein durch seine Gnade erhalten sollen, so ist der Stolz und Hochmuth der Papisten auf keine Art zu entschuldigen, welche das als eine Schuldigkeit fordern, was ihnen aus bloßer Gnade verliehen wird. Wenn die Lehre vom Fegfeuer eine menschliche Erfindung ist, so können die Papisten diesen gefährlichen Irrthum niemals entschuldigen, da derselbe das Verdienst Christi unvollkommen macht. Man muß nothwendig bey diesem Satze darauf fallen, daß das Verdienst Christi nicht allein hinlänglich sey, weil durch das Fegfeuer dasjenige muß ersetzt werden, was daran fehlet. Ich übergehe hier die Folgen, welche aus dieser Lehre fliessen, und welche den Menschen, wegen der Sicherheit, die dadurch erweckt wird, zu einem

eben

eben so grossen Verderben und Schaden gereichen, als sie der Clerisey nützlich sind, welche sich dadurch bereichert. Wenn die Papisten in dem Dienst der Heiligen irren, so sündigen sie gröblich, da sie andern die Ehre beylegen, welche GOtt allein zukommt. Ueberdem sind die Heiligen, welche von den Papisten angebetet werden, entweder wirkliche Heilige, oder auch solche Heilige, die nur in der Einbildung bestehen, und entweder niemals in der Welt, oder doch wenigstens Betrieger gewesen. Wegen des Dienstes, den die Papisten den wirklichen Heiligen erweisen, können sie sich mit dem Unterscheid, inter cultum religiosum et civilem, dennoch von einer schändlichen Abgötterey nicht freymachen. Denn dadurch, daß sie den Heiligen Kirchen weyhen und Gelübde thun, daß sie dieselben täglich anrufen, und ihre Bilder anbeten, machen sie die Heiligen wenigstens zu Halbgöttern. Wenn aber die Heiligen niemals in der Welt gewesen, als die zehntausend Märtyrer, der heil. Allmanach und andre, deren Namen von den klügsten Papisten selbst aus dem Verzeichnisse der Heiligen ausgetilget worden, so ist ja der Dienst, welchen man ihnen erweiset, höchstungereimt und lächerlich. Sind aber die Heiligen gar Betrieger gewesen, so ist dieser Dienst noch ärger, als der Götzendienst der Indianer. Diese beten die bösen Geister, die Papisten aber auf solche Art die allergottlosesten Menschen an. Wenn die

Verehrung der Bilder ein Irrthum ist, so kann man den Papisten mit recht den Vorwurf machen, daß sie Abgötter sind, und sie haben kein Recht, die Heyden deßfalls zu tadeln. Denn der Unterscheid ist sehr geringe, ob man GOtt unter dergestalt eines Thiers, oder eines andern goldnen Bildes anbetet. Wenn die Papisten darinn irren, daß sie den Kindern, weil sie nicht getauft worden, die Seligkeit absprechen, so ist dieser Irrthum gewiß recht groß. Sie treten dadurch der Gerechtigkeit GOttes gar sehr zu nahe, da doch ein gerechter Richter die Unschuldigen niemals zu strafen pflegt. Und wenn endlich beyde Theile im Sacrament des Altars nöthig sind, so begehen die Papisten einen Diebstahl; und wenn es nothwendig ist, daß alle und jede die heilige Schrifft lesen, so sind ja die Papisten schuld daran, daß die Layen keinen Glauben haben, weil derselbe nicht ohne Erkenntniß seyn kann. Hieraus erkennet man deutlich, wie wenig König Henrich der vierte auf seine Sicherheit gesehen habe, da er, um in einer zweifelhaften Sache das sicherste zu erwählen, zu der catholischen Kirche übergieng.

Dieses alles aber brachte ich nicht auf einmal, und in einer solchen Ordnung vor, denn mein Gegner wandte bey einem jeden Stücke etwas ein. Er berief sich auf das Alter der römischen Kirche, da die Protestanten nur einer neuen Secte beypflichteten. Er führte die Unmöglichkeit zu irren an, womit die Päpste begabt

gabt wären. Er ſetzte mir die dem heiligen Petro gegebene Verheiſſung und noch andre Dinge entgegen, deren ſich die Papiſten bedienen, wenn ſie in die Enge getrieben worden. Weil ich aber des Sieges verſichert ſeyn konnte, wenn ich mich nur feſt an die bereits vorgetragenen Sätze hielte, ſo ließ ich ihm nicht zu, daß er aus den Grenzen weichen, und allerhand Ausſchweifungen machen durffte. Ich bat ihm demnach blos darum, daß er unſre angeführten Irrthümer unterſuchen möchte, ob ſie mit der Gerechtigkeit und Barmherzigkeit GOttes ſtritten, ob die Majeſtät des Allerhöchſten GOttes dadurch geſchmälert würde; oder ob ſie die Gottesfurcht und Liebe aufhüben. Wie mein Gegner nichts darauf antwortete, ſo verließ ich ihn mit dieſen Worten: Warum verfolgt ihr denn diejenigen mit Schwerdt und Feuer, welche ſich bey ihren Irrthümern nicht in ſo groſſer Gefahr befinden, als ihr?

Wie ich dieſen Streit glücklich geendiget hatte, ſo bin ich nachher von niemanden in Paris weiter der Religion halber beunruhiget worden. Wie ich aber auf der Rückreiſe begriffen war, ſo gerieth ich mit einem beredten Capitain und einer alten abergläubiſchen Frauen in Geſellſchaft. Ich ſaß auf den Poſtwagen eben zwiſchen beyden, da der Capitain erzehlte, wie einige proteſtantiſche Soldaten, die unter ſeiner Compagnie geweſen, durch ein Wunderwerk vor kurzer Zeit bekehrt worden. Wie er

aber

aber hörte, daß ich solches nicht, wie die andern, glauben wollte, so gerieth ich gleich bey ihm in den Verdacht, daß ich ein Protestant seyn müßte, und er fing demnach mit mir ohne Verzug einen Streit der Religion wegen an. Ich bat inständigst um Friede, und entschuldigte mich mit meinen Kopfschmerzen, weil ich es nicht für rathsam hielte, mich mit einem Officier in Streit einzulassen. Ich konnte aber weder Frieden noch Stillstand erhalten. Denn er suchte durch ein weitläuftiges Geschwätz meine Beständigkeit zu überwinden. Ich ließ mich aber doch davon nicht abwendig machen, und sprach mit der alten Frauen vom Wetter. Diese sahe aus meiner ganzen Gesichtsstellung, daß ich erzürnt war, und glaubte, daß mich der Capitain bereits überzeugt hätte. Sie wollte deßwegen den Schluß zu meiner Bekehrung hinzuthun, und erzehlte mir verschiedene ungereimte Geschichte und ein ganz Dutzend Wunderwerke, worauf sie den Capitain zum Zeugen rief, der denn, weil er selbst sehr fruchtbar an Wunderwerken war, nicht nur mit seinen Feldeyden alles bekräfftigte, was die alte Frau gesagt hatte, sondern auch noch einige neue Mirackel hinzusetzte, um diese Materie vollständig zu machen. Damit ich endlich diesem höchstverdrießlichen Geschwätze ein Ende machen möchte, so erdachte ich selbst auch einige Mirackel, von denen ich vorgab, daß solche vor kurzer Zeit in meinem Vaterlande geschehen wären.

Ich

Ich erzehlte, daß eine schwangere Frau, welche ihre Religion verändert, ein Kind mit zwey Köpfen gebohren; und eine andere Frau eben in dem Augenblicke, da sie die lutherische Religion abschweren wollen, in einen Flintenstein verwandelt worden. Ich setzte hinzu, daß alle Jahre einige von dem Engel Gabriel geschriebene Briefe vom Himmel fielen, wodurch die Lutheraner gewarnet würden, die catholische Religion ja nicht anzunehmen. Wie sie sahen, daß ich offenbar über sie spottete, so wurden sie böse, und ich ward dadurch auf einmal von allen Wunderwerken befreyet.

Ich hatte den Entschluß gefaßt, den Winter über in Paris zu bleiben, weil ich bemerkt, daß die Luft an diesem Orte meiner Gesundheit sehr zuträglich war. Ausserdem hatte ich zwey von meinen Lustspielen ins französische übersetzt, und meine Freunde glaubten, daß es der Mühe werth sey, einen Versuch zu thun, wie die Vorstellung derselben auf dem pariſischen Schauplatze gelingen würde. Aber ich ward durch verschiedene Umstände gezwungen, mein Vorhaben zu ändern. Die beyden Banden der Schauspieler wurden am Ende des Herbstmonats nach Fontainebleau gerufen, wo sie bis zu dem Weynachtsfest blieben. Weil ich aber meine Rückreise nicht länger, als bis in den Hornung aufschieben konnte, so schlug mir die Hofnung fehl, sie dorten aufführen zu lassen, weil zum wenigsten einige Monate dazu erfor-

dert wurden. Ich ſchickte allein durch einen guten Freund den Innhalt von dem politiſchen Kanngieſſer nach Fontaineblau, um das Urtheil der italieniſchen Bande davon zu erfahren. Das Haupt derſelben, Herr Lelius, antwortete mir, daß dieſes Schauſpiel ihm ſehr gut gefalle, da es ſehr aufgeweckt und artig abgefaßt worden; (tutta meravigliosa) gleich darauf aber erklärte er ſich in einem andern Briefe, daß ihm der Innhalt dieſes Schauſpiels ſo wichtig und bedenklich ſchiene, daß er beſorgte, es möchte daſſelbe ſo verkehrt aufgenommen werden, als wenn man verſchiedene vornehme Herren darinn hätte lächerlich machen wollen. Es wandte zwar mein Freund alle Mühe an, ihm dieſe Furcht zu benehmen, allein er wollte ſich von dieſer einmal gefaßten Meynung nicht wieder abwendig machen laſſen. Inzwiſchen gerieth dieſes Luſtſpiel einem andern Verfaſſer in die Hände, der allezeit aus andern zu ſtehlen gewohnt war. Dieſer gab kurz darauf dem Herrn Lelius ein Stück von eben derſelben Erfindung; aber auch dieſes durfte Lelius, aus der bereits angezogenen Urſache, nicht auf den Schauplatz bringen. So ſehr iſt itzt die Freyheit eingeſchränkt, welche man vorher in den italiäniſchen Schauſpielen ſo ſehr bewunderte, und die zu den Zeiten Ludwig des XIV. recht die Seele derſelben war. Ich muß mich hier mit Recht über diejenigen beſchweren, welche ich in dieſem Stücke zu meinen Vertrauten machte.

Denn

Denn ob ſie mir gleich auf Treu und Glauben verſprochen hatten, nichts auszuſchwatzen, und dadurch von mir erhielten, daß ich ihnen mein Luſtſpiel anvertrauete, ſo hatten ſie daſſelbe doch nicht nur dem bereits oben erwehnten Verfaſſer gezeigt, ſondern das Haupt der italiäniſchen Bande hatte auch von demſelben mit einigen franzöſiſchen Schauſpielern geredet. Dieſe letztern ſuchten auf alle Art zu verhindern, daß die Italiäner, denen ſie feind waren, dieſes Schauſpiel nicht erhalten möchten, und lieſſen mir deßwegen durch einen von ihrer Bande heimlich ſagen, daß ich meinen Nutzen gar nicht gemäß handeln würde, wenn ich den Italiänern eine ſo wichtige Comödie überlieſſe.

Die andre Hinderniß legte mir der verdorbene Geſchmack der Pariſer in den Weg, welche alle Dichter und andre Verfaſſer, die in dieſem Stücke etwas groſſes leiſten könnten, aufs äuſſerſte beneiden, weßfalls auch in einigen Jahren in Paris kein vernünftiges und regelmäßiges Schauſpiel aufgeführet worden. Es ſtimmen alle einhellig darinn überein, daß, wenn Moliere ſelbſt annoch lebte, man doch ſo verkehrt urtheilen, und ſein beſtes Schauſpiel verachten und verwerfen würde. Ich bin auch durch meine eigne Erfahrung hierinn beſtärkt worden. In einem ganzen Monate, da die allerregelmäßigſten und beſten Comödien aufgeführt wurden, waren faſt keine Zuſchauer vorhanden. Wenn man aber das höchſtun-

gereimte Stück le Roi des Coquaignes mit allen seinen Gesängen, Tänzen und Gauckeleyen vorstellete, so war eine grosse Menge von Zuschauern gegenwärtig, da doch dieses Stück nur für Landstreicher gehört, und nicht verdient, daß es auf einer solchen Schaubühne aufgeführt werde.

Endlich hinderte mich auch die Mißgunst, welche unter beyden Banden herrschte. Dieser Neid brach zu Fontainebleau in einen öffentlichen Krieg aus, welcher auch so sehr überhand nahm, daß sie sich, wie sie wieder zu Paris ankamen, mit den bittersten und gistigsten Stachelschrifften angriffen. Die französische Bande spielte den italiänischen Schauspielern zum Verdruß ein Stücke, welches sie Impromtu de la folie nannten, und nach dem heutigen Geschmack der parisischen Einwohner in Gauckeleyen, Tanzen und Singen bestand. Die Italiäner, welche ohnedem sehr rachgierig sind, rächten sich kurz darauf durch zwey Stücke, welche fast von eben derselben Art waren. Und dieser Krieg dauerte fast einen ganzen Monat.

Ueberhaupt aber ward ich durch einige abgeschmackte und ungereimte Regeln von meinem Vorhaben zurückgehalten, welche die Franzosen itzt bey ihren Schauspielen zu beobachten pflegen. Sie behaupten, daß ein moralisches Lustspiel nur aus einem Aufzuge bestehen müsse, da doch alle meine Lustspiele aus fünf, oder wenigstens aus drey Aufzügen bestehen. Hiernächst

nächst wollen sie auch keine geringe Personen auf den Schauplatz kommen lassen. Wenn also der politische Kanngiesser dort sollte vorgestellt werden, so müßte ich alle Handwerksleute in Doctores und Advocaten, oder andre vornehme Leute verwandeln, wodurch aber dieses Lustspiel recht sein Leben verlieren würde. Die Satyre ist allein auf den gemeinen Mann gerichtet. Denn die Doctores, Advocaten, und andre ihnen am Stande ähnliche Personen urtheilen nicht nur bisweilen gründlich und vernünftig von Staatssachen, sondern werden auch selbst von Königen und Fürsten in solchen Angelegenheiten gebraucht. Die andre Absicht dieses Lustspiels, welche den Stolz derjenigen zeiget, die aus einem geringen Stande zu höhern Ehrenstellen gelangen, würde bey einer solchen Veränderung völlig wegfallen. Wenn man deßwegen dieses Lustspiel in eine parisische Tracht einkleiden wollte, so würde man aus einer lustigen und moralischen Comödie ein schläfriges und ungereimtes Schauspiel machen. Daß aber die Regeln, welche die Pariser nun bey der Schaubühne beobachten, sich nicht auf eine gesunde Vernunft, sondern blos auf den verdorbenen Geschmack der Zuschauer gründen, erhellet auch daraus, weil sie es nicht für unanständig halten, daß Bedienten und Bauern aufs Theater kommen. Die Pariser sind denen ähnlich, welche beständig Rebhüner essen, und endlich derselben so überdrüßig werden, daß

sie auch nicht einmal den Geruch davon vertragen können. Ein Schauspiel, welches aus fünf Aufzügen bestehet, und nicht nur regelmäßig abgefaßt ist, sondern sich auch auf eine artige Art schliesset, gefällt ihnen gar nicht. Kurz, je ordentlicher und vernünftiger ein Schauspiel abgefaßt ist, desto verwirrter und unangenehmer scheint es itzt den Parisern zu seyn. Wenn ich ihre meisten neuen Schauspiele untersuchen wollte, so könnte ich mit sehr leichter Mühe zeigen, daß sie nicht nur höchst ungereimt sind, sondern auch nicht die geringste Gleichheit mit einem Schauspiele haben. Wie ich mich in Paris aufhielt, so traten zwo Comödien von verschiedenen Verfassern ans Licht, welche den Titel le Babillard, und l'indiscret führten. Aber in diesen Lustspielen sind nicht nur die Regeln des Aristoteles völlig aus den Augen gesetzt, wie man dieses endlich auch von solchen elenden Schrifftstellern, denen die rechte comische Schreibart ganz unbekannt ist, nicht anders vermuthen kann, sondern die Ausführung stimmt auch nicht allemal mit dem Titel überein. Man müßte denn glauben, derjenige habe z. B. einen Schwatzhaften recht abgeschildert, der einen Menschen auftreten läßt, der durch sein Gewäsche einmal in einer Comödie die Zuhörer ermüdet, oder es sey einer, der kein Geheimniß verschweigen kann, dadurch recht nach dem Leben gemahlt worden, wenn man ihn einigemal das wieder offenbaren läßt, was

ihm

ihm unter der Bedingung, es geheim zu halten, anvertrauet worden. Dieſes muß in einer Scene allein vorgeſtellet werden. Man muß in die Charactere tiefer eindringen, und denjenigen, welchen man aufführen will, auf eine ſolche Art vorſtellen, daß weder Furcht, Gewalt noch Schimpf vermögend ſind, ihn von ſeiner Thorheit abzuhalten, welches alles ſich zuletzt geſchickt und wahrſcheinlich auflöſen muß, da die Zuſchauer bisher wegen des Ausgangs ungewiß geweſen. In dieſem franzöſiſchen Schauſpiele aber wird ein Schwätzer vorgeſtellt, der einmal mit ſeinen Freunden ſehr lange von allerhand Dingen plaudert, bis endlich ein Diener oder ein andrer hinein tritt, und ihm ſagt, daß er durch ſein unnützes und weitläuftiges Gewäſche die ſchönſte Gelegenheit verſäumt habe, ſein Glück zu befördern.

Dennoch ſind dieſe Luſtſpiele, wenn man ſie mit andern vergleicht, noch vortreflich. Denn die folgenden, als: Impromptu de la folie, und les Amuſemens de l'automne wurden von allen vernünftigen Leuten für unwürdig gehalten, daß ſie auf einem ſo berühmten Schauplatze und von ſo geübten Schauſpielern ſollten vorgeſtellt werden, welche, wenn ſie Fleiß und Mühe anwenden, die Zuſchauer in die größte Bewegung und Verwunderung ſetzen können.

Die Schauſpiele der italiäniſchen Comödianten ſind nicht zu verwerfen, wenn ſie ſolche in italiäniſcher Sprache aufführen. Wenn ſie

aber französisch reden, so verlieren sie bey den Zuschauern allen Beyfall; weil, ausser der Frau des Herrn Lelius, kein einziger unter der ganzen Bande auch nur einigermassen gut französisch redet. Der Harlekin, den sie haben, kann keine andre Person als einen Mops, oder einen einfältigen Menschen vorstellen. Wenn also die Comödie einen guten Ausgang nehmen soll, so muß man ihm allemal diese Rolle geben. Deßfals kommen auch fast alle Schauspiele miteinander überein, und sind fast von einem Innhalte; als, Les Amants ignorans, Arlequin poli par l' Amour, Arlequin sauvoge, Timon Misanthrope, u. s. f. Aus dieser Ursache kann auch keine von den alten Comödien mit gutem Erfolg gespielet werden, weil die heutigen Harlekins von denen alten Harlekins oder Scaramutzen unendlich weit unterschieden sind, und nichts anders vorzubringen wissen, als was man in allen Schauspielen der Landstreicher antrift. Doch erhalten die Parodien, welche nach den neuen französischen Trauerspielen eingerichtet werden, dieses Theater noch in einigem Werthe. Denn einige von dieser Bande können die Geberden und Stimmen der französischen Schauspieler überaus glücklich und natürlich ausdrücken. Diese Parodien sind sehr artig, und haben mir ungemein gefallen. Allein die Verfasser derselben machen gar zu viel davon. Und daher sind sie so gemein und häuffig, daß die ganze Stadt, die Vorstädte, die öffentlichen Plätze und die

Schau-

Schaubühnen mit Parodien angefüllet sind. Einige können daher fast den Namen nicht mehr leiden, und ziehen gleich Runzeln an der Stirne, so bald man nur anfängt, von Parodien zu reden.

Die Untersuchung der französischen Schauspiele ist fast zu weitläuftig gerathen. Sie erwarten nunmehro auch ohne Zweifel, mein Herr, daß ich Ihnen von dem Zustande des Hofes Nachricht geben soll. Wenn ich an einen jungen Herrn, oder auch an einen Hofmann schriebe, so würde ich ihnen den ganzen Hof aufs genaueste abmahlen. Ich würde ihnen ein Bild von dem Könige, von der Königin, von den Prinzen vom Geblüthe, und von andern hohen Ministern entwerfen; und endlich würde ich auch von den Lustbarkeiten handeln, welche bey Hofe vorgenommen werden, die ich aber doch niemals gesehen habe. Ich würde dieses so weitläuftig, als es nur möglich wäre, ausführen, damit ich mich von dem Verdachte befreyen möchte, daß ich als ein Einsiedler in Frankreich gelebt, und dasjenige versäumt, was allein vermögend ist, andre dahin zu locken. Da ich aber diesen Brief an einen Freund, und was noch mehr ist, an einen Philosophen schreibe, so will ich frey bekennen, daß ich diesesmal weder Versailles noch Fontainebleau gesehen habe. Doch dieses vertraue ich Ihnen abermals allein. Wenn mich sonst jemand ersuchen sollte, ihm von dem Zustande des Hofes eine Nachricht zu

ertheilen, so würde ich ihm sagen, der König schiene mir sehr munter und lebhaft zu seyn, die Königin sey sehr gnädig und gottselig, der Herzog von Bourbon sey etwas schwärzlich und ernsthaft, und der Herzog von Orleans sey seinem Vater ähnlich. Wer wollte mich überzeugen, daß ich die Unwahrheit geredet hätte. Denn es verhält sich wirklich alles so, ich habe es aber nur von andern gehöret.

Wie ich den Winter in Paris zugebracht hatte, so mußte ich wieder auf die Rückreise bedacht seyn. Ehe ich dieselbe antrat, so war ich beynahe einen ganzen Monat so betrübt und niedergeschlagen, als wenn ich nach Indien hätte reisen sollen. Wenn ich die Beschwerlichkeiten, die ich nachher erfuhr, stückweise erzehlen wollte, so scheint es nicht der Mühe werth zu seyn, davon zu reden. Wenn sie aber alle zusammen genommen werden, so sind sie nicht so gar geringe. Wie ich bereits reisefertig stand, so kam eine Verordnung heraus, worinn bey harter Strafe verboten ward, daß kein Geld, es möchte französische oder andre Müntze seyn, aus dem Reiche sollte geführt werden; sondern es sollte alles in die königliche Schatzkammer mit Verlust des vierten Theiles geliefert werden. Hiedurch ward das Geld, welches ich zu meiner Reise nach Amsterdam bestimmt hatte, so sehr vermindert, daß ich nicht unbillig besorgte, ich möchte zu kurz kommen. Ich ward daher auch genöthiget, mit meiner Reise zu eilen, und

nahm

nahm mitten im Hornung einen Wagen, von Paris nach Artois. Ein Reisender, welcher nicht viel Geld hat, muß sich insonderheit auf Reisen für zwey Dinge in acht nehmen, nemlich für Capuciner und für Weibspersonen. Jene haben wegen ihres Standes, und diese wegen ihres Geschlechts die Freyheit, daß sie nichts bezahlen, sondern von den übrigen Reisegefährten frey gehalten werden. Wie ich auf dem Wagen stieg, so sahe ich, daß bereits einige artige Jungfern auf demselben sassen. Ich zitterte bey diesem Anblick, insonderheit da ich wahrnahm, daß zweene Capitaine gerade gegen über sassen, deren Blicke und Unterredungen mit dem Frauenzimmer mir droheten, daß ich abermals den vierten Theil von meinem Gelde einbüssen würde. Ich hatte bereits aus der Erfahrung gelernt, wie sehr diese Art von Göttinnen von den Kriegsleuten pflegt verehrt zu werden; und daher muthmaßte ich gleich, daß die Herren Capitaine nicht zugeben würden, daß diese edlen Creaturen mitbezahlten. Ich irrte auch in diesem Stücke nicht. Wenn sie zu Tische gerufen wurden, so stellten sie sich alsbald ein, wenn sie aber bezahlen sollten, so giengen sie entweder weg, oder sie schwiegen auch stille, und gaben dadurch zu erkennen, daß sie Frauenzimmer waren. Zwey Tage wurden diese Gesetze in unserer kleinen Republic beobachtet. Wie ich aber mit meinem Gelde Rechnung machte, so merkte ich, daß ich diese Societät würde ver-

lassen müssen, wenn die Regierungsart nicht anders eingerichtet würde. Ich offenbarte demnach dem einen Capitain meinen Zustand, und dieser brachte es dahin, daß man das alte Gesetz abschaffte, und an dessen statt ein neues einführte, daß ein jeder selbst bezahlen sollte, was er verzehrt hätte. Wie wir in einem Dorfe nicht weit von Peronne angekommen waren, so wollte ich einen Tisch ans Feuer setzen, wobey ich aber beynahe meine Finger abgebrochen hätte. Man hätte fast denken sollen, dieser Tisch sey eine Maschine, welche mit Fleiß zu dem Ende gemacht worden, daß man die Finger einbüssen sollte, sobald man nur daran rührte. Meine Finger wurden so stark gepreßt, als wenn man sie unter einen Ambos gelegt hätte, und ich konnte solche mit aller Macht nicht wieder herausziehen. Meine Reisegefährten suchten ein Beil, die Bretter von einander zu hauen, inzwischen aber mußte ich doch die heftigste Pein empfinden. Wie ich nicht lange darauf vom Wagen stieg, und einen Fußsteig gehen wollte, den mir der Fuhrmann zeigte, so verirrte ich mich von dem rechten Wege. Wie ich lange herumgeirret hatte, so traf ich endlich bey anbrechenden Abend einen Bauren an, welcher mich wieder auf den rechten Weg brachte. Damit ich aber auch wieder bey der Gesellschaft, die ich verlassen hatte, anlangen möchte, so war ich gezwungen, ein Pferd bis Bapaume zu nehmen. Man gab mir ein mageres

geres und ausgehungertes Pferd, welches schien, daß es keine Stunde mehr leben würde. Ich befand es aber so muthig und hurtig, daß ich alle Augenblicke besorgte, es möchte mich abwerfen, und ich möchte, ehe ich selbst etwas davon wüßte, aus einem ansehnlichen Reuter ein lahmer Fußgänger werden. Ich fühlte auch daher den starken Nordwind nicht, welcher damals aufgestiegen war, weil ich in vollem Schweiß auf meinen Hengst, und zwar aus Furcht saß, daß ich mit Schimpf und Schaden aus dem Ritterorden möchte gestossen werden. Endlich langte ich zu Bapaume an, wo ich meine Reisegefährten wieder antraf, und ihnen alle Verdrießlichkeiten erzehlte, die mir seit unsrer Trennung begegnet waren. Wie ich hierauf zu Amsterdam anlangte, so waren die Briefe, die ich aus meinem Vaterlande erwartete, noch nicht angekommen. Ich war von allem Gelde entblößt, und mußte mich deßfalls acht Tage sehr genau einschränken, bis mir ein alter Freund auf mein Anhalten einige Ducaten liehe. Nach vierzehn Tagen kam endlich ein Brief an, aber der Innhalt war nicht so beschaffen, wie ich mir denselben vorstellte. Der Brief war von einem guten Freunde geschrieben, welcher mir rieth, so viel nur immer möglich wäre, meine Rückreise zu beschleunigen, weil meine Feinde mir in meiner Abwesenheit allerhand Verdruß zu erwecken suchten. Dieses alles führe ich nur zu dem Ende an, daß

ich

ich zeigen möge, daß die Verdrießlichkeiten, welche mir begegnen, insgemein miteinander verbunden zu seyn und wie eine Kette aneinander zu hangen pflegen. Ich könnte solches durch unzählige Beyspiele beweisen, welche, ob sie gleich alle ihre Ursachen haben, dennoch nicht als blosse Zufälle anzusehen sind. Wenn man von Paris nach Brüssel reiset, so erwählt man insgemein den Weg, der durch Bergen in Hennegau gehet, weil man glaubt, daß dieses der nächste Weg sey, und daß man bey demselben viel ersparen könne. Allein man kann weit bequemer und mit weit geringern Kosten durch Ryssel reisen, auf welchem Wege man auch sehr viele andre Städte antrift, die alle sehenswürdig sind, als Bapaume, Arras, Douay, Ryssel, Cortryk, Menin, Gent, welche Oerter so nahe beyeinander liegen, daß man nur einige Stunden braucht, von einer Stadt zu der andern zu reisen. Und da ich allemal an der Verschiedenheit der Menschen und Städte ein grosses Vergnügen gefunden, so zog ich den Weg durch Ryssel allen andern vor, wo man alle Tage frische Pferde und neue Reisegefährten hat. Bald ist man mit Engländern, Spaniern und Deutschen, bald mit Kriegsbedienten, und bald mit Gelehrten in Gesellschaft. Zwey Tage hatte ich einen alten Mann zum Reisegefährten, welcher in Westindien einen Räuber von der Gattung, die man Flibustiers oder Boucaniers zu nennen

pflegt,

pflegt, abgegeben hatte. Von demſelben erfuhr ich alles, was dieſe Rauberbande betrift, überaus gründlich, und ich hörte vieles von ihm, was man ſonſt nicht findet, oder in gedruckten Büchern nicht ausführlich genug beſchrieben wird. Wie ich ihm meine Verwunderung entdeckte, daß er, als ein ſo frommer und redlicher Mann, wie er mir zu ſeyn ſchien, eine ſo gottloſe Lebensart hätte ergreiffen können; ſo antwortete er mir, daß er ſich als ein Knabe in dieſe ruchloſe Geſellſchafft begeben, da er noch keinen Unterſcheid unter dem Guten und Böſen hätte machen können. So bald er aber nur zu mehrern Jahren gekommen, ſo habe er dieſe ſchändliche Lebensart gleich fahren laſſen. Auf eben derſelben Reiſe traf ich um Mittagszeit noch einen andern Wagen an, und wir giengen alle ins Wirthshaus, um daſelbſt die Mittagsmahlzeit einzunehmen. Auf dieſem fremden Wagen waren zweene Deutſche, zweene Franzoſen, und ein Spanier. Die Deutſchen forderten alles, was nur in der Küche gebratenes und gekochtes anzutreffen war. Die Franzoſen lieſſen ſich blos einige Eyer bringen, und der Spanier trat ans Fenſter, und ſchien allein von der Luft zu leben. So druckte ein jeder das Naturel ſeiner Nation aus. Denn die Spanier ſind wie Geiſter, die weder eſſen noch trinken.

Ich hielte mich drey Wochen in Amſterdam auf, und lebte inzwiſchen in dieſer berühmten

Han-

Handelsstadt wie in einer Einöde. Denn da die Einwohner allein auf ihren Handel Acht geben, und die Gelehrsamkeit dorten gar nicht hochgeschätzt wird, so kann sich ein Gelehrter dorten kein besonderes Vergnügen versprechen. Doch besuchte ich den berühmten Johann Clerk zweymal, dessen Leibes- und Gemüthskräfte bey seinen hohen Alter annoch völlig ungeschwächt waren. Wir wurden einmal durch die Magd in dem Zimmer verschlossen, und ich gestehe es, daß mir diese Gefangenschaft überaus angenehm war. Denn währender Zeit, daß wir auf die Ankunft der Magd warteten, welche uns die Thüre wieder öfnen sollte, redeten wir von allerhand gelehrten Sachen. Der Name dieses grossen Mannes war selbst in der Gasse, worinn er wohnte, ganz unbekannt, worüber man sich billig ärgern sollte. Denn wenn man fragt, wo Jacob der Wechsler, Cornelius der Gärber, Ephraim der Jude, und Adrian der Schiffer, ja andre gemeine Leute, bis auf die Fischweiber wohnen, so weis ein jeder das Haus mit Fingern zu zeigen, wo sie sich aufhalten.

Wie endlich der Brief anlangte, nach dem ich mich so lange in Amsterdam gesehnt hatte, so reisete ich durch Ostfriesland nach Hamburg. Ich hörte sehr viel auf dieser Reise von der Unruhe, womit damals das Fürstenthum Ostfriesland, und insonderheit die Stadt Liere angefüllt war. Da ich aber bereits längstens aus der Erfahrung gelernet, daß das Gerücht gröf-

ser

ser zu seyn pflegt, als die Sache selbst, so setzte ich meine Reise ohne die geringste Furcht fort. Gegen Mittag langte ich zu Liere an, wo man nichts als lauter Anstalten zum Kriege sahe. Die Soldaten marschierten in geschlossenen Gliedern, und stellten sich in Schlachtordnung, die Stücken wurden auf den Markt gepflanzt, der gemeine Mann lief mit allerhand Gewehr in der Stadt herum. Die Bauren waren gepanzert, und hatten grosse Keulen, die mit Eisen beschlagen waren, nebst andern mörderischen Waffen in Händen. Ich hielt es für thöricht, mich lange in dieser unruhigen Stadt aufzuhalten; und miethete deßwegen unverzüglich einen Wagen, mit welchem ich, nachdem ich mich ein wenig erfrischet hatte, wieder aus der Stadt fuhr.

Damit man dieses desto besser verstehen möge, so will ich die Ursache des Streits hier zugleich beyfügen. Es wird Ihnen ohne Zweifel bekannt seyn, daß ein sehr gelehrter Geheimer Rath des Fürsten von Ostfriesland vor einigen Jahren eine ostfriesische Historie in zwey Theilen herausgegeben. In derselben zeigt der Verfasser, Herr Breneysen, daß die Gerechtsame des Fürsten gegen die kayserlichen Decreta von den Ständen geschwächt worden. Er geht zu dem Ende die kayserlichen Decreta aufs genaueste durch, und erkläret sie zum Vortheil seines Fürsten. Aus dieser Ursache wird er auch von den Ständen für den ersten Urhe-

ber dieses Krieges gehalten. Es hat bey vielen eine Verwunderung erweckt, daß dieses Buch von niemanden widerlegt worden. Einige sagen, daß ein gewisser gelehrter Holländer die Widerlegung übernommen, und den Ständen eine andre Geschichte, die der ostfriesischen Historie des Herrn Breneysens gerade entgegen wäre, angeboten hätte. Wie er aber wegen der Bezahlung mit den Ständen sich nicht vergleichen können, so hätte er seine Arbeit zurück gehalten. Es mag mit dieser Sache beschaffen seyn, wie es will, so ist bisher noch nichts dagegen ans Licht getreten. Ob solches von der Unwissenheit der Rechtsgelehrten in solchen Sachen, die Ostfriesland betreffen, oder von dem Mißtrauen, welches man in die Gerechtigkeit dieser Sache gesetzt, herrühre, solches kann ich nicht eigentlich sagen. Nachdem man einige Jahre miteinander gestritten, so kam es endlich so weit, daß der alte Rath zu Emden abgeschaft, und ein neuer Rath wieder zu Emden eingesetzt ward. Dieses war den Ostfriesen unerträglich. Sie schrien, nun sey es um ihre Freyheit geschehen, und griffen zu den Waffen.

Die Freunde und Anhänger der fürstlichen Parthey behaupteten, daß der Fürst keine andre Absicht habe, als daß die Gevollmächtigten der Stände von den öffentlichen Geldern Rechenschaft ablegen sollten. Dieses aber leugneten diejenigen, welche die Rechte der Stände vertheydigten, und sagten, es sey nur ein bloßer

Vor-

Vorwand, deſſen ſich Brenneyſen bediente, um die ſchon längſt von ihm beſchloſſene Veränderung im Lande durchzutreiben. Und damit ſie den gemeinen Mann deſto leichter in ihre Parthey ziehen möchten, ſo bildeten ſie ihm ein, es ſey um die reformirte Religion in Oſtfriesland geſchehen, wo man ſich nicht dieſen Neuerungen aufs äuſſerſte widerſetzte. In Emden nahm der Aufruhr zuerſt ſeinen Anfang, der hernach zu Liere fortgeſetzt ward, in welchem letztern Orte nicht ohne Blutvergieſſen geſtritten worden. Nach einiger Zeit ward einige Mannſchaft von dem Fürſten ausgeſandt, um einen Ort, der nicht weit von Liere lag, wegzunehmen. Dieſes wollten die Einwohner in Liere durchaus nicht dulden, und zogen deßwegen, nachdem ſie einige Bürger und Bauren zuſammen gebracht hatten, bewafnet aus der Stadt, um die Mannſchaft des Fürſten wieder daraus zu vertreiben. Und wie ſie eben marſchfertig ſtunden, dieſen Kreutzzug anzutreten, ſo langte ich in der Stadt an.

Wie ich mir einen Wagen gemiethet hatte, ſo trat ich gleich nach der Mittagsmahlzeit meine Reiſe an. Der ganze Weg war mit bewafneten Bauern beſetzt, welche den Wagen umringten, und ſich nicht wenig darüber wunderten, daß jemand ſo verwegen ſeyn könnte, mitten durch eine ſo fürchterliche Reihe bewafneter Kriegsleute zu reiſen. Jedoch, weil ich mit einem königlichen Reiſepaß verſehen war, ſo be-

sorgte ich keine Gefahr, und setzte meine Reise fort. Wie ich aber bey Natmora anlangte, wo beyde Armeen in Schlachtordnung stunden, so wollte es der Kutscher nicht wagen, weiter zu fahren, insonderheit, da er sahe, daß einige verwundete Bauren nach der Stadt zurück gebracht wurden; ob ich gleich nachher hörte, daß sie nicht von dem Feinde, sondern aus Unachtsamkeit von ihren eignen Leuten verwundet worden. Wie wir noch stille hielten, und nicht wußten, wozu wir uns entschliessen sollten, so zog sich die ganze Armee der Stände wieder in die Stadt zurücke. Man hätte denken sollen, daß sie die Flucht ergriffen hätten, wenn sie von einem Feinde wären verfolgt worden. Die Bürger und Bauren wandten vor, damit man nicht über sie spotten möchte, daß sie sich aus dieser Ursache zurückgezogen hätten, weil sie nicht mit Feldstücken, wie der Gegentheil, versehen wären. Es ist aber viel wahrscheinlicher, daß ihnen die Hitze vergangen war, da sie den Rausch ausgeschlafen hatten. Denn wie sie diesen Ausfall vornahmen, so waren sie ganz berauscht von Brantewein. Ich entschloß mich endlich auch, wieder umzukehren, und traf einen Capitain an, welcher Andri hieß. Dieser erkundigte sich bey mir nach meinem Namen; und wie ich ihm alles gesagt, woher ich käme, und wohin ich gedächte, so rieth er mir auch, wieder umzukehren. Dieser Andri war ein Sohn eines Bürgermeisters aus Emden, und

ein

ein sehr artiger Mann. Die Einwohner in Liere sahen ihn eben so an, wie die Römer den Junius Brutus, da sie für ihre Freyheit fochten. Wie ich wieder in die Stadt zurück gekommen war, so gerieth ich mit meinem Fuhrmann in Streit, welcher sich von seiner Bezahlung, die ich ihm für die ganze Reise versprochen hatte, nicht das geringste wollte abziehen lassen. Ich antwortete ihm, daß ich an unserm Contract nicht gebunden wäre, denn da der Wagen mir nicht die versprochene Dienste geleistet, so käme ihm gar nichts zu, und wenn die Sache zum Proceß ausschlagen sollte, so würde er gewiß verlieren. Aber es ist vergebens, sich in einer Stadt, wo kein Gesetz gilt, auf die Gesetze und die Gerechtigkeit zu beziehen, und es ist auch der Obrigkeit ohnmöglich, in einer aufrührischen Stadt ihrer Pflicht eine Gnüge zu leisten, wenn man auch die allergerechteste Sache hätte. Ich mußte also nicht nur den Fuhrmann entrichten, was er von mir forderte, sondern ich mußte auch den Wagenmeister doppelt bezahlen. Nachdem ich eine betrübte und schlaflose Nacht in dieser unruhigen Stadt gehabt hatte, so miethete ich an dem folgenden Tage eine Schoyte; doch durfte ich nicht eher an das Ufer kommen, bis das Kriegsheer wieder aus der Stadt gezogen war. Diese muthigen Streiter hatten nun zwey Feldstücke mitgenommen, und rüsteten sich zu einer neuen Unternehmung. Diese einzige Meile

kostete mir mehr, als beynahe der ganze Weg von Amsterdam nach Neucastel. Wie ich des Abends in einem Dorfe, welches Dederen hies, anlangte, so erhielt ich die Nachricht, daß das Vornehmen der lierischen Einwohner einen glücklichen Ausgang gewonnen, und daß die Soldaten des Fürsten von ihnen vertrieben worden. Ich setzte meinen Weg durch Oldenburg nach Bremen fort, woselbst ich mich drey Tage aufhalten mußte. Währender Zeit besuchte ich einige Professores bey dem dortigen Gymnasio, und nebst andern auch den Doctor Hasäus, welcher ein sehr belesener Mann war. Er zeigte mir seinen Büchervorrath, welcher ohnstreitig der schönste und ansehnlichste in der ganzen Stadt war, und zwar sowol in Absicht auf die Anzahl der Bücher, als auch, weil die Schrifften alle auserlesen waren. Die Bibliother des Gymnasii ist sehr zahlreich, aber alle Bücher sind meistentheils in Folio. Die Einwohner in Bremen können füglich in Gelehrte und Bürger eingetheilt werden. Es sind so viele Doctores in Bremen, daß man aus diesem Orden allein zu Kriegszeiten ein ziemliches Kriegsheer ins Feld stellen könnte. Denn wo man sich nur hinwendet, da siehet man einen Doctor. Wenn man also keinen Unterscheid macht unter doctus und Doctor, unter gelehrt seyn, und den Namen eines Gelehrten führen, so verdient Bremen mit allem Rechte, die gelehrteste Stadt

in

in der ganzen Welt genannt zu werden. In Hamburg besuchte ich einige Gelehrte, den berühmten Fabricius, Johann Hübner, und andre. Endlich langte ich glücklich und gesund wieder in Kopenhagen an.

Wie ich von dieser fünften ausländischen Reise wieder zu Hause gekommen war, so nahm ich mir vor, die poetische Schrifft völlig zu Stande zu bringen, woran ich bereits vor meiner Abreise zu arbeiten angefangen, und ihr den Namen Metamorphosis beygelegt hatte. Es wird darinn eine Societät von Thieren, Bäumen und Pflanzen vorgestellt, welche von verschiedenen Waldgöttern und Göttinnen, als dem Pan, Sylvanus, Flora, Bubona, Pomona und andern regiert werden. Und wie die Menschen bey dem Ovidius in Thiere und Bäume verwandelt werden, so werden hier Thiere und Bäume in Menschen verwandelt. Z. B. Eine grosse hohe Eiche wird in einen Menschen verwandelt, von demselben stammen die grossen und vortreflichen Leute her, welche ihrem Stamme gleichen, und nicht wie andre Bäume Früchte tragen, sondern allein Blätter hervor bringen, unter deren Schatten die armen Zuflucht suchen, und leben müssen. Eine Aelster wird in einen Balbier verwandelt, und daher rührt es, daß diese Leute so gerne plaudern. Aus einem Ziegenbock wird ein Philosoph; daher sind die Weltweisen streitbar, und die alten Philosophen bärtig. Eine Sonnen-

blume wird in eine Hofdame verwandelt. Diese Blumen wenden sich allezeit gegen die Sonne, und verwelken, ehe man es sich versiehet. Und auf eben dieselbe Art müssen sich auch die Hofdamen stets nach dem Willen ihrer Herrschafft richten, und wenn sie am schönsten blühen, so verdorren sie.

Ich habe mich äusserst bemühet, die Schreibart des Ovidius nachzuahmen, so weit es meiner ungeübten Feder möglich gewesen. So selten es aber den Mahlern glückt, die Vollkommenheit des Originals in ihren Copeyen in allen Stücken auszudrücken; so ist es mir auch in diesem Stücke ergangen. Denn in meinem Gedichte fehlt der Geist des Ovidius, und der Reichthum nebst der Zierlichkeit der lateinischen Sprache. Bey Vornehmen und Gelehrten fand diese poetische Schrifft grossen Beyfall, wegen der artigen Erfindung, wegen der reinen und verständlichen Poesie, und endlich wegen der Einrichtung des ganzen Werks, welches eine stetswährende Kette von Fabeln ist, die immer aneinander hangen. Aber von dem gemeinen Manne, welcher blos auf die Satyre sieht, und nur allein diejenigen Dinge, die ihm in die Augen fallen, zu beurtheilen fähig ist, ward es nach verschiednen Absichten auch verschiedentlich aufgenommen. Gleich darauf kam ein abgeschmacktes und pöbelhafftes Gedicht gegen mich zum Vorschein, welches mit lauter groben Ausdrücken angefüllet war. Viele

ſuchten mich zu überreden, daß ich mich dagegen vertheidigen ſollte; aber je gröber und unverſchämter ſich der Verfaſſer in ſeinem Gedichte ausgedrückt, deſto weniger ſchätzte ich ihn einer Antwort würdig. Unter den Stücken, worüber er ſich beſchwerte, war dieſes das vornehmſte, daß die Leute nachläßig und zu ihren Aemtern untüchtig werden würden, wenn ſie hörten, daß ſie ihren Urſprung Thieren und Bäumen zu danken hätten; gerade, als wenn ein Ehebrecher, den ich von einem Gugguck herkommen laſſen, dadurch weniger unzüchtig, oder ein Balbier nicht ſo ſchwatzhaft, oder ein Scholaſtiker ſanftmüthiger werden würde. Ich ließ mich durch die andern groben Beſchuldigungen ſo wenig aufbringen, daß ich auch den Buchdrucker, welcher mich doch öfters ſchon gereitzt hatte, deßfalls nicht einmal zu rede ſetzte, obgleich die Obrigkeit ſelbſt mir die Mittel dazu an die Hand gab, und auch viele mich antrieben, mich zu rächen, damit die Bosheit dieſes Feindes nicht geſtärket werden möchte. Aber die Zänkereyen ſind mir ſo ſehr zuwider, daß ich lieber alles erdulden, als einen Proceß führen will.

In der Vorrede, welche ich dieſer poetiſchen Schrifft vorſetzte, gab ich zu erkennen, daß ich mich ernſtlich beſtrebte, mit dem menſchlichen Geſchlechte Friede zu halten, und daß ich inskünftige keine Satyren mehr ſchreiben würde. Einige glaubten, daß dieſe Friedensvorſchläge

aus einem bösen Gewissen herrührten, und daß ich meine vorigen Bemühungen bereuete. Aber hierinn irrten sie sich sehr. Es erweckte mir zwar einigen Verdruß, daß ich mich so viele Jahre, ohne den geringsten Nutzen, mit dieser Arbeit geplagt hatte; aber die Arbeit selbst habe ich niemals bereuet, welche, meinem Urtheile nach, dem Leben und übrigen Bemühungen eines wahren Philosophen zu keiner Schande gereichet. Die Ursache und den Endzweck, warum ich diese gefährliche Schreibart so lange fortgesetzt, zeigen die Schutzschrifften an, welche ich meinen poetischen Arbeiten beygefügt habe. Sollten sich aber dennoch einige hierdurch nicht wollen besänftigen lassen, sondern beständig fortfahren, einen Verdacht auf mich zu werffen, und widrige Gerüchte von mir auszustreuen, so ersuche ich dieselben, daß sie ihre Tadelsucht auch auf diejenigen gelehrten und rechtschaffenen Männer ausbreiten mögen, auf deren Antrieb und Gutbefinden ich meine poetischen Schrifften, Satyren und Schauspiele herausgegeben. Habe ich denn geirret, so haben in diesem Falle auch alle diejenigen vernünftigen Männer geirret, welche mich theils zum schreiben aufgemuntert, theils meine Schrifften gebilliget haben. Und dieses ist hinlänglich, alle Beschuldigungen auf einmal von mir abzulehnen. Wenn ich nur blos diejenigen nennen wollte, deren Rath ich jederzeit gefolgt bin, und deren Urtheil ich meine Schrifften allemal unterworffen

sen habe, ehe sie gedruckt worden, so würde gewiß alles Mißtrauen, welches man gegen mich hegt, auf einmal wegfallen. Es haben mich aber doch endlich die Schandschrifften, welche beständig in der Stadt von einigen ungenannten Verfassern ausgestreuet wurden, ganz von diesen Bemühungen abgeschreckt, weil einige aus Unwissenheit, und weil ihnen meine Gemüthsneigung nicht hinlänglich bekannt war, einige aber aus Bosheit für den Verfasser solcher unwürdigen Blätter ausgaben. Aber ich versichere heilig und aufs zuverläßigste, daß ich nichts in dieser Schreibart jemals herausgegeben habe, als was unter dem Namen Hans Mikkelsen ans Licht getreten ist.

Hier würde ich diesen Brief schliessen, wenn ich nicht noch zum Beschlusse etwas von meinen Neigungen und Sitten hinzufügen müßte. Denn da keiner von den öffentlichen Lehrern bey der Academie jemals so vielen Urtheilen als ich unterworffen gewesen, so hoffe ich, es werde Ihnen, mein Herr, nicht unangenehm seyn, wenn ich mein Bild mit eben der Aufrichtigkeit abmahle, mit welcher ich das Bild von so vielen andern Menschen der Nachwelt übergeben habe.

Ich habe von meiner ersten Jugend an wahrgenommen, daß meiner Gesundheit nichts so schädlich sey, als eine unordentliche und ausschweiffende Lebensart. Aus dieser Ursache habe ich jederzeit sehr eingezogen und enthaltsam

gelebt, daß man mich auch bereits in meinen erſten Jahren für einen Jüngling dem Alter nach, aber für einen Greiß wegen meiner Lebensart gehalten. Ich ward daher auch öfters von einigen getadelt, welche glaubten, daß ein ſo ſtrenges und enthaltſames Leben meinen Jahren nicht gemäß ſey. Welche Erinnerungen mir um ſo viel verdrießlicher waren, je mehr ich zu derſelben Zeit noch zum Zorne geneigt war. Nichts deſtoweniger blieb ich doch bey meiner alten Lebensart, und veränderte ſolche nicht nach dem Gutachten meiner Freunde. Mit den Jahren nahm auch meine Enthaltſamkeit zu. In meiner Jugend pflegte ich noch Wein zu trinken, wenn ich ihn mit Waſſer vermiſcht hatte. Nun aber ſcheue ich denſelben ärger als Gifft. Vor einigen Jahren trieb ich meine Enthaltſamkeit ſo weit, daß ich auch nicht einmal mit meiner gewöhnlichen Lebensart zufrieden war, ſondern ich ließ alles, was ich eſſen und trinken wollte, nach dem Gewichte abmeſſen, und folgte hierinn dem Beyſpiel derjenigen, welche ſich bey dieſer mathematiſchen Lebensart ſehr wohl befunden haben. Aber meine Freunde hielten dieſes für eine groſſe Thorheit, und fingen deßfalls an, mit mir zu ſtreiten, ja ſie prophezeyten, daß ich bald ſterben würde, wenn ich dieſes eine Zeitlang fortſetzen wollte. Sie führten mir zu Gemüthe, daß nichts thörichters könnte erdacht werden, als ſich bey blühenden Jahren allem menſchlichen Umgange zu entzie-

hen;

hen; und wenn man nicht in der Gesellschaft mit andern speisen wollte, so sey es eben so gut, als wenn man die Welt bereits verlassen, oder sich selbst landflüchtig gemacht hätte. Ich antwortete ihnen zwar, daß der Umgang nicht im Fressen und in der Völlerey bestehe. Aber hierdurch richtete ich nichts aus. Andre, welche noch nachdrücklicher philosophirten, plagten mich mit einigen Sprüchen aus der Schrifft, und bemüheten sich, daraus zu zeigen, daß man, wenn man sich Speise und Trank abmessen liesse, dadurch der Vorsehung GOttes zu nahe trete; ja ihr Eifer gieng so weit, daß sie mir einbilden wollten, es fehle nicht an Beyspielen solcher Leute, welche sich durch diese Lebensart den Zorn und die Ungnade GOttes zugezogen hätten. Auch diesen suchte ich ihren Irrthum durch diese Antwort zu benehmen, daß mir dergleichen Exempel gar nicht bekannt wären, und wenn man ja einige erzehlte, so würden solche doch eben so wenigen Glauben, als andre Fabeln und Mährlein, verdienen. Ich wüßte wohl, daß man dem Johannes Chrysostomus bey einer Kirchenversammlung dieses vorgeworffen habe; wie wichtig aber diese Beschuldigung gewesen, solches könne man aus den andern Vorwürffen, die man ihm gleichfalls gemacht, zur Gnüge abnehmen, da man an ihm getadelt, daß er sich allein badete, u. s. w. Ueberhaupt hielte ich dafür, daß ein jeder Mensch insonderheit darnach streben müsse, daß in einem gesun-

den

den Cörper eine gesunde Seele wohne. Und da man verbunden sey, für die Seele Sorge zu tragen, so müsse man auch die Sorge für den Leib nicht aus den Augen setzen, weil die Seele sich darauf gründe und ruhe. Diese Vorstellungen setzte ich den Anfällen meiner Freunde entgegen, welche mich täglich mit neuen Ermahnungen angriffen. Da ich aber weder Frieden noch Stillstand erlangen konnte, so ließ ich mein Vorhaben endlich fahren, damit ich nicht ewig mit meinen Freunden streiten und immer einerley hören möchte.

Die Schwachheit, womit ich geplagt bin, ist erblich. Denn die Erfahrung zeigt, daß die Krankheiten eben so wie andere Dinge können fortgepflanzt werden. Doch brauche ich keine Arzneyen, weil mir die Ursache meiner Krankheit unbekannt ist. Bisweilen überfällt mich eine so grosse Mattigkeit, daß ich fast nicht gehen kann, sondern nur von einer Stelle zur andern kriechen muß. Zu einer andern Zeit aber kann ich so hurtig und schnell, als nur irgend ein anderer gehen. Bald nimmt die Krankheit den Kopf, bald die Füsse, und bald den Magen ein, und alsdenn empfinde ich bald Kälte, bald Hitze in den Gedärmen, bald bemerke ich gar zu viele Säure im Magen, und zu einer andern Zeit empfinde ich gar nichts davon. Ich war einmal beynahe zwey Jahr so hefftig mit Kopfschmerzen geplagt, daß ich mich alles nachsinnens und studirens enthalten mußte; und währender

render Zeit nichts anders, als historische Bücher und Auszüge von Büchern und Schrifften lesen konnte. Aber nach dieser Zeit, und wie sich die Krankheit nach einem andern Orte gezogen hatte, so fand ich mein gröſtes Vergnügen an philosophischen Betrachtungen und an der Dichtkunst, und damals schrieb ich auch die Gedichte, die Satyren, und die Schauspiele, von denen ich oben bereits Nachricht gegeben habe. Ich bin deßfalls mein eigner Arzt, und nehme von niemanden einen Rath an. Denn ich glaube nicht, daß die Aerzte im Stande sind, eine so unbeständige und wandelbare Krankheit zu heben. Daher ist mein Sinn auch eben so unbeständig, und deßfalls bin ich mir selbst öfters nicht ähnlich. Ich muß alle Mühe anwenden, daß die Unbeständigkeit, welche in meinem Gemüthe herrscht, nicht ausbrechen möge. Freude, Betrübniß, Furcht, Muth, Mattigkeit, Hurtigkeit, Hitze und Kaltsinnigkeit sind diejenigen Leidenschafften, welche wechselsweise bey mir die Herrschafft haben, und dieses richtet sich nach dem Orte des Leibes, den die bösen und scharffen Feuchtigkeiten bald hier bald dort einnehmen. Wenn sie sich in der Gegend des Herzens aufhalten, so entdecke ich allenthalben Fehler, und habe eine überaus grosse Lust, dieselben zu verbessern, ja ich lehne mich gegen die ganze Welt auf. Aber gleich darauf, wenn die Feuchtigkeiten sich an einen andern Orte ziehen, so ist niemand sanftmüthiger und verträglicher,

als ich. So oft mich also der Trieb zu reformiren überfällt, so halte ich es am rathsamsten, mich selbst zu reformiren, denn ich habe erfahren, daß sich dieser Eifer durch einige abführende Pillen heben läßt. So bald dieser Zufall gehoben worden, so sehe ich die Menschen wieder mit andern Augen an, und die Welt scheint mir alsdenn wieder besser, als vorher.

Andre sind mit einem Magen geplagt, welcher nicht alle Speisen annimmt; ich aber bin mit einem Gemüthe geplagt, welches fast vor allen Dingen einen Eckel hat, und unter hundert Menschen kann ich kaum einen finden, dessen Aufführung mir gefällt. Dieser erweckt mir durch sein Geschwätz und jener durch seine Geberden Verdruß. Deßwegen verlasse ich auch die meisten Gesellschafften mit Widerwillen, und suche mein Vergnügen in der Einsamkeit. Und da mich nichts so sehr vergnügt, als die Kürze, so ist mir auch im Gegentheil nichts mehr zuwider, als wenn einige nicht vier Worte reden können, wo sie nicht sechszehn Zwischensätze einschalten, und ihre Erzehlung mit so vielen Nebendingen anfüllen, daß man das Ende davon nicht absehen kann. Deßwegen gefällt mir unter allen meinen Lustspielen Gerhard Westphaler, oder der schwatzhafte Balbier, am allerbesten, weil darinn diejenigen lächerlich gemacht werden, welche mir öfters durch ihre weitläuftigen und ungereimten Erzehlungen den äussersten Verdruß verursachet haben. Weil ich

mit

mit solchen Leuten nicht gerne umgehe, so bin ich deßfalls von einigen getadelt worden, die keinen Unterscheid unter dem Eckel und Haß zu machen wissen. Man kann einen Menschen fliehen, aber man darf ihn eben nicht zugleich hassen.

Einige urtheilen gleichfalls, daß ich in meinen Satyren gar zu bitter gewesen, und daß die gehörigen Gränzen von mir überschritten worden. Ich gestehe es, daß meine Satyren mit Bitterkeit angefüllet sind, aber ich schärfe meine Feder allein gegen die Laster und nicht gegen die Menschen. Ich sehe sehr wohl ein, daß den wenigsten diese Schreibart gefällt, und daß ein Lobgedichte sich weit leichter aufsetzen lasse, und weit besser aufgenommen werde, als eine Stachelschrifft. Die Herolde der Tugenden und grossen Eigenschaften werden mit Ehre und Gütern überhäuft; aber die Satyrenschreiber sieht man als Aufrührer an; da doch diese wieder aufbauen, was jene niederreissen, da diese Pflaster auf die Wunden legen, jene aber die Wunden wieder aufreissen. Diese sind insgemein verhaßt, weil sie wie die Aerzte bittre, aber doch gesunde Tränke den Kranken darreichen. Jene sind beliebt und angenehm, weil sie den Kranken heucheln, und ihnen süsse, aber tödtliche Tränke geben. Diese hält man für böse und schädlich, jene sind es wirklich. Diese scheinen Feinde des menschlichen Geschlechts zu seyn, da sie doch Freunde desselben sind. Diese hält man

für

für Freunde, da ſie ſich doch als Todfeinde der Menſchen beweiſen. Viele haben ſich darüber gewundert, daß ich eben dieſe Schreibart erwählt, wovon ich doch nichts anders vermuthen können, als daß ich mir Neid und Mißgunſt zuziehen, und andre gegen mich aufbringen würde. Aber mich dünkt, es iſt beſſer, etwas anzufangen, wenn es auch gleich mit Schaden verbunden iſt, als ganz ſtille zu ſitzen; und es iſt rühmlicher, zwiſchen Klippen und Felſen zu ſegeln, als nachläßig und faul im Hafen ſtill zu liegen. Und überdem iſt es ſehr ſchwer, die Luſt zu dämpfen, wozu man von Natur geneigt iſt, und den Kräften des Geiſtes und Gemüths einen Zügel anzulegen, daß ſie ſich nicht äuſſern mögen. Inſonderheit, wenn es nicht an Freunden fehlt, die uns zu einer ſolchen Arbeit aufmuntern, wodurch der Name bekannt, das Andenken ehrwürdig und das Leben ſelbſt nach dem Tode verlängert werden kann. Hiedurch wird das Gemüth immer mehr angereitzt, und es iſt faſt ohnmöglich, dieſem Triebe, wenn er einmal überhand genommen, wieder Schranken zu ſetzen.

In meinen Schrifften iſt überhaupt mehr Scherz als Bitterkeit anzutreffen; und die Fehler der Menſchen werden nicht ſowol getadelt, als gebeſſert. Indeſſen läugne ich nicht, daß nicht noch verſchiedenes darinn konnte verbeſſert werden. Ob ich gleich niemanden ohne Urſache den Krieg angekündiget habe, ſo bin

ich

ich doch gar zu hitzig im Angriffe gewesen. Ich habe auch den Streit mit denen, von welchen ich gereitzt worden, gar zu lange und eifrig fortgesetzt. Ich erkenne meinen Fehler, und mißbillige selbst meine gar zu grosse Hitze. So wenig man es einem Sprachlehrer vergeben kann, wenn er schlecht redet, und so schlecht man billig von demjenigen urtheilet, der sich für einen Sänger ausgiebt, und dennoch schlecht singt, weil beyde eben in der Wissenschaft fehlen, in welcher sie Meister seyn wollen: Eben so wenig und noch viel weniger ist es einem Weltweisen zu verzeihen, wenn er Fehler in seinem Leben begehet, weil er sich eben in den Stücken versieht, in welchen er andre unterrichten will. Gewiß, dadurch werden die Laster nicht aufgehoben und vertilget, sondern vielmehr noch tiefer eingeprägt und befestiget. Aber wie leicht läßt man nicht den Zügel fahren, wenn man erhitzt und aufgebracht ist, und wie leicht begeht man denn selbst nicht die Fehler, welche man an andern getadelt hat. Ich wünschte, daß meine poetische Schrifften blos allein aus dieser Ursache wieder von neuem möchten aufgelegt werden, damit ich einige bittre Stellen auslöschen könnte, welche ich, ob man sie mir gleich abgezwungen, dennoch als Flecken und Fehler in meinen Gedichten ansehe. Es ist thöricht, wenn einige den Zorn vertheidigen, und denselben gleichsam als einen Wetzstein des Muths und der Tapferkeit an-

sehen: Eben so abgeschmackt ist es, wenn einige nur diejenigen für rechte Redner und ehrliche Männer halten, welche in Eifer und Wuth gerathen können. Vernünftige aber halten denjenigen für keinen Mann, der nicht im Stande ist, seinen Zorn zu dämpfen. Dieses sind meine natürlichen Fehler, welche ich zwar öfters bestritten habe, aber bisher noch nicht völlig unterdrücken können. Es wird sehr viele Mühe dazu erfordert, eingewurzelte Laster auszurotten. Ein Augenarzt muß weit mehr Mühe bey denen anwenden, welche schon lange Schaden an den Augen gehabt haben, als bey andern, denen die Augen nur seit einiger Zeit etwas geschwollen sind.

Da es unanständig ist, sich selbst zu rühmen, so überlasse ich andern, von meinen guten Eigenschaften zu reden, wenn sie ja einige bey mir wahrnehmen sollten. Die Fehler, zu denen ich geneigt bin, sind bekannt. Doch haben auch die Tugenden bisweilen den Schein und das Ansehen der Laster. Einige halten meine Aufführung für unanständig, weil ich mich nett und sauber kleide, und mich vielleicht öfterer in den Gesellschaften des Frauenzimmers finden lasse, als einem Philosophen anstehet. Andre glauben, es sey einem Manne von meinem Stande nachtheilig, Comödien zu schreiben, und die Schauspieler zu vertheydigen. Einige sehen mich für wohllüstig an, und doch flieht niemand die Wohllust und ein unordentliches Leben so

sehr,

sehr, als ich. Ich spotte über die Philosophen, und doch philosophire ich selbst. Ich rede von der Eitelkeit der Wissenschaften, und dennoch bemühe ich mich, dieselben zu fassen. Ein unschuldiges Vergnügen vertheidige ich offenbar, und dennoch lebe ich selbst sehr strenge und eingezogen. Ehedem gieng ich fleißig in die öffentlichen Wirthshäuser, aber ich habe niemals daselbst weder gegessen noch getrunken. Ich befand mich täglich in einer Gesellschaft, wo gespielt ward, ich habe aber niemals mit gespielt. Im Scherz verhehle ich bisweilen die Wahrheit, in ernsthaften Sachen aber niemals. In Kleinigkeiten und gleichgültigen Dingen bin ich verschwiegen, in wichtigern Sachen aber offenherzig. In meinen Schrifften bin ich bitter und streitbar, im Umgange aber so verträglich und sanftmüthig, daß ich auch oft wider den Willen meiner Freunde und mit meinem eignen Schaden mein Recht fahren lassen.

Bey einer solchen Lebensart hat es wol nicht anders seyn können, als daß diejenigen, welche einen Philosophen allein nach dem äusserlichen beurtheilen, sehr schlechte Gedanken von meiner Person fassen müssen. Ich habe mir auch keine Mühe gegeben, diese unbilligen Richter auf bessere Gedanken zu bringen. Es ist einem wahren Philosophen Ehre genug, wenn er ein reines Gewissen hat, und von den Lastern frey ist, die man ihm aufbürden will. Ich weis wohl, daß der Schein öfters nützlicher,

als das Weſen ſelbſt iſt. Allein, was andre einem Philoſophen höchſtunanſtändig halten, das ſehe ich als die ſchönſte Zierde in ſeinem Leben an. Denn derjenige ſcheint es gewiß ſehr weit gebracht zu haben, der die Wolluſt nicht ſo ſehr ſcheuet, als ihr vielmehr entgegen geht, ſie angreift, und endlich überwindet.

Dieſes mag von meiner Lebensart und von meinen Neigungen genug ſeyn. Es iſt nichts mehr übrig, als daß ich von meiner Religion noch etwas hinzufüge. Viele ſtehen in den Gedanken, weil ich den Lucian in meinen Schrifften nachgeahmt, ſo ſey ich auch eben ſo wenig ein Freund der Religion, als derſelbe geweſen. Dieſes Schickſal habe ich mit allen den berühmten Männern gemein, welche nicht gleich alles ohne Unterſuchung glauben wollen. Aber eben denſelben Philoſophen, den ich in Beſtreitung des Aberglaubens nachfolge, verabſcheue ich aufs äuſſerſte, wenn er mit der Religion ſcherzt, und dieſelbe angreiſt. Ich weiche zwar bisweilen von den allgemeinen Meynungen ab, aber die Vorwürfe, welche man mir aus meinen Schrifften machen kann, ſind ſo geringe, und von ſo wenigem Gewichte, daß dadurch zwar allerhand Urtheile, niemals aber ein rechter Streit wider mich erregt worden. Daß ein GOtt ſey, daran habe ich niemals gezweifelt. Derjenige müßte gewiß ein Stein und Klotz ſeyn, der nach des Poetens Ausſpruch ſieht:

Coe-

Coelum niteſcere, arbores frondeſcere,
Segetes largiri fruges, florere omnia,
Fontes ſcatere, herbas prata conueſtirier;

und dennoch leugnen wollte, daß einer ſeyn müſſe, der dieſes alles regiere und den Menſchen ſo viel Gutes verleihe. Indeſſen geſtehe ich doch aufrichtig, daß durch das Leſen gewiſſer verbotenen Bücher vor einigen Jahren verſchiedene Zweifel gegen die Offenbarung in mir erregt worden. Da ich ſahe, daß die Menſchen von den unvernünftigen Thieren am allermeiſten dadurch unterſchieden werden, daß ſie die Freyheit haben, ſich ihrer Vernunft zu bedienen, ſo glaubte ich, daß es die Pflicht eines Menſchen ſey, das zu unterſuchen, was er von ſeinen Vorfahren gehört hat; ich glaubte auch, daß es erlaubt ſey, in den verbotenen Büchern zu leſen, und an allen Dingen zu zweifeln. Aus dieſer Urſache habe ich alle verbotene Bücher, die ich nur auftreiben können, geleſen; und ich geſtehe, daß mir ſolche viele Zweifel erregt haben. Ich ward noch ungewiſſer, da ich einige neuere Schrifften las, worinn die Verfaſſer jüdiſche Sätze vorgetragen, und faſt in einem jeden Spruche ein Bild und Gegenbild anzutreffen glaubten. Die größte Unruhe aber verurſachten mir einige päpſtiſche Scribenten, welche das Anſehen der Offenbarung ſchwächen, damit ſie die Macht der Kirche deſto beſſer behaupten können. Denn was die Feinde des Glaubens offenbar thun, das bewerkſtelligen die Papiſten durch verborgene Kunſtgriffe.

Dieſe Schrifften, welche ich ſehr fleißig las, brachten mich würcklich auf einen Irrweg, von welchen ich aber doch nach einigen Jahren wieder befreyet ward. Ich habe ſolches der Abhandlung des Abadie von der Wahrheit der chriſtlichen Religion hauptſächlich zu danken, welches unvergleichliche Buch die Wahrheit der heiligen Schrift überaus herrlich erweiſet, und den Unglauben durch die ſtärkſten Waffen beſtreitet. Grotius, Huetius und andre Vertheidiger der Wahrheit der chriſtlichen Religion, leiſteten mir auch in dieſem Falle die vortreflichſten Dienſte. Es blieben mir zwar noch einige Zweifel übrig, welche das Studium phyſicae coeleſtis in mir rege machte, woran ich jederzeit einen ſehr groſſen Gefallen gehabt. Die Vortices Carteſiani, und die Vielheit der Welten ſchienen mir auch mit der Nachricht zu ſtreiten, welche Moſes von der Schöpfung ertheilet. Aber einige vernünftige Ausleger, von welchen die Bücher Moſis erkläret worden, haben mir auch dieſe Zweifel benommen, da ſie die Sätze der heutigen Weltweiſen mit der moſaiſchen Nachricht von der Schöpfung überaus glücklich und vernünftig vereinigen,

Weil ich ſo oft krank und nicht wohl aufgeräumt bin, ſo finde ich eine groſſe Erleichterung, wenn ich ſtudire, auch die betrübteſten Schickſaale werden bey mir durch das ſtudiren ungemein gelindert. Wenn mich deßwegen Sorgen und Bekümmerniſſe überfallen, ſo nehme

ich

ich zu den Studien, als zu einem gewiſſen Mittel gegen den Schmerz, meine Zuflucht. Ich lege mich auf verſchiedene Arten der Wiſſenſchafften, ich verlaſſe mich aber auf keine inſonderheit; ich leſe ausgeſuchte Bücher, worinn bald dieſe bald jene Wiſſenſchaft abgehandelt wird; aber mediciniſche und mathematiſche Bücher leſe ich niemals, weil ich ſie nicht verſtehe. Ehedem wandte ich allen Fleiß einzig und allein auf die Geſchichte und Sittenlehre. Ferner machte ich mich mit den alten Geſetzen bekannt; hierauf folgte die Dichtkunſt, und endlich erneuerte ich die erſten Bemühungen wieder, und beſchäftigte mich am liebſten mit den Geſchichte, und mit der Moral. Ich hätte es vielleicht in den Wiſſenſchaften weiter bringen können, wenn nicht die beſtändige Krankheit meinen natürlichen Trieb zum ſtudiren ſo oft unterbrochen hätte. Vielleicht wäre auch mein Namen auswärts berühmter geworden, wenn ich nicht meine Schrifften in däniſcher Sprache abgefaßt hätte, welche ſo ſehr eingeſchränkt iſt, daß man faſt in Dännemark ſelbſt ſchon jemand ſuchen muß, der dieſelbe verſtehet. Aber es iſt mir Ehre genug, daß ich mich einigermaſſen von dem Vorwurffe der Nachläßigkeit befreyet; daß ich mir allein bey meinen Landsleuten ein Andenken geſtifftet; daß ich mich um meine Mutterſprache wohl verdient gemacht, und daß ich Ihrem Befehl, mein Herr, welcher mich zum ſchreiben aufgemuntert, gehorſam geweſen. Und

da das Alter mir annoch keinen Stillſtand auflegt, ſo werden Sie mich, wenn ich noch einige Zeit lebe, allemal gleich willig und munter finden, Ihr Verlangen zu erfüllen. Denn durch das Vergnügen, welches Sie bey dem Leſen bezeugen, wird meine Begierde zu ſchreiben immer ſtärker. Meine Arbeit iſt mir reichlich genug bezahlt, wenn meine Bücher nur bey Ihnen Beyfall finden, und wenn Sie es für der däniſchen Nation rühmlich halten, daß man nunmehr nicht nöthig hat, aus fremden Schrifften Tugend und Anſtändigkeit zu lernen. Die widrigen Urtheile, welche andre von meinen Arbeiten fällen, werden mich von meinem Vorhaben nicht abſchrecken. Ich bin derſelben bereits ſo gewohnt, daß ich, wie jener bey dem Euripides, ſagen kann:

Si mihi nunc triſtis primum illuxiſſet dies,
Nec tam aerumnoſo nauigaſſem ſalo,
Eſſet dolendi cauſſa ut injecto equulei
Freno repente tactu exagitantur nouo.

Aber ich bin durch die häufigen Verläumdungen bereits ganz abgehärtet, und wenn ich nur des Beyfalls eines ſo groſſen Mannes verſichert bin, ſo werde ich nicht nur alle Urtheile gerne erdulden, ſondern auch ſolche durch andre Arbeiten aufs neue verdienen. Die Scherzgedichte aber will ich andern überlaſſen, deren Alter dazu bequemer iſt, indem der vorige Geiſt, und die ehemalige Lebhaftigkeit, welche dazu erfordert werden, mich bereits verlaſſen haben. Ich bin ꝛc.

Copenhagen, den 31. des Chriſtmonats 1727.

Der

Der zweyte Brief.

Mein Herr,

Obgleich bereits acht Jahre verflossen sind, seitdem wir keine Briefe mit einander gewechselt haben; so kann ich dennoch aus dem mir vor kurzer Zeit eingehändigten Schreiben abnehmen, daß die vorige Freundschaft in einer so langen Zeit noch nicht erloschen sey, und Sie mir annoch ein geneigtes Andenken gönnen. Sie verlangen von mir, daß ich meine Lebensgeschichte weiter fortsetzen, und ihnen zugleich Nachricht von meinen Schrifften ertheilen soll, die ich seit der Zeit, da ich meinen ersten Brief an Sie geschrieben, ans Licht treten lassen. Ich schätze es billig für eine Pflicht, diesem Befehl ohne Verzug nachzukom-

men. Wie ich aufhörte, satyrische Schrifften herauszugeben, womit ich mich einige Jahre beschäftiget hatte, so nahm ich meine alte und längst angefangene Arbeit wieder zur Hand. Es ward zwar der dänische Schauplatz nicht lange darauf wieder eröfnet, und meine Freunde munterten mich öfters auf, neue Lustspiele aufzusetzen: Ich blieb aber bey meinem Entschlusse, und hatte keine Lust, mir neue Verdrieslichkeiten zuzuziehen. Ich sahe also nur blos die vorigen Lustspiele noch einmal durch, und verbesserte solche an verschiedenen Orten. Die neuen theatralischen Stücke, welche ich ausgearbeitet hatte, schenkte ich den Comödianten. Endlich suchte ich das Werk völlig zu Stande zu bringen, woran ich bereits so oft zu arbeiten angefangen hatte, und welches eine Beschreibung des geistlichen und weltlichen Zustandes in Dännemark und Norwegen in sich fassen sollte. Wie ich mit dieser Arbeit beschäftiget war, so wurden von einigen ungenannten Verfassern verschiedene Schandschrifften gegen die ostindische Handelsgesellschafft ausgestreuet. Die Handlung nach Indien war wegen der damaligen schlechten Zeiten so sehr in Abnahme gerathen, daß sie, dem Ansehen nach, nicht bestehen konnte, wo man nicht bald andre Mittel zu ihrer Erhaltung vorkehrte. Deßfalls wandten die Directeurs dieser Handelsgesellschaft alle Mühe an, und suchten diese sinkende Handlung durch einen neuen und nütz-

lichen

lichen Anschlag wieder auf festen Fuß zu setzen. Sie suchten neue Kaufleute von den nächstangränzenden Nationen zu bewegen, daß sie mit in diese Gesellschaft treten möchten. Weil aber einige die Aufnahme des nordischen Handels mit neidischen Augen ansahen, so gaben sie diese Bemühung für unnütz und vergeblich aus, damit andre möchten abgeschreckt werden, einen Vorschuß an Geld herzugeben. Man ersuchte mich, eine Schutzschrifft aufzusetzen, und in derselben diese Verleumdungen zu widerlegen. Weil ich aber in Handelssachen nicht sonderlich erfahren war, so suchte ich sehr lange, diesen Antrag von mir abzulehnen. Endlich ließ ich mich durch das beständige Anhalten meiner Freunde überreden, und gab eine Schrifft in lateinischer Sprache heraus, welche auf Veranstaltung der Directeurs gleich darauf ins dänische und deutsche übersetzt ward.

Nicht lange darnach gab ich eine andre Schrifft heraus, worinn ich diese Sache in eine noch reifere Ueberlegung zog. Diese Arbeit ward von den Kaufleuten in dieser königlichen Residenzstadt so wohl aufgenommen, daß auch einige den Vorschlag thaten, den Verfasser für seine Bemühung reichlich zu belohnen. Wie man aber deßwegen auf der Börse rathschlagte, so wandten einige sehr vernünftig ein: Weil ich niemals etwas für Geld geschrieben, so würde es mir weit angenehmer seyn, wenn sie mir mündlich ihre Danksagung abstatteten.

Und

Und hierinn irrten sie sich auch nicht; denn dieses Zeichen der Dankbarkeit war alles, was ich verlangte.

Nun muß ich von dem betrübten Tage reden, an den man nicht ohne Entsetzen gedenken kann, da der gröβte Theil dieser königlichen Residenzstadt, nebst den vornehmsten Kirchen und der ganzen Academie, in die Asche gelegt ward. Gewiß, dieser höchstunglückliche und betrübte Zufall könnte allein zu einer sehr weitläuftigen Ausführung Gelegenheit geben. Das Feuer gieng, des Abends * in der Gegend des so genannten Westerthors zuerst auf, und breitete sich gleich auf eine unglaubliche Art aus, theils, weil der Wind sehr stark war, und das Feuer aus einer Gasse in die andre trieb; theils, weil die Leute über dieses ungewöhnliche und plötzlich einbrechende Unglück gleich so bestürzt waren, daß sie als ledige und müßige Zuschauer dieses grosse Elend ansahen. Es sind hier sonst bey einer Feuersbrunst die vortreflichsten Anstalten vorgekehrt; und obgleich in einem Jahre sehr ofte ein Feuer entsteht, so geschicht es dennoch sehr selten, daß ein ganzes Haus in die Asche gelegt wird. So unerwartet demnach dieses Unglück einbrach, desto bestürzter waren die Einwohner, und stellten sich die Gefahr weit gröſſer vor, als sie an sich selbst war. Männer, Kinder und Weiber heulten und schrien untereinander, und es fehlte auch nicht

* den 20. des Weinmonats 1728.

nicht an Leuten, welche den Leichtglaubigen einbildeten, daß sich in der Stadt Mordbrenner aufhielten, welche erkauft wären, die Stadt in Brand zu setzen. Auch diejenigen, welche dazu bestellt waren, das Feuer zu dämpfen, waren so bestürzt, daß sie nicht wußten, was sie anfangen sollten. Sie liefen wie die Unsinnigen herum, und der eine fiel dem andern ins Amt. Sie hatten keine Sprützen, keine Brandleitern, keine Brandhacken, oder sonst irgend ein Werkzeug, wodurch das Feuer kann gedämpft werden. So verwirrt und bestürzt hatte sie dieses unvermuthete Elend gemacht.

Inzwischen nahm das Feuer immer stärker überhand. Die öffentlichen Gebäude und die andern Häuser wurden so schnell von dem Feuer in die Asche gelegt, daß man sie nicht für steinerne Gebäude, sondern vielmehr für Strohhütten hätte halten sollen. Je weiter man im Anfange von dem Orte entfernet war, wo das Feuer zuerst aufgieng, desto grössern Schaden litte man. Denn diejenigen, deren Häuser zuerst den Flammen zu Theil wurden, retteten annoch größtentheils ihr Gut und Vermögen, indem ihre Freunde gleichsam recht miteinander stritten, ihnen Hülfe zu leisten, und ihre Sachen in Sicherheit zu bringen. Da aber hienächst auch diejenigen, welche weit entfernt in der Stadt wohnten, kaum so viel Zeit hatten, ihr eignes Vermögen zu retten, so konnte einer dem andern nicht mehr zu Hülfe kommen.

Das

Das Feuer fand keinen Widerstand, und daher nahm es je länger je stärker zu. Und da die Einwohner die Stadt an verschiedenen Orten zugleich in Brand stehen sahen, so verliessen sie dieselbe, und glaubten, solche niemals wieder zu sehen. Einige flohen aus den Thoren, einige begaben sich in Boote, und fuhren damit aufs Wasser, weil sie glaubten, daselbst sicherer zu seyn, als auf dem Lande. Es war recht erbärmlich anzusehen, wie die armen Menschen aus Verwirrung und Schrecken allenthalben herumliefen, und die Stadt ohne Rettung liessen.

Wie das Feuer bereits zwey Tage so sehr gewütet hatte, daß beynahe das ganze alte Kopenhagen, nebst einem Theile der Neustadt in die Asche gelegt worden, so wurden die Einwohner gleichsam aus einem tiefen Schlafe aufgeweckt, um dasjenige wieder zu ersetzen, was sie versäumt hatten. Es ist unglaublich, mit welcher Hurtigkeit sie nunmehro das äusserste wagten, um den noch übrigen Theil der Stadt zu retten. Kein Stand, kein Alter, kein Geschlecht wegerte sich, auch die allerbeschwerlichste Arbeit zu übernehmen, indem sowol der König selbst, als auch der Kronprinz, unser itztregierender allergnädigster König, nebst allen hohen Ministern gegenwärtig waren, und die Leute zum Retten aufmunterten.

Hier konnte man recht sehen, was die Menschen erdenken können, und was so viele Hände und vereinigte Kräffte mit dem Beystand des

Höch-

Höchſten auszurichten vermögend ſind. Denn, wo man auch nur itzt dem Feuer Widerſtand that, da ward daſſelbe gleich gelöſcht. In dieſer höchſt unglücklichen Feuersbrunſt giengen im Rauch auf, die Marienkirche, die Kirche zum Heiligen Geiſt, die Trinitatiskirche nebſt der daran gebauten academiſchen Bibliothec, der aſtronomiſche Thurm mit dem Globo und den übrigen Inſtrumenten des Tycho Brahe, die Peterskirche, das Rathhaus, die Hoſpitäler, die ganze Akademie nebſt den Häuſern der Profeſſoren, die Communität, wo hundert arme Studenten geſpeiſet wurden, vier herrliche Collegia, nemlich die Regenz, das Walkendorfiſche, das Mediceiſche und das Elerſiſche, und unzählige andre Häuſer,* welches alles ſo bekannt iſt, daß es überflüßig ſeyn würde, wenn ich weitläuftig davon reden wollte. Das Conſiſtorium allein, worinn die Profeſſores ihre Verſammlungen zu halten pflegen, blieb mitten in dieſem unausſprechlichen Elend, und mitten unter ſo vielen brennenden Häuſern und Gebäuden unbeſchädigt. Nun konnte man von dieſer berühmten hohen Schule ſagen:

Hic leges, ubi Troja fuit.

Wie

* Durch dieſe faſt unerhörte Feuersbrunſt ſind, wie einige ausgerechnet haben, 67. Straſſen und öffentliche Plätze, darinn 3785. Wohnhäuſer, nebſt 5. Kirchen und andern obenangeführten Gebäuden, wie auch einen Theil des neuen Wayſenhauſes im Rauch aufgegangen. Siehe des Hochehrwürd. Herrn Pontoppidans, Memor. Hafn. zweyte Auflage auf der 54. u. f. Seite.

Wie das Feuer gedämpft war, so empfunden die Einwohner erstlich das Unglück und den Schaden recht, welchen sie erlitten hatten. Diejenigen, welche vor kurzer Zeit sehr reich gewesen waren, mußten nunmehro fast ihr Brod von andern bitten, und bereueten, wiewol zu spät, daß sie vorher so verschwenderisch hausgehalten hatten. Die Mittel waren verschwunden, und es blieb ihnen davon nichts, als die Erinnerung übrig, daß sie ehedem reich gewesen waren. Da sahe man diejenigen zu Fusse gehen, welche vor kurzer Zeit gleichsam keine Beine hatten, und sich beständig herumfahren liessen. Diejenigen begehrten nun selbst Allmosen, welche sonst andern Allmosen gereicht hatten. Ich kann dieses indessen zu meinem Ruhme anführen, daß mein Gemüth bey dieser grossen Verwirrung und bey diesem ausserordentlichen Elend nicht niedergeschlagen gewesen: Denn da ich von meiner Jugend an sehr genau und enthaltsam gelebt, so schlägt mich auch ein jedes Unglück nicht gleich so sehr, als andre, nieder, welche im Ueberflusse zu leben gewohnt sind, und nur allein zu dem Ende in der Welt sind, daß sie darinn essen mögen.

Dieses war mir sehr empfindlich, daß ich aus meiner alten Wohnung, und von meinem alten Wirth zu weichen gezwungen worden, und daß ich meine Studierstube verlassen mußte, worinn ich recht vergnügt und ruhig so viele Jahre unter meinen Büchern und Schrifften zu-

zugebracht hatte. Ich ward durch den Verluſt meiner bequemen Wohnung weit mehr, als durch den Verluſt meines Vermögens gerührt, weil ich an der Stille und Ruhe mein gröſztes Vergnügen finde, und mein Gemüth niemals beſſer, als bey einer wohleingerichteten Lebensart aufgeräumt iſt. Ich hatte alles aufs bequemſte nach meinem Sinne eingerichtet. Ich konnte ruhen oder arbeiten, ſchlafen oder wachen, wie und zu welcher Zeit ich wollte. Ich konnte ernſthafte Dinge vornehmen, oder auch an Kleinigkeiten ein Vergnügen finden. Eine jede Beſchäftigung hatte ihre gewiſſe Zeit und Ordnung. Ich bemühete mich einige Tage, in der annoch überbliebenen Stadt eine ſo bequeme Wohnung wieder anzutreffen, und ich war endlich auch ſo glücklich, daß ich dieſelbe fand, wo ich meine verwirrten Sachen wieder einigermaſſen in Ordnung bringen, und meine alte Lebensart wieder anfangen konnte.

Unter die gröſzten Unglücksfälle, von denen man einen neuen Zeitlauf in den Geſchichten feſtſetzen kann, iſt mit dem gröſzten Rechte die kopenhagenſche Feuersbrunſt zu rechnen. Zwar, wenn man auf die Gröſſe allein ſiehet, ſo wird dieſe Reſidenzſtadt von vielen andern Städten in Europa übertroffen; wenn man aber auf die Wichtigkeit ſiehet, ſo giebt ſie ſehr wenigen etwas nach, indem hier, wie in einem Mittelpuncte, alles angetroffen wird, was die Zierde und Stärke beyder Reiche ausmacht. Bey

diesem äusserſten Elende der Stadt hatte die ganze Welt Gelegenheit, die hohen und recht königlichen Eigenschaften des höchstseligen Königs, und die recht väterliche Huld Sr. Majest. zu bewundern. Auch die spätesten Nachkommen werden es noch mit der tiefſten und ehrerbietigſten Erkenntlichkeit preiſen, mit welcher weiſen Sorgfalt dieſer groſſe Monarch der theuren Zeit, die insgemein darauf zu erfolgen pflegt, vorgebauet, wie Se. Majest. den Jammer der Armen durch eine auſſerordentliche und recht königliche Mildthätigkeit und Großmuth gelindert, und mit welcher Klugheit dieſer huldreichſte Landesvater alle fernere Unglücksfälle abgewendet. Und es ſcheint faſt, daß dieſes groſſe Unglück eben zu dieſer Zeit geſchehen ſollen, damit der König eine ſo groſſe Gelegenheit erhalten möchte, von ſeiner ungeheuchelten Gottesfurcht und recht väterlichen Liebe zu ſeinen Unterthanen ſolche erhabne und unwiderſprechliche Merkmale abzulegen.

Ob man nun gleich das Feuer bereits gelöſcht hatte, ſo vergieng doch in drey Wochen faſt kein Tag, da nicht eine neue Gefahr zu beſorgen war. Denn wenn man eilte, dieſes Haus, welches von neuem brannte, zu retten, ſo erhielt man gleich darauf die Nachricht, daß ein anderes in einer andern Gegend der Stadt ebenfalls in vollen Flammen ſtünde. Daher gerieth man auf einen neuen Argwohn, und auf neue Prophezeyungen, daß man öfters aus

Furcht

Furcht in einigen Nächten nicht schlafen konnte. Einige konnten sich in diesen ungewöhnlichen Zufall nicht finden, und prophezeyten der Stadt ihren gänzlichen Untergang. Einige wurden erbittert, und schrien, es müßten Mordbrenner in der Stadt seyn, die man aufsuchen und nach Verdienst abstrafen sollte. Ich habe aber bereits lange aus der Erfahrung gelernet, daß ein Unglück insgemein ein andres nach sich zieht, und daß aus einer Feuersbrunst insgemein eine andre zu entstehen pflegt. Ich weis, daß sich dieses in Bergen zweymal zugetragen. Und da die dortigen Einwohner dieses Unglück öfters erfahren, so pflegen sie sich nach einer überstandenen Feuersbrunst gleich wieder auf eine neue gefaßt zu machen.

Wie nun mit der Zeit dieses Unglück gedämpft war, und man darauf bedacht seyn mußte, die Stadt wieder aufzubauen, so zeigte es sich recht, wie sehr Kopenhagen mit Räthen überhäuft war. Hier waren so viele Anschläge als Köpfe, so viele Baumeister als Hände, und so viele Rathhäuser als Wohnungen. Man hätte denken sollen, daß die ganze Stadt ein Collegium politicum geworden wäre, so groß war die Anzahl der Staatsmänner, welche aus der Asche der Stadt hervorzukommen schienen. Es war kein Schiffer, der nicht von weit mehrern Dingen zu reden wußte, als vom Winde; ein jeder Schuster verließ seinen Laisten, und ertheilte einen guten Rath, wie man die Sache

angreiffen müßte: Nichts aber erregte so viele Streitigkeiten, als die ersten Gelder, welche man auf die Häuser gelegt hatte, und wovon fast kein Haus befreyet war. Einige meynten, die vorigen Schulden müßten erlassen werden; andre wollten solche bezahlt haben; und noch andre glaubten, der beste Weg, allen Verdrießlichkeiten ein Ende zu machen, bestünde darinn, daß man sich bemühete, einen Vergleich zu treffen. Ich übergehe noch andre Streitigkeiten, wodurch die Gemüther gleichfalls sehr gegen einander aufgebracht wurden.

Bey einem so allgemeinen Geräusche faßte ich den Entschluß, nicht allein müßig zu sitzen, sondern meine Gedanken von den vornehmsten Streitigkeiten, die damals geführt wurden, etwas genauer und ausführlicher zu entwerfen. Ich habe nachher erfahren, daß der König selbst meine Aufsätze öfters durchgelesen, und es erweckte mir ein überaus grosses Vergnügen, daß meine geringen Blätter das Glück hatten, einen so grossen Monarchen zu gefallen.

Endlich hörte alle Unruhe völlig auf, die aus einer so grossen Veränderung insgemein zu entstehen pflegt. Und ich konnte also auch mein studiren wieder ruhig fortsetzen. Ich arbeitete hierauf in dem folgenden Winter das Werk völlig aus, worauf ich so lange gedacht hatte. Es trat auch 1729. unter dem Titel: Beschreibung der Königreiche Dännemark und Norwegen, ans Licht, und ward in zwey

Jah-

Jahren dreymal, nemlich, zweymal in dänischer, und einmal in deutscher Sprache zum Druck befördert. *

Hiedurch ward ich zu mehrern und wichtigern Arbeiten aufgemuntert, und entschloß mich, die Geschichte des dänischen Volks vom Anfang des Reichs bis auf unsre Zeiten abzufassen. Es

* Die dänische Ausgabe ist in 4t. und 744. Seiten stark. Die deutsche Uebersetzung hat uns Herr Friedrich Gerhard Vos 1731. in 4t. auf 4. Alph. und 19. Bogen geliefert, und derselben den Titel gegeben: Dänemärkische und Norwegische Staats- und Reichshistorie. Die Uebersetzung hätte freylich viel reiner und richtiger seyn können, und der Titel selbst macht dem Leser von der Uebersetzung schon nicht die größte Hofnung: Indessen hat diese Arbeit des Herrn Vossens, wie sie auch gerathen seyn mag, wegen des Innhalts Beyfall gefunden. Herr Hollberg hat dieses Werk in funfzehn Capitel abgetheilt. In dem 1 handelt er von der Natur der Dänen; in dem 2 von der Beschaffenheit ihres Landes; in dem 3 von ihrer Regierung: in dem 4 von ihrer Religion; in dem 5 von ihrer Academie; in dem 6 von ihren Oldenburgischen Königen; in dem 7 von der Eintheilung der Dänen; in dem 8 von ihrem Handel und ihren Arbeiten; in dem 9 von ihrer Münze; in dem 10 vom königlichen Wapen; in dem 11 von der See- und Landmacht; in dem 12 vom dänischen Rechte; in dem 13 von dänischen Gerichtshändeln; in dem 14 von den dänischen Ritterorden, und in dem 15 von öffentlichen Gerichten und Bedienungen. Mehrere Nachricht von diesem schönen Werke findet man in den lateinischen Actis eruditorum, im Jenner 1731, und in der Bibliotheque Germanique B. 19. S. 178.

war dieses ein überaus schweres Werk, welches andre noch nicht versucht hatten. Denn alle diejenigen, die dem Vaterlande diesen Dienst erweisen wollen, waren durch die mit dieser Arbeit verknüpfte Beschwerlichkeit gleich wieder davon abgeschreckt worden. Da ich aber bereits ehedem allerhand Hindernisse glücklich überwunden, und ich mich dadurch um mein Vaterland wohlverdient machen konnte, so ward ich durch die Wichtigkeit des Werks selbst aufgemuntert, einen Versuch zu wagen, ob meine Kräfte dazu hinlänglich seyn würden.

Das ganze Werk, welches ich auch glücklich zu Stande gebracht habe, bestehet aus dreyen Theilen. Von denen der erste, welcher die Geschichte des dänischen Volks vom Anfang des Reichs bis auf Christian den II. in sich faßt, 1732. in 4to 4 Alph. 15 Bog. stark, aus der Presse gehoben ward. In diesem ersten Theile habe ich die Quellen, aus denen der berühmte Hvitfeld seine Historie entlehnt, aufs genaueste untersucht, und durch deren Hülfe nicht nur verschiedene Irrthümer verbessert, sondern auch dasjenige, was noch hin und wieder fehlte, hinzugethan. Die Handschrifften, Bücher und Urkunden, woraus das meiste genommen ist, habe ich in der Vorrede angezeigt, und die grosse Anzahl der Geschichtschreiber, welche am Rande bemerkt, und größtentheils gleichzeitig sind, bezeugen zur Gnüge, was für einen grossen Vorrath ich gebraucht habe, diese Geschichte abzufassen.

In

In dem gleich darauf folgenden Jahre trat der andre Theil ans Licht, welcher 5 Alphab. ausmacht. Der halbe Theil desſelben iſt faſt allein mit den Thaten Chriſtian des Vierten angefüllet, welche ich größtentheils aus ungedruckten Urkunden und eigenhändigen Briefen dieſes groſſen Königes beſchrieben habe, wodurch dieſes Werk einen groſſen Vorzug erhält.

Der dritte Theil, welcher 4 Alphab. 10 Bogen beträgt, und die Geſchichte Friedrich des Dritten allein begreift, kam 1735 mit einem Regiſter über alle drey Theile heraus, und ich fügte demſelben, anſtatt einer Vorrede, ein Bedenken über die nordiſchen Geſchichtſchreiber bey. Das meiſte in dieſem Theile iſt gleichfalls aus Urkunden, Briefen und andern Handſchrifften genommen, und ich kann alſo mit Wahrheit behaupten, daß ich eine neue und bisher unbekannte Geſchichte von dem däniſchen Volke ans Licht gebracht habe. *

* Nun können die Deutſchen dieſes vortrefliche Werk auch bereits in ihrer Sprache leſen. Mit welcher Sorgfalt dieſe Ueberſetzung veranſtaltet worden, ſolches kann man aus der vorläufigen Nachricht abnehmen, welche von den Verlegern bekannt gemacht worden. Es heißt daſelbſt: „Die Ueberſetzung iſt ſchon vor geraumer Zeit, und zwar ſelbſt „in Kopenhagen, von einem Manne beſorget worden, der beyde Sprachen ziemlich wohl verſtanden, der däniſchen aber doch mächtiger geweſen, „als der deutſchen. Um aber beyden Sprachen „eine Gnüge zu thun, und der Ueberſetzung alle möglis

Ehe ich dieses wichtige Werk anfieng, so sahe ich zur Gnüge ein, daß mir ein grosser Vorrath von Urschrifften zu diesem Vorhaben nöthig seyn würde. Ich sparete deswegen keine Mühe

„ mögliche Vollkommenheit zu verschaffen, so hat „ man die Handschrift des Uebersetzers aufs neue „ gegen das Original gehalten, und den Sinn des „ Verfassers allenthalben genau zu treffen und be„ quem auszudrücken gesucht. Nach dieser ange„ stellten Vergleichung ist die Uebersetzung nochmals „ von einem gelehrten Manne durchgesehen, und „ von der geübten Feder desselben in allen denjeni„ gen Orten, wo die Grundrichtigkeit, Reinigkeit „ und Zierlichkeit der deutschen Sprache eine Ver„ besserung erforderte, geändert worden. Eben „ derselbe hat sich die Mühe genommen, die an„ gezogenen Stellen aus andern Büchern nachzu„ schlagen, und die Abschnitte, Capitel und Seiten „ hinzuzusetzen, wo etwa der Herr Hollberg solche „ nicht ausdrücklich angezeiget hatte. Hier und da „ hat er auch eine kleine Anmerkung und nöthige „ Erläuterung eingeschaltet, welche sich allemal „ durch andere Lettern von des Herrn Hollbergs Ar„ beit unterscheiden. „ Es ist auch nicht zu viel davon gesagt worden. Der berühmte Herr Elias Caspar Reichhard, vormaliger Professor der Beredsamkeit und Dichtkunst an dem königlichen academischen Christianeo in Altona, und nunmehriger öffentlicher Lehrer an dem herzogl. Carolino in Braunschweig, dem wir diese Arbeit zu danken haben, hat allen Fleiß angewandt, die undeutsche Uebersetzung auszubessern, und dieses Hollbergische Meisterstück so vollkommen, als es möglich gewesen, den Deutschen in die Hände zu liefern. Eben dieser gelehrte Mann hat dem dritten Theile das

Leben

Mühe, von allen Orten des ganzen Reichs historische Nachrichten aufzutreiben, und diejenigen, denen mein Vorhaben kund worden, stritten recht miteinander, mir ihren Vorrath, den sie gesammlet hatten, mitzutheilen.

Wie ich noch hiemit beschäftiget war, so wurden meine Comödien, die Theils bereits gedruckt, theils aber noch ungedruckt waren, von neuem herausgegeben. In dieser neuen Ausgabe, welche aus fünf Theilen besteht, sind fünf und zwanzig Lustspiele befindlich. Die letzten, welche niemals aufgeführt worden, führen folgende Namen: Rasmusberg, die Unsichtbaren, der edle Ehrgeitz, worinn diejenigen lächerlich gemacht werden, die unter dem Deckmantel eines erlaubten Ehrgeitzes nach Ehrentiteln ringen, der glückliche Schifbruch, und der panische Schrecken. Von dem Innhalte und der Absicht dieser Lustspiele will ich hier nichts beyfügen. Sie sind alle philosophisch und moralisch, ob man gleich aus ihrer

Leben Christian des Fünften, glorwürd. Andenkens, beygefügt, wie es Herr Hollberg seiner Beschreibung von Dänemark und Norwegen mit eingeschaltet. Es ist aber dieses Leben von dem Herrn Professor von neuen übersetzt worden, weil die Vossische Uebersetzung sehr unrichtig gerathen. Die beyden ersten Theile dieser deutschen Uebersetzung kamen 1743. und der dritte Theil 1744. heraus in 4. Siehe die Hamb. Berichte auf das Jahr 1743. S. 118. und 636; wie auch auf das Jahr 1744. S. 177.

Aufschrifft nichts, als lauter Scherz vermuthen sollte. *

In meinem ersten Briefe habe ich bereits eines kleinen Werks erwehnt, dem ich den Namen einer Einleitung in das Natur- und Völkerrecht beygelegt. Ich habe daselbst auch angeführt, wie schlecht dieses Werk im Anfange aufgenommen worden. Nach Verlauf einiger Jahre aber ward es desto begieriger gesucht, und es wurden nicht nur alle noch übrige Exemplare von der ersten Ausgabe verkauft, sondern es ist auch hiernächst noch zweymal wieder aufgelegt worden. Die dritte Auflage erfolgte 1734, und war vollständiger, als die ersten Ausgaben. Ich änderte daselbst auch den Titel, und wagte es, dieses Buch nicht mehr eine Einleitung, sondern ein System des Natur- und Völkerrechts zu nennen. Dieser letztern Ausgabe ist auch ein Register beygefügt, welches in den vorigen fehlet. **

Diese

* Dieses ist die bereits obenerwehnte neue Ausgabe von 1734. in fünf Bänden, in 8.

** Herr Hollberg schreibt in der Vorrede zu der dritten Ausgabe von 1734: „Weil ich bemerkt, „ daß dieses Werk seit einigen Jahren sehr begie„ rig aufgenommen, und allenthalben eingeführet „ worden, so habe ich es mit Fleiß wieder durch„ gesehen. Es sind auch in dieser neuen Auflage „ nicht nur einige Fälle durch neue Beyspiele noch „ mehr erläutert, sondern auch viele seltene und „ wichtige Fragen hinzugethan worden, welche

Ver-

Diese Arbeiten bezeugen hoffentlich zur Gnüge daß ich meine Tage nicht müßig zugebracht habe. Wie vortheilhaft aber auch andre von meinem Fleisse urtheilen mögen, so werden mich doch diejenigen von dem Müßiggang kaum freysprechen, welche die Gelehrsamkeit von einer andern Seite ansehen, und ihren ganzen Ruhm im Reden und Disputiren suchen. Denn da die Dialectic auf einigen Hohenschulen als die vortreflichste Wissenschaft angesehen wird, so können Sie leicht erachten, mein Herr, daß diejenigen von meinen Arbeiten nur sehr schlecht urtheilen werden, welche gewohnt sind, sich Ehrenbogen aus der Niederlage ihrer Opponenten aufzubauen, welche nur von Barocco und Dario reden, und welche ihre einzige Ehre dar-

„ Vermehrung fast den dritten Theil des Werks „ ausmacht. „ Die vierte Auflage ist 1741, jedoch ohne neue Zusätze des Herrn Verfassers, herausgekommen. Daß der berühmte Herr Hofrath, Adam Friedrich Glafey, in seiner vollständigen Geschichte des Rechts der Vernunft von diesem Werke nichts erwehnt, solches rührt wol daher, weil es in dänischer Sprache abgefaßt, und also auswärts nicht bekannt worden. Es ist aber auch diese Arbeit des Herrn Glafey sehr unvollkommen, und leidet sehr viele Zusätze, wie der gelehrte Herr Doctor Meister, in Göttingen, in seinen Ausbesserungen und Zusätzen zu Glafeys Bibliotheca Iuris Nat. et Gentium, ausführlich gezeigt hat, wovon das erste Stück 1740. zu Göttingen in 4t herausgekommen, denen nachher mehrere gefolgt sind.

darinn ſuchen, daß ſie ein halb Dutzend Syllogiſmos zernichten können. Wenn überhaupt von der Beförderung der Künſte und Wiſſenſchaften die Rede iſt, ſo ſtimme ich mit andern Gelehrten vollkommen überein. Wenn man aber auf die Art und Weiſe kömmt, wie ſolche müſſen befördert und weiter ausgebreitet werden, ſo weiche ich oft von ihren Meynungen ab, weil mich dünkt, daß durch die Mittel, welche andre ſo ſehr anpreiſen, öfters der Ausbreitung der Wiſſenſchaften die größten Hinderniſſe in den Weg gelegt werden.

Sie verlangen in ihrem letzten Schreiben eine Nachricht von meinem gegenwärtigen Zuſtande und von den Arbeiten zu erhalten, mit welchen ich mich itzt beſchäftige. Und es iſt billig, daß ich auch in dieſem Stücke ihrem Befehl Gehorſam leiſte: Ich beobachte annoch meine alte Lebensart, und obgleich meine Umſtände ſich ſo weit gebeſſert haben, daß ich mehr aufwenden könnte, ſo weiche ich doch von meiner alten und einmal erwählten Lebensart nicht im geringſten ab. Wenn Sie deßfalls nach ſo vielen Jahren wieder hieher kommen ſollten, ſo würden Sie bey mir alles nach der alten und Ihnen längſtbekannten Einrichtung antreffen. Ich bin annoch ganz unverändert, auſſer daß ſich das Alter durch verſchiedene Spuren in meinem Geſichte deutlicher zeigt, und daß meine Stirn runzlichter geworden. Sie würden ſehen, daß ich noch zu Fuſſe, ohne einen Bedienten oder

eine

eine Leibwache, durch die Stadt gehe, und daß ich noch öfters von den Karoſſen beſprützt werde, worinn diejenigen fahren, die mir vorher am Stande gleich geweſen, nun aber groſſe und vornehme Herren ſind. Denn die Begierde nach Rang und Titeln, welche ſie ſo ſehr haßten, da ſie ſich annoch hier in der Stadt aufhielten, iſt nun ſo unmäßig und allgemein, daß man faſt ehe eine Perſon vom Range, als einen Menſchen finden kann. Aber ich will dieſes übergehen, und nur von mir ſelbſt reden. Einige glauben, daß meine genaue und enthaltſame Lebensart vom Geitz herrühre. Damit ich aber dieſe Beſchuldigung von mir ablehnen möge, ſo gebe ich den Armen jährlich ſo viel, als ich ſonſt zur Unterhaltung eines müßigen Fußgängers oder Lakayn anwenden müßte. Ich habe ſchöne und nette Zimmer, ich kleide mich ſauber, ich kauffe öfters neue Bücher, und damit ich mich endlich von allem Verdachte befreyen möge, ſo habe ich mein ganzes Vermögen dem Nutzen des gemeinen Weſens gewidmet. Der erſte Entwurff der Stiftung zu dieſem Endzweck iſt bereits von mir abgefaßt. Ich habe ihn einigen, deren Rath ich in allen Stücken zu folgen pflegte, zur Unterſuchung vorgelegt, und dieſe verſprechen dem Publico daher ſehr viel Gutes.

Ich ſtudire noch, ſo viel es meine ſchwachen Kräfte erlauben. Ich ſchreibe, leſe und denke, ſo viel in einer Stadt geſchehen kann, welche

ſehr

ſehr fruchtbar an ſolchen Dingen iſt, die jemand von dem Fleiſſe im Studiren abhalten können. Und worüber ſich manche vielleicht am meiſten wundern werden, ſo lebe ich bey dieſem groſſen Geräuſche für mich allein, und in der größten Einſamkeit. Zwo oder drey Stunden wende ich allein des Nachmittags zu meiner Aufmunterung an, und gehe entweder ſpatzieren, oder beſuche auch gute Freunde. Die übrige Zeit des Tages widme ich theils der Arbeit, theils der Muſik. Hierinn beſteht mein einziges und größtes Vergnügen.

Zum Nutzen der Jugend habe ich vor kurzer Zeit eine Einleitung in die Geſchichte und Geographie herausgegeben, * welche ſowol in den

* und zwar in lateiniſcher Sprache. Die Einleitung in die Geſchichte führt den Titel: Synopſis Hiſtoriae uniuerſalis, Methodo erotematica, expoſita. Die andre Auflage geſchahe 1733, und iſt 12 Bogen ſtark in 8. In der Geographie pflegte die Jugend in Dänemark ehedem, nach dem davon herausgegebenen kurzen Begrif des Herrn Jacobäus, unterrichtet zu werden. Herr Holberg aber fand dieſen Abriß in vielen Stücken nicht hinlänglich, und ſetzte alſo dasjenige hinzu, was darinn fehlte. Er gab dieſe verbeſſerte Einleitung in die Geographie 1733, in 8. unter der Aufſchrift heraus: Compendium Geographicum in Vſum Studioſae Iuuentutis. Siehe die Hamb. Ber. auf das Jahr 1739. S. 228. Das widrige Urtheil, welches in dem frieſiſchen Catalogo Librorum cum Annot. im XXVIII. Stücke auf der 222. Seite von dieſer Einleitung gefället worden, wird durch die

den Schulen in beyden Reichen, als auch auf der Academie der Jugend erklärt wird. Wenn man diese Schrifft meinen andern Schrifften beyfügt, so ist das Verzeichniß derselben gewiß recht ansehnlich.

die Absicht, welche Herr Holberg bey diesem kleinen Werke gehabt, hinlänglich widerlegt; da er kein ausführliches Werk, sondern nur einen kurzen Begriff zum Nutzen der Jugend schreiben, und dem Lehrer allein Gelegenheit geben wollen, solches umständlicher zu erläutern und den Zuhörern vorzutragen.

Der dritte Brief.

Mein Herr,

Sie haben bisher jederzeit meine Arbeiten gebilliget, und mich zu neuen Unternehmungen aufgemuntert, Ihr Beystand hat mich unterstützt, und Ihnen allein habe ich es zu danken, daß ich so vieles zu Stande bringen können. Was werden Sie aber itzt von mir urtheilen, da ich, ohne Ihren Rath vorher einzuholen, das beschwerliche Rentmeisteramt bey der hiesigen hohen Schule übernommen habe. * Wird ihnen diese Veränderung

* Herr Hollberg folgte dem sel. Herrn Etatsrath und Professor, Thomas Bartholin, welcher im Anfang

derung, da ich als ein Philoſoph in einen Rentmeiſter verwandelt worden, nicht eben ſo lächerlich ſcheinen, als die erſte, da ich die Stelle eines Corporals mit einem öffentlichen Lehramte verwechſelt. Werden ſie nicht urtheilen, daß ich der Minerva untreu geworden, da ich angefangen, mich dem Mercur zu ergeben?

Quis locus ingenio, niſi quis ſe carmine ſolo vexet?

Gewiß, ich habe es ſelbſt geglaubt, daß ich die Studien nunmehr verlaſſen würde, weil ich wußte, daß nur ſehr wenige Menſchen vermögend ſind, dieſe beyden ſo ungleichen Beſchäftigungen miteinander zu vereinigen. Und da ich auch wirklich wahrnahm, daß ich durch meine neuen Amtsverrichtungen von meinem gewöhnlichen Studiren abgehalten ward, ſo ſuchte ich indeſſen andre aufzumuntern, einige kleine und wohlausgearbeitete Schrifften herauszugeben, und verſprach demjenigen, der den Preiß erhal-

Anfang des Apr. 1737. ſtarb, den 20. Apr. deſſelben Jahrs in dieſem Amte; ſiehe der däniſchen Bibliothec erſtes Stücke, S. 449. Das Rectorat der kopenhagenſchen hohen Schule hat Herr Hollberg 1735. geführet, und es ſind in dieſer Zeit verſchiedene academiſche Schrifften unter ſeinem Namen ans Licht getreten; welche aber nach der Gewohnheit dieſer hohen Schule nicht von dem Rector, ſondern von dem Secretär der Academie, welches allemal der jüngſte Profeſſor in der philoſophiſchen Facultät iſt, im Namen des Rectoris magnifici ausgefertiget werden.

halten würde, eine kleine Belohnung. Hiedurch hofte ich von denen ein gelinderes Urtheil zu erhalten, welche mich gleich bey dem Antritte meines neuen Amts als einen Ueberläuffer ansahen. Diese aber verfuhren ohnstreitig zu scharf mit mir. Konnte ich denn nach einer vierzigjährigen fast beständigen Arbeit nicht ohne Schande meine Erlassung fordern? so, wie man diejenigen, welche so viele Jahre Dienste geleistet haben, mit Recht, und ohne sie des Müßiggangs zu beschuldigen, zu erlassen pflegt. Wenigstens entschuldigte ich mich hiedurch, wenn man mir wegen meines neuen Amts Vorwürfe machte. Ich legte hierauf alle andre Arbeiten an die Seite, und las in einigen Monaten nichts, als Rechnungsbücher. Aber die natürliche Neigung läßt sich nicht gut dämpfen. Meine alte Lust zum studiren wachte wieder auf, und ob ich sie gleich eine Zeitlang unterdrückt hatte, so konnte ich sie doch nicht völlig auslöschen. Es glimmten noch einige Funken in der Asche, welche das Feuer von neuem erregten. Und, daß ich alles kurz zusammenfasse, ich widmete mich meinen vorigen Bemühungen wieder. Ich erfuhr selbst, was der Poet von andern sagt:

- - tenet insatiabile multos
Scribendi cacoëthes, & aegre in corde
senescit.

Denn diejenigen, welche sich einmal den Studien recht ergeben haben, können die Lust zu

studi-

ſtudiren eben ſo wenig dämpfen, als diejenigen ihre Begierde zu Trinken zwingen können, welche ſeit langer Zeit ſich dazu gewöhnt haben. Ich theile demnach meine Stunden, und widme einen Theil derſelben dem Mercur, und den andern der Minerva; jenen ehre ich wegen meines Amts; dieſe aber liebe ich aus Neigung. Und da meine Schrifften Beyfall finden, und zugleich, wie einige urtheilen, nicht ohne Nutzen ſind, ſo hoffe ich, daß mir ſowol Mercur als Minerva ſollen gewogen werden, da ich mich bemühe, den Nutzen und die Ehre von beyden zu befördern. Und gewiß, ich bin dem Studiren niemals eifriger ergeben, als im Brach- und Chriſtmonat, da ich zwar durch allerhand oeconomiſche Dinge, durch Wechſel, Rechnungen, Briefe und Gerichtshändel vom Studiren abgehalten, aber auch zugleich von neuen dazu aufgemuntert werde. Denn wie das Waſſer, wenn es eine Zeitlang durch Dämme aufgehalten worden, nach aufgezogenen Schleuſen einen deſto ſtärkern Lauf hat, ſo wird man auch durch ſolche ungleiche und miteinander ſtreitende Verrichtungen zwar vom Studiren abgehalten, aber auch zugleich wieder dazu angereitzt. Ich kann ſolches durch die Bücher und Schrifften bezeugen, die ich in der Zeit, da ich Quäſtor geweſen, herausgegeben habe.

In meinem vorigen Briefe verſprach ich, eine Kirchenhiſtorie in däniſcher Sprache herauszugeben. Dieſe Arbeit, welche ich, wegen

der bereits obenangeführten Ursachen, eine Zeitlang ruhen lassen, nahm ich wieder zur Hand, und wie ich mit derselben zu Stande gekommen war, so gab ich dieses Buch unter folgenden Titel heraus: Allgemeine Kirchenhistorie vom Anfang des Christenthums, bis auf die Reformation Lutheri, mit einigen Anmerkungen über die in der Historie benannten Cyclos und Jahrrechnungen. *

Alle

* Dieses schöne Werk besteht aus II. Theilen, und beyde sind 1738. in 4. ans Licht getreten. Der erste Theil ist 2 Alph. 19. Bogen, und der andre 3. Alph. stark. Herr Hollberg schreibt in der Vorrede: „Ich habe mich beflissen, eine zusammenhängende Historie zu liefern, woran auch Ungelehrte einen Geschmack finden können. Die Gelehrten „treffen hier auch an, was sie suchen. Denn das „ganze Werk ist mit Untersuchungen und Bedenken über strittige Materien angefüllt. Doch führe „ich solche nur an, ohne sie zu entscheiden, welches „sowol den historischen Regeln gemäß, als auch „für einen Schrifftsteller am sichersten ist. Denn „seine Kräffte daran zu setzen, daß man für das „Publicum arbeite und den Ketzertitel zum Lohn „davon trage, solches will ich andern gerne überlassen. Daher ist in diesem Werke nichts dogmatisch, sondern alles historisch vorgetragen, und „mit Zeugnissen glaubwürdiger Schrifftsteller bestätiget.„ Die Kirchenhistorie nach der Reformation hat Herr Hollberg deßfalls nicht zugleich mit abhandeln wollen, weil dieselbe, seiner Meynung nach, nicht wohl unter einer allgemeinen Historie kann begriffen werden; indem viele independente Kirchen sind, von denen eine jede ihre Gesetze hat, dar-

Alle Exemplare wurden in einem Jahre verkauft, und es erschien gleich darauf eine neue Auflage auf Kosten des Buchhändlers, Jacob Preussens. Sie werden sich gewiß über den grossen Abgang dieses Werks wundern, da doch in demselben nur eine längstbekannte, und so oft bereits abgehandelte Materie vorgetragen wird. Die Welt ist längst mit Universalhistorien überhäuft, und die Leser werden schon durch den blossen Titel abgeschreckt. Aber dieses Buch hat verschiedene Vorzüge, wodurch es einen besondern Werth erhält. Die Redlichkeit und Unpartheylichkeit, welche man überhaupt von einem jeden Geschichtschreiber fordert, habe ich auch in diesem Werke, so viel mir möglich gewesen, aufs sorgfältigste beobachtet. Die Fehler der Kirchenväter werden nicht verschwiegen, bisweilen werden die Ketzer, wenn sie es verdienen, gelobt; ja selbst den römischen Päpsten wird der Ruhm, der ihnen gebühret, nicht entzogen. Ferner habe ich die weltliche Historie allenthalben mit zu Hülfe genommen, so weit dieselbe zur Erläuterung der Kirchengeschichte dienen kann. Es wird eine Begeben-

darauf sie sich in ihrer äusserlichen Verfassung gründet, daher sie besser unter Particularhistorien, nach besondern Reichen, kann ausgeführt werden. Einen vollständigen Auszug von dem ersten Theile dieses Werks trifft man in dem dritten Stücke der dänischen Bibliothec auf der 237. u. f. Seite an. Siehe auch die Hamb. Ber. von Gel. Sachen auf das Jahr 1739. S. 439.

heit aus der andern hergeleitet, und eine Geschichte bahnt der andern den Weg. Ueberall werden die Ursachen entdeckt, woher die Ketzereyen, die Empörungen und die Verfolgungen entstanden. Hiedurch unterscheidet sich dieses Werk von einigen magern Kronicken, welche alles ohne Ordnung und Zusammenhang erzehlen, und anstatt gründlicher und angenehmer Geschichte, trockne und leere Verzeichnisse von Kirchenlehren und Ketzern enthalten. Endlich habe ich mir angelegen seyn lassen, den Ursprung aller Stifftungen und Ordnungen in der Kirche aufzusuchen. Am Ende eines jeden Jahrhunderts wird der Zustand der Kirche, in Absicht auf Lehre und Leben, aufrichtig beschrieben. Diese Eigenschaften, welche man nebst einigen andern Vorzügen bey meinem Werke wahrnimmt, habe dasselbe, ob es gleich nur eine bekannte Materie abhandelt, dennoch beliebt und gleichsam neu gemacht. Ich urtheile aber nicht selbst, sondern ich führe nur an, was andre geurtheilet haben. Und der Abgang, den dieses Werk gefunden, zeiget zur Gnüge, daß diejenigen ihre Mühe nicht vergebens anwenden würden, welche sich entschliessen wollten, diese Kirchenhistorie in fremde Sprachen zu übersetzen. Ein Geschichtschreiber kann dennoch angenehm und nützlich seyn, wenn er gleich eine bereits sehr oftvorgetragene Materie von neuem abhandelt. Es kommt alles auf die Art der Ausführung an, und man weis, mit welchem

Bey-

Beyfalle die historischen Werke des Pufendorfs, Posvets und anderer gelehrten Männer aufgenommen worden. Ich habe allezeit den Mittelweg zwischen Gottfried Arnold und einigen gar zu eifrigen Lutheranern gehalten. Aber diese Aufführung hat nicht allenthalben Beyfall gefunden. Ein solches Schicksal haben die Schrifftsteller zu erwarten, die keiner Parthey blindlings trauen, sondern allein der historischen Wahrheit folgen.

Wie ich diese Arbeit zu Stande gebracht hatte, und wegen meiner beständig anhaltenden Schwachheit nicht unbillig besorgte, daß ich nicht vermögend seyn würde, mehrere Schrifften auszuarbeiten, so machte ich den Anfang durch verschiedene Belohnungen, die Kräfte der studirenden Jugend zu prüfen. Ich suchte deßwegen einige moralische Materie aus, und versprach demjenigen, der dieselben in einem dänischen Gedichte am besten ausführen, und also den Preis erhalten würde, eine gewisse Belohnung. * Bey den meisten fand dieses

* Die erste Einladung ward im Weinmonath 1737. bekannt gemacht. Doch verschwieg der Herr Baron seinen Namen. Die Materie, welche zum erstenmal aufgegeben ward, war in den Worten des Horaz enthalten: Qui fit Moecenas, vt nemo, quam sibi sortem &c. Die Ausführung aber mußte nicht weitläuftiger seyn, als ein Bogen, damit man desto besser urtheilen konnte, wer den Preis, der in 20. thlr. bestand, gewonnen habe. Dieses

ist

Vorhaben einen sehr grossen Beyfall, ob es gleich auch an solchen Leuten nicht fehlte, welche, weil es etwas ungewöhnliches war, diese Erfindung für thöricht hielten. Es war aber doch diese Aufmunterung nicht ohne die gehofte Wirkung. Denn es traten mit der Zeit fünf Sammlungen von Preisschrifften ans Licht, welche nun in jedermanns Händen sind. Andre Freunde der Wissenschaften wurden durch mein Beyspiel angetrieben, und machten unter eben denselben Bedingungen andre Materien bekannt, worauf sie gleichfalls gewisse Preise setzten. Durch diese Belohnungen wurden viele neue und bisher unbekannte Dichter, welche ihre eigne Stärke nicht gekannt hatten, auf-

ist nachher eine Zeitlang fortgesetzt worden. Siehe das zweyte Stück der dänischen Biblioth. S. 561; wie auch die zu Kopenhagen in dänischer Sprache ans Licht tretenden neuen Zeitungen von gelehrten Sachen auf das Jahr 1739. S. 1. u. f. In den Jahren 1738. 1739. und 1740. sind fünf Proben der geistlichen Dichtkunst in 8. herausgekommen, welche in einigen geistlichen Gesängen bestehen, die auf geschehene Einladung, und um den aufgesetzten Preis von 20 thlr. zu erhalten, auf das Weinacht- Ostern- und Pfingstfest über die Worte des Erlösers Matth. V, 3. und auf die heilige Taufe, ausgearbeitet worden. In dem Vorbericht aber, welcher der fünften Sammlung vorgesetzt ist, heißt es: Weil es scheint, daß die Lust, in der geistlichen Dichtkunst etwas mit rechten Fleisse auszuarbeiten, bey den meisten recht merklich abgenommen, so hält man es vorerst für unnöthig, jemanden weiter dadurch Mühe zu verursachen.

aufgemuntert, daß sie sich bemüheten, den Preis zu erhalten. Nunmehr aber wird diese Uebung nicht weiter fortgesetzt. So groß auch die Hitze im Anfange war, so sehr ließ dieselbe mit der Zeit nach. Wenn also diese Uebungen wieder sollten erneuert werden, so müßte man nicht nur auf eine neue Erfindung, sondern auch auf neue Bedingungen bedacht seyn, damit nicht nur junge Leute, sondern auch Männer von Alter und Stande sich darum bemühen möchten.

Ich war aber doch, da ich andre zum schreiben aufmunterte, selbst nicht müßig, sondern schrieb eine Vergleichung der Geschichte und Thaten verschiedener, insonderheit orientalischer und indianischer grosser Helden und berühmter Männer, nach dem Beyspiel des Plutarchs.* Ich habe in diesem Werke folgende Ordnungen erwählt: Zuerst wird eine Abhandlung von einigen Tugenden und Lastern vorangesetzt, wozu die eignen Thaten der Helden Gelegenheit geben. Hierauf folgen die Geschichte der Helden und berühmten Männer selbst; und den Schluß macht die, nach dem Beyspiel des Plutarchs, angestellte Vergleichung. Ich habe meistentheils asiatische und

* Dieses Werk ist in II. Theilen in 8. 1740. zuerst gedruckt, und 1742. wieder aufgelegt worden. In der Vorrede vertheidiget sich Herr Hollberg gegen einige Einwürfe, die man ihm wegen dieser Schrift machen könnte.

indianiſche Helden erwählt, deren Thaten insgemein unbekannt ſind. Ich will dieſes Werk nicht weitläuftig beſchreiben, da es bereits ins deutſche * überſetzt, und alſo auch auswärts nicht unbekannt iſt. Ob ich den Schriftſteller einigermaſſen erreicht, welchen ich mir in dieſer Schrifft zum Muſter vorgeſetzt, ſolches überlaſſe ich andern zu entſcheiden. Wenn man die Scharfſinnigkeit, den Reichthum der Materie, die Anmuth der griechiſchen Sprache, die freye Schreibart, und andre ſchöne Eigenſchaften bedenckt, welche die Schrifften des Plutarchs ſo ſchätzbar machen, ſo würde man mich für ſehr thöricht halten, wenn ich mich mit einem ſo groſſen Mann vergleichen wollte. Die Freyheit, welche die alten Schriftſteller hatten, daß ſie ſchreiben konnten, was ſie wollten, giebt ihnen auch noch einen groſſen Vorzug vor den neuern Scribenten, welche entweder ihres Nutzens halber, oder auch aus Heucheley ſchlechte Schrifften abfaſſen, und durch Schmeicheleyen das Urtheil des Leſers ſo ſehr verderben, daß man die Hiſtorien, welche nach der alten und aufrichtigen Art abgefaßt ſind, für Satyren und Schandſchrifften hält. Es iſt dieſes Buch in Deutſchland, nach dem Zeugniß der daſelbſt herauskommenden gelehrten Berichte, ** ſehr wohl

* Die deutſche Ueberſetzung iſt noch nach der erſten däniſchen Ausgabe von J. F. S. vorgenommen, und 1741. in 8. herausgegeben worden.

** In den Nouis actis Eruditorum Lipſ. 1743. Menſ. Octobr.

wohl aufgenommen worden, und es gereicht mir gewiß zu einem besondern Vergnügen, daß meine Arbeit bey unpartheyischen und in dieser Sache erfahrnen Richtern Beyfall gefunden.

Wie ich noch mit dieser Schrifft beschäftiget war, so gab ich eine Beschreibung von meiner Vaterstadt, Bergen in Norwegen, heraus. Die merkwürdigen Zufälle, welche diese Stadt erfahren, und die vielen Partheyen, wodurch dieselbe ehedem zerrüttet und ein Schauplatz bürgerlicher Kriege geworden, geben nicht nur einen reichen Stof zur Beschreibung dieser Stadt, sondern machen auch das Werkgen selbst den Lesern angenehm und nützlich. *

Aus diesen letztern Arbeiten erhellet zur Gnüge, daß ich die Dichtkunst und andre scherzhafte Schriften gänzlich fahren lassen, und mich blos

Octobr. p. 622. wird dieses Werk angeführt und sehr gerühmt. Zuletzt heißt es: Ea, quae perlegimus, nobis visa sunt hinc inde Plutarchum superare, saepius aequare, rarius proxime ad eum accedere. Docuit Cel. Auctor suo exemplo, aquilonaria ingenia haud semper frigere quin potius Gallis, huc illud saltantibus, leuissimisque esse tardiores Danos, eoque ipso iudicii praestantioris ac ingenii ad soliditatem magis subacti.

* Es hat zwar Herr Jonas Ramus in seiner Beschreibung von Norwegen Seit. 131. vieles von Bergen beygebracht; doch ist die Nachricht, welche Herr Hollberg von dieser Stadt ertheilet, und die 1740. in 8. herauskam, weit vollständiger und nützlicher.

blos mit solchen Dingen beschäftiget, welche einem Manne von meinem Alter anständig sind, weil ich selbst überzeugt war, daß dieses meinen Jahren und der ernsthaften Zeit, worinn wir leben, am meisten gemäß sey. Aus dieser Ursache unterdrückte ich auch beständig das bekannte Werk, die unterirrdische Reise,* welches nunmehr in verschiedenen Sprachen gelesen wird.

* Herr Hollberg hat dieses Werk in lateinischer Sprache abgefaßt unter dem Titel: Nicolai Klimii, iter subterraneum, nouam telluris theoriam ac historiam quintae monarchiae, adhuc nobis incognitae exhibens e Bibliotheca B. Abelini, 1741. in 8. 1 Alph. mit Kupf. Im Jahr 1745. erfolgte die andere und vermehrte Auflage. Man findet die neuen Zusätze Blat 31. Zeil 4. bis zu Ende des F. ingleichen Bl. 137. Z. 22. Bl. 141. Z. 11. bis 18. und Bl. 257. Z. 1 18. Ausser diesen hat man auch eine geharnischte und gleichfalls satyrische Vorrede Pet. und Andr. Klims, zweyer Söhne Th. Klims, und Enkel des grossen Nicolaus Klims, davor gesetzt, worinn die Wahrheit dieser Begebenheit durch sechs Zeugen und deren Brief und Siegel und durch die Aussage eines norwegischen Finnen, Peyuis bestätiget wird, der auf hohen Befehl sich in einen Adler verwandelt, sich in die Unterwelt begeben, und nach Verlauf eines Monats die Nachricht zurück gebracht haben soll, daß der Sohn des grossen Klims seinem Vater in der Regierung gefolgt sey, und itzt die quamitische Monarchie unter dem Namen Nicolaus des Andern beherrsche. Der Schluß lautet also: Ite iam, mortales increduli, et aut vos ipsos aut iudicia vestra in posterum suspendite! Siehe die altonaischen gelehrten Zeitungen, auf das Jahr 1745. Stück XVII. S. 142.

wird. Ich hatte solches bereits vor einigen Jahren ausgearbeitet, und ob ich gleich von meinen Freunden unaufhörlich aufgemuntert ward, dasselbe herauszugeben, so blieb ich doch unbeweglich bey meinem einmal gefaßten Vorsatze, und ließ mich durch keine Vorstellungen überwinden. Endlich aber erfuhr ein Buchhändler, daß ich eine Schrifft ausgearbeitet hätte, wovon sich der Verleger einen grossen Nutzen versprechen könnte. Es erbot sich also derselbe, nicht nur diese Schrifft zu kauffen, sondern er ließ auch nicht ehe nach, mich durch Bitten zu ermüden, bis er dieselbe endlich von mir erhielt. Ich überließ ihm aber doch dieses Werk nicht anders, als mit der ausdrücklichen Bedingung, daß er dasselbe, ehe es gedruckt würde, der Censur übergeben, und meinen Namen dabey verschweigen sollte. Es ist zwar in diesem Werke nichts anders, als eine Sammlung moralischer Wahrheiten enthalten, welche, wie es die Natur einer solchen Schrifft mit sich bringt, in einen unschuldigen Scherz eingekleidet worden. Ich wollte mir aber doch nicht gerne, da ich einmal angefangen hatte, mich mit ernsthaften und wichtigen Dingen zu beschäftigen, von neuem allerhand widrige Urtheile von solchen Personen zuziehen, welche alles, was aufgeweckt und scherzhaft ist, für sündlich, und der christlichen Ehrbarkeit unanständig, ansehen. Ich besorgte, daß man sich bey einer so ernsthaften Zeit darüber wundern möchte, wie ich noch itzt an sol-

chen

chen Kleinigkeiten ein Vergnügen finden können; ja man dürfte wol gar denken, ich sey bey zunehmenden Jahren wieder zu einem Kinde geworden. Ueberdem befürchtete ich, daß man von dieser Arbeit, wie von andern moralischen Fabeln, ein verkehrtes und widriges Urtheil fällen möchte; welches zwar einem jeden zum Mißvergnügen gereicht, keinem aber beschwerlicher ist, als einem Manne, der bereits ein ziemliches Alter erreicht hat, und sich beständig mit allerhand Krankheiten plagen muß. Es traf alles vollkommen ein, was ich vermuthet hatte. Das erste und einzige Exemplar, welches aus Deutschland hergebracht ward, setzte die ganze Stadt in Bewegung. Allenthalben hörte man verschiedene Reden und Auslegungen, insonderheit von solchen Leuten, welche das Buch nicht gelesen hatten. Es wurden so viele Zusätze und Erklärungen hinzugefügt, und die ganze Einrichtung ward so verkehrt vorgetragen, daß ich endlich selbst glaubte, es sey ein neues Werk, welches von einem andern ausgearbeitet worden. Diese Bewegung dauerte so lange, bis das Buch unpartheyischen und vernünftigen Richtern in die Hände gerieth. Denn da legte sich der Sturm, und die meisten faßten bessere Gedanken. Ich sage, mit Bedacht, die meisten. Denn man findet solche Leute, welche auch in dem deutlichsten Vortrag Heimlichkeiten suchen, und sich nach den Schlüssel zu demselben forschen. Man kann solche

Leute,

Leute am beſten mit den ſchädlichen Inſecten in der gelehrten Welt vergleichen. Sie machen ſich unnöthige Sorgen, und dichten den Schrifftſtellern Dinge an, welche ihnen nie in den Sinn gekommen ſind. Damit ich aber doch dieſe tiefſinnigen Leute einigermaſſen befriedigen möge, ſo will ich ihnen hier den Schlüſſel zu dem ganzen Werke aufrichtig mittheilen.

Man trifft in meinem Vaterlande verſchiedene Perſonen beyderley Geſchlechts an, welche offenbar von ihrer Gemeinſchaft mit den Zauberern und unterirdiſchen Einwohnern reden, und darauf ſchwören, daß ſie in tiefe Höhlen von unterirdiſchen Leuten abgeholt und hineingezogen worden. Die Thorheit dieſer Menſchen hat zu der gegenwärtigen Erdichtung Gelegenheit gegeben, und wird durch das Beyſpiel des Helden in dieſer Fabel des Nicolaus Klims, lächerlich gemacht. Die Abbildungen, welche hin und wieder in dem Werke angetroffen werden, ſind ſo verſchieden und mancherley, und erſtrecken ſich auf den ganzen Umfang der Sittenlehre, daß alſo zu einer jeden Seite ein Schlüſſel erfordert wird. Ich geſtehe, daß dieſe Schrifft in gewiſſer Abſicht eine Satyre kann genannt werden, und zwar wegen der ſcharffen und bittern Schreibart, womit die Laſter abgemahlt werden. Da aber das menſchliche Geſchlecht überhaupt angegriffen wird, ſo iſt es eine Satyre, die einem Philoſophen nicht unanſtändig iſt. Und vielleicht

ſcheint

scheint einigen die Schreibart noch gar zu eingeschränkt, furchtsam und kraftlos; weil es die Eigenschaft solcher Schrifften nothwendig mit sich bringt, daß sie scharf eingerichtet seyn, und sowol angreifen als vergnügen müssen. Hierbey aber erfordert die Klugheit, daß die Verfasser solcher Schrifften sich sehr wohl hüten, daß sie nicht die Grenzen überschreiten, und jemand besonders angreiffen. Sie müssen vielmehr ihre Pfeile auf das ganze menschliche Geschlecht überhaupt losdrücken. Wenn sie dieses beobachten, so schreiben sie keine Stachelschriften, sondern sie unterweisen die Menschen, sie verwunden nicht, sondern sie heilen. Je allgemeiner eine Satyre ist, destoweniger verdienet sie diesen Namen. Es ist viel leichter zu entschuldigen, wenn man das ganze menschliche Geschlecht angreift, als wenn man eine Nation allein tadelt. Man handelt billiger, wenn man die Laster eines ganzen Volks, als eines einzelnen Geschlechts bestreitet. Und endlich ist die Satyre weit erträglicher, die ein ganzes Geschlecht lächerlich macht, als welche die Fehler und Gebrechen einer Person insonderheit aufdeckt und vorstellt. Diese unterirdische Reise kann mit Recht ein philosophischer Scherz genannt werden, welcher jederzeit erlaubt gewesen, insonderheit, da die Abbildungen so eingerichtet sind, daß sie auf ein jedes Volk gezogen werden können. Es ist also kein Schlüssel nöthig, wo die Pforte offen stehet, und man braucht keine Erklärung,

klärung, wenn die Sache an sich selbst helle und deutlich ist. Ich will aber doch allen denjenigen zum Besten, welche stets einen Schlüssel suchen, das ganze Rätzel auflösen, und zeigen, was in diesem Gedichte vergnügt, angreift und unterweiset.

Die ganze Geschichte ist von keiner Erheblichkeit, und dienet blos dazu, die moralischen Lehren und Betrachtungen desto angenehmer vorzutragen. Der Innhalt dieser Fabeln ist, wie ich bereits erwehnt habe, von dem Aberglauben einiger Leute in meinem Vaterlande entlehnt, welche von ihrem Umgange, den sie mit unterirdischen Personen haben, sehr viel zu erzehlen pflegen. Es wird vorgegeben, daß der Held dieser Fabeln, Nicolaus Klim, in die Unterwelt gerathen sey. Welche Erfindung, weil sie neu ist, destomehr gefällt. Die seltsamen Schicksale dieses Mannes bewegen und vergnügen den Leser durch ihre beständige Veränderungen. Es werden Thiere von einer wunderbaren Gestalt aufgeführt, worauf noch niemand gefallen ist. Es kommen redende Bäume und musikalische Instrumente vor, die Vernunft haben. Der Ausgang dieser Geschichte setzt den Leser in Bewegung, da der Stiffter der fünften Monarchie in einer halben Stunde in einen armen Studenten verwandelt wird. Deßfalls lesen auch viele dieses Buch blos in der Absicht, die Zeit dadurch zu verkürzen. Es bestehet also die ganze Geschichte in einer

blossen Erdichtung; aber deßwegen darf man dieselbe doch nicht als ein blosses Geschwätz ansehen. Denn diejenigen, welche nicht gerne ernsthafte Vermahnungen hören, werden durch dergleichen Erfindungen aufgemuntert, ein solches Buch zu lesen. Trimalchio hatte unmittelbar bey seinem Grabmahl eine Uhr gesetzt, damit alle diejenigen, welche nach der Uhr sehen wollten, zugleich seinen Namen lesen müßten. Und denen zu Gefallen, welche gern etwas munteres lesen mögen, hat man den Ernst mit Scherz vermengt. Wenn ein Fischer sich nicht solcher Dinge bedient, wodurch die Fische gelockt werden, auf den Angel zu beissen, so wird seine Fischerey nur sehr schlecht von statten gehen: Und aus eben dieser Ursache haben auch die größten Weltweisen öfters lustige und reitzende Fabeln ersonnen, damit sie ihre Zuhörer auf eine angenehme Art unterweisen könnten. Ich habe mir Mühe gegeben, in Absicht auf die Moral, welche das Augenmerk des ganzen Buchs ist, solche Charactere vorzustellen, welche bisher noch nicht hinlänglich aufgeführt worden. Wie oft werden wir nicht durch den Schein der Tugenden und Laster betrogen; wie oft hält man nicht den Schatten für das Wesen selbst. Der Character derjenigen Personen ist vor allen andern merkwürdig: Die durch ihr Feuer alles ausrichten wollen, welche zwar eine Sache gleich einsehn, aber dennoch dieselbe nicht gründlich fassen. Solche Leute pflegt man insgemein

mit

mit den gröſsten Lobſprüchen zu belegen. Aber in der Landſchafft Potu, werden ſie als Müſsiggänger angeſehen, weil ſie durch ihre beſtändige Arbeiten nichts ausrichten. Hingegen pflegt man diejenigen nachläſsig und einfältig zu nennen, welche ſich nicht übereilen, ſondern alles vorher wohl überlegen, und daher auch nicht mehr auf ſich nehmen, als ſie leiſten können. Von beyden geben die Einwohner in Potu und Martinia ein Beyſpiel. An dem einen Orte hielt man den Klim für ein unnützes Geſchöpf, weil er ſo ſchnell eine Sache begreiffen und faſſen konnte; und an dem andern Orte tadelte man an ihm, daß er ſo viele Zeit dazu brauchte. So ſind die übrigen Charactere auch eingerichtet. Alles was Klim, welcher eine jede Sache nach der gemeinen Vorſtellung beurtheilet, in den Ländern, wohin er geräth, ſiehet und antrifft, das iſt ungereimt, und was er, dem erſten Anſehen nach, tadelt und verwirfft, das bewundert und erhebt er, wenn er alles reiflicher überlegt hat. Das ganze Werk zielt alſo beynahe allein dahin, den Menſchen ihre allgemeinen und irrigen Meynungen zu benehmen, und die Dinge, welche nur den Schein der Tugenden und Laſter haben, von den rechten Tugenden und Laſtern zu unterſcheiden. Die meiſten Moraliſten predigen mit ſolchen Eifer gegen den Geitz, gegen die Wohlluſt und Verſchwendung, daß ſie ganz müde werden. Aber ſie wärmen das alte nur wieder auf, und ſagen

nichts mehr, als was andre bereits davon gesagt haben, und was allen Leuten länastens bekannt ist. Hiedurch werden zwar die Ohren betäubt, aber das Herz wird nicht gebessert. Diejenigen aber richten weit mehr aus, welche die falschen Meynungen aus dem Wege räumen, und die wahren Begriffe mit aller Schärfe den Herzen einprägen; welche allgemeine, und fast durchgehends angenommene Irrthümer angreiffen, und den geschminkten Tugenden die Maske abziehen. Solte jemand glauben, daß ich dieses alles blos zu dem Ende angeführt, mich selbst zu rühmen, der muß wissen, daß ich nicht von mir, sondern von den Zwecke rede, den ich bey der Abfassung dieses Werks vor Augen gehabt habe. Ich behaupte, daß es der Pflicht eines Philosophen gemässer sey, die Menschen zu unterrichten, als gegen die Fehler zu eifern, welche die Lasterhaften selbst erkennen und einsehen. Dahin zielen die in diesem Gedichte gegebenen Lehren. Wie weit ich aber meinen Zweck erreicht, solches mögen andre beurtheilen. Dieses will ich nur noch zu meiner Vertheidigung hinzuthun: Wenn etwa jemand meine Schrifft mit andern prächtigen und schönen moralischen Fabeln vergleichen, und in Absicht auf dieselben meine Arbeit matt und unvollkommen nennen wollte, der wird zugleich bedenken, daß das Schicksal und die Umstände der Scribenten nicht allenthalben gleich sind. In Deutschland, Frankreich, und insonderheit

in

in England, wo man alles frey ſagen darf, was man denkt, und wo dem Geiſte kein Zügel angelegt wird, iſt es viel leichter, ſeine Stärke zu zeigen, als in unſerm Norden, wo wir mit ſcharfen Cenſuren geplagt werden, wodurch Munterkeit und Feuer bey einem Scribenten gedämpft wird. Wenn deßfalls auch in hieſigen Ländern ſolche Dichter und Philoſophen gefunden werden, die den Engländern nichts nachgeben, ſo erreichen ſie doch die Vollkommenheit derſelben nicht. Wer auf einen unbekannten und mit Dornen beſetzten Wege nach dem Ziel läuft, gelangt weit ſpäter dahin, als der auf einem ebnen und gebahnten Wege dahin eilet. Aber die Schuld iſt nicht den Füſſen, ſondern dem Wege zuzuſchreiben. Wenn ein Lehrer ſeinem Schüler beſtändig drohet, ſo macht er denſelben verzagt. Man muß ohne Furcht und Sorgen ſeyn, wenn man zeigen ſoll, was man ausrichten kann. Wie Horatz anfieng, Satyren zu ſchreiben, ſo hatte er bereits ſein gutes Auskommen.

- - Satur eſt, cum dicit Horatius, eheu!

Die gröſte Plage, welche unſre Dichter empfinden, beſtehet darinn, daß ſie ihren Geiſt und ihr Feuer unterdrücken, damit ihnen die ſcharfen und mißtrauiſchen Cenſores keinen Verdruß erregen. Ich habe aus eben dieſer Urſache, welches ich gewiß verſichern kann, manchen artigen Einfall weggelaſſen, damit man nicht denken ſollte, ich hätte auf gewiſſe

Personen gezielet. Und dennoch ist es mir unmöglich gewesen, dieser Beschuldigung zu entgehen. Ich habe bereits, bey der Ausgabe meiner vorigen scherzhaften Schrifften, das Naturell meiner Landsleute kennen lernen, und aus eben derselben Ursache hatte ich mir auch fest vorgenommen, diese Schrifft nicht ans Licht kommen zu lassen. Und gewiß, kein Ruhm, keine Aufmunterung soll mich ferner bewegen, jemals wieder diesen Weg zu betreten, oder mich nochmals auf dieses Meer zu wagen. Diese Arbeit will ich solchen Leuten überlassen, welche stärker, als ich, sind. Ich will aber vielmehr durch einen anständigen Müßiggang, und durch eine edle Nachläßigkeit alle Fehler wieder ersetzen und aussöhnen, die ich durch meinen Fleiß begangen habe. Insonderheit bin ich sehr sorgfältig gewesen, daß ich der Geistlichkeit keine Gelegenheit geben möchte, gegen mich die Waffen zu ergreiffen, da ich aus der Erfahrung weis:

- - Animis quantae cœlestibus irae.

Und gewiß, niemand hört mit grösserm Wiederwillen, daß man seine Laster angreift, als derjenige, der selbst öffentlich dagegen eifert; und niemand verfolgt heftiger, als derjenige, der allezeit gegen die Verfolgung prediget. Einige, welche mir nicht gewogen waren, fiengen gleich an, sich gegen mich zu rüsten. Sie liefen allenthalben in der Stadt herum, und streueten allerhand thörichte und unbillige Dinge aus, welche in meiner Schrifft sollten enthalten seyn. Wie

sie

ſie aber merkten, daß ſie nur bey wenigen Glauben funden, und daß man mit leichter Mühe eben ſo viele Satyren aus ihren Predigten ziehen könnte, wenn man unbillige Erklärungen darüber machen wollte, ſo wurden ſie endlich müde, herumzulaufen; und weil ſie ſich für dieſen Erinnerungen fürchteten, ſo ſchwiegen ſie ſtille. Man meynt, daß dieſelben die unbillige Cenſur geſchmiedet haben, welche zu Göttingen herauskam. Ich kann dieſes aber doch nicht gewiß behaupten, weil ich es nicht der Mühe wehrt achtete, mich nach dem Urheber derſelben zu erkundigen. Einige trieben mich an, dieſe ungegründeten Beſchuldigungen zu widerlegen: Aber ich halte dafür, daß man mit ſolchen Leuten ſich in keinen Streit einlaſſen, noch ihre Fehler nachahmen muß, weil man ihnen ſonſt ähnlich wird. Ich freue mich vielmehr, daß ich dieſes unbillige Urtheil mit Verachtung angeſehen habe. Und gewiß, es ſcheint gegenwärtig mit der gelehrten Welt ſehr ſchlecht beſtellt zu ſeyn: Da ſolche Leute nicht nur Bücher ſchreiben, ſondern auch dieſelben beurtheilen. Die Urtheile, welche andre Völker von meiner Arbeit gefället haben, bezeugen zur Gnüge, mit welchem Beyfalle man dieſe Schrifft aufgenommen, und das Glück, welches dieſes Buch erfahren, da man es gleich in fünf Sprachen überſetzt,* giebt deutlich gnug

* Herr Hollberg nennt nur fünf Sprachen, da ihm vielleicht nicht bekannt geweſen, daß dieſe Schrifft auch ins Engliſche und Holländiſche überſetzt worden.

zu erkennen, daß es auch auswärts mit eben demselben Vergnügen, wie in meinem Vaterlande, gelesen worden. Die Urtheile, welche man in einigen andern gelehrten Tagebüchern von dieser Arbeit antrifft, sind mir gleichfalls nicht unangenehm gewesen. Man giebt mir das Lob, daß die Erfindung sehr sinnreich und artig sey; nur meynen einige, ich hätte die Wahrscheinlichkeit nicht beobachtet. Und da endlich diese Richter den Ausspruch thun: Man müsse dem Verfasser diese Fehler verzeihen; so ist es billig, daß ich ihnen dieses Urtheil wieder verzeihe und zu gute halte. Dies aber werden mir diese gelehrten Männer erlauben, hinzuzusetzen, daß diese Fehler, welche sie tadeln, von andern für eben so viele Zierrathen angesehen werden. Der Endzweck dieser Erfindung zielet dahin, gewisse Schrifftstellen lächerlich zu machen, welche in der Beschreibung weitentlegner Lande uns so viele Fabeln für Wahrheiten verkauffen. Daß ich diese Absicht gehabt habe, solches erhellet aus den beyden Vorreden, welche diesem Werke vorgesetzt sind. Und wenn wir uns eine neue Welt vorstellen, so muß uns weiter nichts unglaublich vorkommen. Sollte auch wol einer, der wie Cicero sagt, auf der Insul Seripho gebohren worden, und niemals weiter gekommen, sich überreden lassen, daß Löwen und Pantherthiere vorhanden wären, da er auf seiner Insel keine andre Thiere, als Hasen und Füchse gesehen; und würde er nicht glauben, daß man über ihn spottete,

tete, wenn man anfangen wollte, mit ihm von Elephanten zu reden. Wenn jemand in den Saturn, Jupiter, den Mond oder einen andern Planeten hingerückt würde, und daselbst unsre Erde beschriebe: Würden diejenigen, welche in den Planeten die Bücher beurtheilen, nicht eben dasselbe Urtheil fällen, daß der Verfasser die Wahrscheinlichkeit nicht beobachtet, und daß er ungereimte Dinge ersonnen, welche mit der Natur und Erfahrung stritten? Würden sie nicht bey Erblickung einer menschlichen Gestalt erstaunen und ausrufen?

Ey! qualis facies, et quali digna tabella.

Einige gestehen, daß diese Schrifft mit sehr vielem Witz geschrieben, und mit vielen gründlichen Gedanken und Lebensregeln angefüllt sey. Sie glauben aber daß diese Schrifft vollkommen seyn würde, wenn ich einige scherzhafte Stellen, die einem Manne von meinem Alter und einem Philosophen nicht anständig wären, weggelassen hätte. Jedoch, diese Gedanken werden nur bey solchen Platz finden, welche nicht wissen, daß auch die Gelehrtesten, frömmsten und ernsthaftesten Männer solche scherzhafte Schrifften abgefaßt haben. Diejenigen aber, welchen bekannt ist, was für grosse Männer ich zu meinen Vorgängern erwählt, werden mir leicht verzeihen, wenn ich mit denen irre, deren Scherz und Munterkeit nachzuahmen, einem jeden Schrifftsteller nothwendig Ehre bringen muß. Vielleicht urtheilt man auch gelinder, wenn man erwegt,

daß man auf eine doppelte Art scherzen könne. Einige finden an einem unanständigen, unverschämten, schändlichen und unzüchtigen Scherz einen Geschmack. Andern aber gefällt nur ein muntrer, unerwarteter, kluger und angenehmer Scherz. Mit dieser letztern Gattung des Scherzes sind die Bücher der socratischen Weltweisen angefüllt. Viele haben sich eines solchen artigen Scherzes mit Vortheil bedienet; und hieher gehört die Sammlung des Cato, worinn lauter kluge und witzige Einfälle vorkommen. Cicero hat gewiß nicht ohne Grund geurtheilet, daß man auch aus dem Scherz ein edles Gemüth erkennen könne.

Indessen urtheilen diese Richter noch ziemlich gelinde, und da man überhaupt vom Geschmack nicht viel zanken kann, so lasse ich einem jeden gerne seine Einsicht. Ich gestehe auch, daß die Erinnerungen derjenigen eine Aufmerksamkeit verdienen, welche wissen, daß man nicht durch Dornen gehen könne, ohne sich zu verletzen, und daher diese Schreibart einem alten und schwachen Manne wiederrathen haben. Aber so ist es mit der Neigung der Menschen beschaffen: Man unterwirft sich mit Freuden dem größten Verdrusse, damit man einen unsterblichen Namen erhalte; man eilt der größten Gefahr mit dem innigsten Vergnügen entgegen, damit die spätesten Nachkommen unsre Standhaftigkeit rühmen mögen. Gewiß, ein Gemüth, welches nach Ehre und Ruhm ringet, wird durch nichts

so

ſo ſehr, als durch die Betrachtung angefeuert, daß man ſowol durch wichtige als geringere Bemühungen nicht allein noch im Leben berühmt werden, ſondern auch noch nach dem Tode leben könne. Ich habe es dennoch öfters recht reiflich bey mir überlegt, ob es rathſam ſey, ſich wieder auf das Meer zu wagen, woſelbſt ich dem Schiffbruche öfters ſo nahe geweſen. Weil aber meine Freunde, denen meine Schrifft gefiel, mir die Verſicherung gaben, daß keine Gefahr zu beſorgen ſey, und keine Bewegung daher entſtehen könne, ſo ließ ich mich endlich überreden. Ich beſorgte, daß die Erfindung, und der hin und wieder eingemiſchte Scherz die meiſten wider mich in den Harniſch bringen würde. Einige ſagen die Wahrheit mit Bitterkeit, andre mit Lachen; beyde haben einerley Abſicht, ob ſie ſich gleich verſchiedener Wege bedienen, dieſelben zu erreichen. Was man aber bey den erſten Eifer nennet, das wird bey den andern Muthwillen genannt. Denn da dieſe die Laſter durch Erdichtungen und Scherz angreifen, ſo gerathen die Leſer, welche kein gutes Gewiſſen haben, gleich auf den Argwohn, daß man ſie dadurch lächerlich machen wolle.

Denen verzeihe ich am liebſten, welche mich mit meinen eignen Waffen zu beſtreiten, und alſo zu urtheilen pflegen. Der Verfaſſer tadelt es bey einer jeden Gelegenheit, wenn man ſich über andre aufhält, und dennoch urtheilet er ſelbſt über andre Leute. Er ſtreitet gegen

die

die Fehler, welche er selbst begeht. Er muß entweder aufhören zu schreiben, oder er muß seine eigne Fehler verbessern. Er muß entweder nicht weiter über die bittern Urtheile spotten, welche von andern gefället werden; oder er muß selbst sein Richteramt niederlegen, damit es nicht scheine, als wenn man ihm allein das Recht eingeräumt hätte, sich über andre aufzuhalten. Diesen Vorwurf aber kann ich nicht besser von mir ablehnen, als wenn ich diesen Richtern zu Gemüthe führe, daß nichts edler sey, als wenn man seine Fehler nicht verhehlet, sondern solche frey bekennet. Dadurch giebt man zu erkennen, daß man den Anfang gemacht habe, auf die Besserung seines Lebens zu gedenken. Und diese Aufführung ist einem jeden Philosophen rühmlich. Hiermit stimmt auch das Urtheil überein, welches die Verfasser der gelehrten Zeitungen, bey der Gelegenheit, da sie meine Schrifften angeführt, von mir gefället haben. In den hamburgischen gelehrten Zeitungen auf das Jahr 1732. heißt es von mir: **Die Laster, Mißbräuche und üble Gewohnheiten läßt er so wenig an sich selbst, als an andern ungestraft.** Und an einem andern Orte sagen die Verfasser: **Wenn er seinen eignen Character entwirft, so macht er sich kein Bedenken, sich selbst bisweilen durchzunehmen.** Wer also seine eignen Fehler aufrichtig bekennt, und nicht einmal seinen Namen verschweigt, der kann die Fehler des menschlichen Geschlechts

frey

frey und ohne Bedenken tadeln. Der andre Einwurf wird durch die Abſicht hinlänglich widerlegt, welche ich in dieſen Briefen deutlich genug zu erkennen gegeben. Ich habe niemals in meinen Schrifften die Abſicht gehabt, jemand lächerlich zu machen; ſondern ich habe mich lediglich bemühet, einige Proben in den ſogenannten ſchönen Wiſſenſchafften zu geben, damit mein Vaterland auch ſolche Schrifften aufweiſen, und dadurch den Vorwurfe derjenigen von ſich ablehnen können, die uns den Mangel ſolcher Schrifften vorrücken. Aus dieſer Urſache habe ich in ſolchen Abhandlungen, welche, ihrer Natur und Abſicht nach, eine ſcharfe Schreibart erfordern, ſolche auch gebraucht, und die Fehler ohne Scheu ſcharf und bitter angegriffen. Man könnte daher eher fragen, warum der Verfaſſer Comödien, Satyren und moraliſche Fabeln geſchrieben, als, aus welcher Urſache er ſich einer beiſſenden Schreibart bedienet habe? Verwirft man dieſes, ſo tadelt man zugleich die witzigſten Völker, die berühmteſten Weltweiſen, den Plato und Socrates ſelbſt. Wenn man aber durch dieſe Beyſpiele zurückgehalten wird, dieſe Schreibart zu verwerfen, ſo iſt man gezwungen einzuräumen, daß Scherz und Schärfe in ſolchen Schrifften nothwendig erfordert werden. Ein Luſtſpiel ohne Scherz, eine Satyre ohne Stacheln iſt einem Wagen ohne Räder ähnlich. Deßwegen muß man entweder eines gänzlich verwerfen,

sen, oder auch dieses zugeben. Dennoch aber müssen sich auch die Verfasser selbst wohl hüten, daß sie nicht unter dem angenommenen Schutz der Sittenlehre rasen, und sich dadurch an ihren Feinden zu rächen suchen. Von diesem Fehler sprachen mich alle diejenigen frey, welche meine scherzhaften Schrifften mit unpartheyischen Augen ansehen. Ich habe mich auch selbst bemühet, durch unaufhörliche Erinnerungen die Schrifftsteller davon abzurathen, daß sie nicht über eine Person besonders spotten sollten. Ich habe mich oft selbst in meinen Vorreden deßfalls getadelt, daß ich in der Antwort auf einige Beschuldigungen etwas hitzig gewesen; ob man gleich glaubt, daß es nach dem Kriegsrecht zugelassen, und als eine erlaubte Nothwehr anzusehen sey. Und sollte es darauf ankommen, solche Schrifften zu schreiben, wodurch jemand besonders beleidiget würde, so würde ich gewiß unter meinen Landsleuten der allerletzte seyn, welcher sich dazu durch Belohnungen oder Aufmunterungen würde anreitzen lassen. Denn dieses ist nicht nur einem Philosophen, sondern auch einem jeden redlichen Menschen höchstunanständig. Wie sehr wollte ich mich freuen, wenn dieses mein einziger Fehler wäre, und wenn meine Feinde mir sonst nichts vorzuwerfen wüßten, als daß ich unter erdichteten Nahmen über die Fehler des menschlichen Geschlechts gespottet, oder daß ich unter lustigen Fabeln nützliche Lebensregeln gegeben. Aber ich habe

andre

andre Fehler an mir, welche ich bisweilen mit einer fast gar zu grossen Aufrichtigkeit selbst bekannt habe.

Jedoch, ich will von dieser unterirdischen Reise nicht weitläuftiger handeln, welches meine letzte Schrifft von dieser Art seyn soll. Dieses kleine Werk ward gleich darauf in verschiedene fremde Sprachen übersetzt. Daß man es aber so späte erstlich in der dänischen Sprache gelesen, dazu habe ich selbst Anlaß gegeben. Die meisten Dänen verstehen die deutsche Sprache, und ich hielt es nicht für rathsam, diese aus der Sittenlehre entlehnten Regeln und Vorschrifften dem verkehrten Urtheil des gemeinen Mannes zu unterwerfen, welcher nicht vermögend ist, dieselben einzusehen. Was andre mit Nutzen lesen und verstehen, das kann der gemeine Mann kaum durch die Brille sehen. Folgende Fabel drückt dieses sehr schön aus: Der Maulwurf hörte, daß die Menschen Brillen brauchten, und bat deßfalls seine Mutter, daß dieselbe ihm auch eine solche Brille kaufen möchte. Die Mutter aber gab ihm diese Antwort: Begehre solche Dinge nicht, die deiner Natur nicht gemäs sind. Denn die Brillen, welche den Menschen dienlich sind, leisten den Maulwürfen nicht den geringsten Nutzen.

Wie ich also dieses Werk zu Stande gebracht hatte, so nahm ich mir wieder etwas ernsthaftes vor. Ich hatte den Entschluß gefaßt, eine Geschichte zu schreiben; aber ich wußte nicht eigentlich, welchen Theil der Geschichte ich wählen sollte,

te. Nach einer reifen Ueberlegung beſchloß ich endlich, die Geſchichte des jüdiſchen Volks zu ſchreiben. Folgende Urſachen bewegten mich inſonderheit, dieſen Entſchluß zu faſſen. Unter ſo vielen berühmten Männern, welche die Schickſale und Sitten dieſes Volks beſchrieben haben, hat keiner eine zuſammenhängende Geſchichte von dem Urſprung dieſes Volks bis auf unſere Zeiten geliefert. Joſephus fängt von der Schöpfung der Welt an, und geht bis auf die Zerſtörung des Tempels unter dem Titus. Unter den neuern Scribenten ſind auſſer Zweifel Prideaux und Basnage die vornehmſten. Der erſte hat einen Theil der jüdiſchen Geſchichte abgefaßt, nemlich von der babyloniſchen Gefängniß bis auf die Zeiten Chriſti. Der letzte fängt da wieder an, wo der erſte aufgehöret. Aus dieſer Urſache ſind dieſe drey Scribenten demjenigen unentbehrlich, welcher die jüdiſche Geſchichte vom Anfange bis zu Ende wiſſen will. Damit man aber alles, was die jüdiſche Nation betrifft, deſto leichter faſſen und einſehen möge, ſo habe ich alles, was bey den erwehnten Scribenten von den vornehmſten Schickſalen, Sitten und Geſetzen dieſes Volks enthalten iſt, in einem Buche zuſammengetragen. Wie ich noch hiemit beſchäftiget war, ſo kam ein Werk in franzöſiſcher Sprache unter dem Titel heraus: Hiſtoire du peuple de Dieu; welches aus zehn Theilen in 4. beſtand. Ich urtheilte, daß meine Arbeit nunmehr überflüßig ſeyn würde. Aber dieſe Furcht verſchwand, ſobald

so bald mir nur das Buch zu Gesichte kam. Es ist in demselben nur die Geschichte des alten Testaments enthalten. Doch verdient diese Arbeit nicht einmal den Namen einer Geschichte, wegen der vielen Zusätze und erdichteten Reden, womit diese Bände angefüllt, und zu einer so grossen Weitläuftigkeit gediehen sind. Die kleinsten Begebenheiten sind hier mit der größten Beredsamkeit vorgetragen: Und weil Adam, Noa und die übrigen Patriarchen in diesem Werke überaus gekünstelt sprechen, und sehr weitläuftige und nach den Regeln der Beredsamkeit ausgearbeitete Reden halten, so sollte man fast auf die Gedanken gerathen, daß sie sich zu unsern Zeiten zu Paris oder Versailles aufgehalten hätten. Ich übergehe hier die andern Fehler, welche in diesem Buche enthalten sind, und den Lesern einen Eckel erregen.

Ich setzte also meine Arbeit mit allem Fleisse fort, und entlehnte das meiste aus den bereits oben angeführten Scribenten. In dem Leben der Patriarchen habe ich sehr viel aus der prächtigen Historie genommen, welche von einer gewissen Gesellschaft in England herausgegeben wird. Da ich aber nur die ersten beyden Theile besaß, und der andre Theil nicht weiter gehet, als bis auf die Zeiten Sauls, so habe ich nachher keine andre Wegweiser gehabt, als die Bücher des alten Testaments und den Josephus, bis auf das Ende des israelitischen Reichs, wo Prideaux anfängt. Dennoch aber ist dieser Theil der Ge-

schichte deßfalls nicht trockner oder von geringerm Nutzen, als die übrigen.

Auſſer den angeführten Scribenten habe ich mich der schönen und wohlausgearbeiteten Schrifften der berühmteſten und in den Alterthümern höchſterfahrnen Männer bedienet. Philo, Cunäus, Liahtfoot, Vitringa, Richard Simon, Spencer, Reland, Seldenus, Salomon Ben Virga, Ganz, Bartolaccius und andre berühmte chriſtliche und jüdiſche Schrifftſteller ſind meine Vorgänger und Gehülfen geweſen; dieſes bezeugen die vielen Zeugniſſe, die ich aus ihnen entlehnet und auf den Blättern angezeiget habe. Schutt iſt ausführlicher als Basnage, und hat auch viele Fehler entdeckt, welche derſelbe begangen. Er hat die jüdiſche Geſchichte in dem letzten Jahrhundert in ein groſſes Licht geſetzt. Wie ich endlich mit dieſem Werke zu Stande gekommen war, ſo gab ich daſſelbe in zween Bänden in Quart heraus. * Die groſſen Koſten, welche zum Drucke deſſelben erfordert wurden, verurſachten, daß ich ſehr lange bey mir überlegte, ob ich nicht den itzt ſo bekannten und üblichen Weg der Pränumeration bey dem Verlag dieſes ſehr weitläuftigen Werks erwählen wollte? Ich ward aber durch den groſſen Mißbrauch, welcher bey dem Vorſchuß eingeſchlichen, davon abgehalten. Es gewinnt

* Und zwar im Jahr 1742. unter dieſem Titul: Jüdiſche Geſchichte, vom Anfang der Welt bis auf unſere Zeiten.

winnt mit der Pränumeration gegenwärtig fast eben dasselbe Ansehen, als wenn man Allmosen bittet, und deßwegen ließ ich das Werk auf meine eigene Kosten drucken. Diejenigen kann man mit Recht entschuldigen, welche sich dieses Mittels bey grossen Werken bedienen, die viele Kosten erfordern. Nun aber werden alle und jede eingeladen, auf Schrifften von wenigen Blättern zu pränumeriren, welches wirklich eben so viel heißt, als wenn die Scribenten sagten: Gebt mir doch ein Allmosen um GOttes willen. Da die Pränumerationes so weit getrieben werden, so befürchte ich, daß sich solches bis auf die Kaufleute und Tagelöhner, ja gar bis auf die unzüchtigsten Personen erstrecken wird, von denen man inskünftige nichts wird erhalten können, wo man ihnen nicht das Geld voraus bezahlet.

Alles dieses habe ich währender Zeit zu Stande gebracht, da ich das Rentmeisteramt verwaltet; und ob ich gleich durch allerhand Verhinderungen abgehalten worden, so sollte man doch hieraus vielmehr schliessen, daß ich mich dem Studiren ganz aufgeopfert hätte. Einige haben auch daher den Schluß gemacht, daß ich wegen meines grossen Triebes zu den Wissenschaften mein Amt nachläßig verwalten würde. Es ist aber, so viel mir bewußt ist, nicht das geringste von mir in diesem Stücke verabsäumet worden, indem ich immer beyde Pflichten auf das sorgfältigste beobachtet habe. Der Trieb zu den Wissenschaften

muß uns niemals so sehr hinreissen, daß man darüber sein Amt versäumen sollte, da man vielmehr aus den Wissenschaften selbst lernet, daß solches aufs genaueste erfüllet werden muß. Ich ehre die Minerva, so oft Mercur es mir erlaubet. Ich sehe es als eine Pflicht eines Philosophen an, daß man sein Studiren beyseite setze, wenn das Amt andre Verrichtungen erfordert. Die meisten Wissenschaften, denen ich bereits in meiner Jugend ergeben gewesen, gefallen mir auch noch im Alter, ausser, daß ich lieber alte, als neue Bücher lese, und lieber die Quellen selbst aufsuche, als aus den Strömen schöpfe, die man daraus hergeleitet. Es sind aber doch nicht viele Bücher nach meinem Geschmacke: Denn die mittelmäßigen Schrifften sind mir eben so sehr zuwider, als die abgeschmackten. Und gewiß, wenn ich gar keine gute Bücher haben könnte, so würde ich lieber solche Schrifften lesen, worinn nichts, als Mährlein und Fabeln befindlich sind, als diejenigen, welche mittelmäßig oder schlecht geschrieben worden. Wie ich deßfalls vor einigen Jahren gezwungen ward, in einem Wirthshause ausserhalb der Stadt eine Nacht zuzubringen, und selbst keine Bücher bey mir hatte; so durchsuchte ich des Wirths Bibliothek mit grossem Fleisse, und nach gehaltener Musterung wählte ich mir endlich die Historie vom Eulenspiegel, als ein geringeres Uebel unter so vielen schlechten und gemeinen Büchern. Da ich demnach nur an guten Büchern ein Vergnügen finde, so fehlet es mir bisweilen

an Büchern, und meine Luſt zu ſtudiren wird dadurch ſehr unterbrochen, weil ich genöthiget bin, die guten Bücher ſo oft wieder durchzuleſen. An einigen Büchern aber finde ich ein ſo groſſes Vergnügen, daß ich niemals müde werden kann, dieſelben von neuem durchzuleſen. Das Buch des Grotius, von dem Rechte des Krieges und des Friedens, ſcheint mir allemal neu zu ſeyn, ob es gleich bereits unter die alten Bücher gehört. Dieſer groſſe Mann hat das Eis in der Sittenlehre gebrochen, unzählige andere ſind ihm hierinn gefolgt, keiner aber hat ſeine Vollkommenheit erreicht. Ein jedes Wort iſt eine Regel, eine jede Regel iſt ein Orakel, und die Schreibart iſt ſo ſchön und reitzend, daß man glaubt, einen der beſten alten Schrifftſteller zu leſen. Gewiß, der Name dieſes groſſen Mannes und die von ihm vorgetragenen Lehren werden niemals, auch bey denen ſpäteſten Nachkommen, der Vergeſſenheit übergeben werden.

Unter den lateiniſchen Scribenten halte ich den Petronius Arbiter für den größten Meiſter. Denn es ſcheint, daß er in allen Stücken vollkommen geweſen. Das Hiſtoriſche, was ſich in des Petronius Schrifften findet, iſt ſo deutlich, rein und reitzend abgefaßt, daß er in dieſem Stücke auch dem Livius den Vorzug ſtreitig machen kann. Die Gedichte, welche allenthalben angeführt werden, ſind mit einem virgilianiſchen Geiſte geſchrieben. Die Satyren ſind beiſſend und munter, und man bemerkt allenthalben einen

ſo reichen Witz, wodurch alle comiſche Scribenten übertroffen werden. Petronius iſt auch der einzige, welcher die gemeinen Redensarten anführt, und die thörichte Schwatzhaftigkeit mit lebendigen Farben abmahlet. Man ſollte denken, daß er ſeine ganze Lebenszeit unter dem gemeinſten und niederträchtigſten Pöbel zugebracht hätte, wenn er die Reden und das Geſchwätze anführt, welche die Gäſte des Trimalchio vorgebracht haben. Weil er aber zugleich unzüchtig ſchreibt, ſo muß man ihn der Jugend nicht in die Hände geben.

Noch niemals haben wir uns, mein Herr, wie Ihnen längſt bekannt iſt, wegen der lateiniſchen Dichter vereinigen können. Ihnen gefällt der Virgil am beſten; ich aber halte den Ovidius für den größten. Sie folgen dem Urtheile andrer gelehrten Männer; ich aber folge in dieſem Stücke meinem eignen Geſchmack. Ich glaube, daß ich hierinn irre, aber ich habe dieſen Fehler noch niemals überwinden können: Denn mich dünkt, daß man bisher noch keinen gefunden, den man dieſen Dichter auch nur mit einigem Schein an die Seite ſetzen könnte. Er mag hoch oder niedrig, kurz oder weitläuftig, ernſthaft oder munter ſchreiben, ſo iſt er jederzeit vollkommen. Seine Metamorphoſis iſt in prächtigen Ausdrücken abgefaßt, aber doch auch zugleich ſo flieſſend, angenehm und leicht geſchrieben, daß man dieſelbe auch Anfängern in der lateiniſchen Sprache erkläret. Wenn man den Ovi-

dius

dius mit andern Dichtern vergleicht, ſo wird man mit leichter Mühe wahrnehmen, wie gekünſtelt alles bey den andern iſt, und wie natürlich alles bey dem Ovidius flieſſet. Auch wenn man ſeine Gedichte in eine ungebundene Schreibart zergliedert, ſo herrſcht doch allenthalben der erhabene Geiſt des Ovidius; und dieſer allein iſt es, welcher ſeine Gedichte von einer ungebundenen Rede unterſcheidet. Die Proſodie, die Geiſſel der Dichter, quält den Ovidius nicht. Seine Gedichte flieſſen in einer ſo natürlichen Ordnung der Wörter, als wenn er an keine gewiſſe Art der Gedichte gebunden wäre, und er unterſcheidet ſich hiedurch von denjenigen, welche die Wörter ſo ſehr verwerfen, und daß zuerſt ſetzen, was billig zuletzt am Ende erſtlich folgen ſollte. Und dieſe natürliche Ordnung der Wörter beobachtet er nicht nur in ſeinen verliebten Schrifften, in ſeinen Klaggedichten und in ſeinen Briefen, ſondern auch in den prächtigſten Beſchreibungen, der Verwandlungen; ja auch in den feurigſten und lebhafteſten Stellen ſchweift er doch niemals aus. Die Proſodie, ein abgemeſſenes Sylbenmaas, und was ſonſt andre Poeten ſo ſehr zu martern pflegt, hält meinen Dichter niemals auf. Daher kann man auch keinen andern Poeten aufweiſen, der dem Ovidius an erhabenen Ausdrücken und zugleich an Deutlichkeit gleichgekommen. Wenn andre ſich, auch nur in kleinen Gedichten, die größte Mühe geben, deutlich zu ſchreiben, ſo trift man

bey dem Ovidius die gröſte Deutlichkeit, ohne den geringſten Zwang, in ganzen Büchern an. Und daß ich alles kurz zuſammenfaſſe: Ovidius gehört unter diejenigen Dichter, welche von der Natur allein gebildet werden, und man kann von ihm mit Wahrheit ſagen, daß er von den Muſen ernährt und erzogen worden. Ich will mich aber doch deßwegen mit denen in keinen Streit einlaſſen, welche den Virgil allen andern vorziehen. Dieſes iſt mir nur unerträglich, daß einige neue Kunſtrichter ſo ſchlecht von dem Ovidius urtheilen, und ihn geringer ſchätzen, als den Horatz, Lucan und andre.

Man kann verſchiedene Urſachen anführen, warum einige den Ovidius ſo kaltſinnig und mit ſo wenigem Vergnügen leſen: Ich habe ſolche bereits vor einigen Jahren in einer öffentlichen Rede berührt; aber dieſelbe will ich hier nicht wiederholen. Dieſes einzige will ich nur bemerken, daß die geringe Achtung, welche man gegen den Ovidius heget, auch daher entſtehen kann, weil man die Schrifften deſſelben beſtändig in Händen hat, und gar zu oft lieſet. Seine Verwandlungen werden von Dichtern, Mahlern, Kupferſtechern, Gelehrten und Ungelehrten ohne Unterlaß geleſen, und auf mancherley Art angewandt. Dieſelben haben eben das Schickſal, was die Thonkunſt erfährt. Weil die ſanften Thöne und die angenehme Uebereinſtimmung derſelben ſo oft gebraucht und unzähligemal angewandt worden, ſo ſind die neuern

Thonkünſtler derſelben überdrüßig, und finden nun an rauſchenden und lärmenden Thönen einen Gefallen. Im Anfange finden wir bisweilen an dieſer oder jener Speiſe ein ganz beſonderes Vergnügen; wenn man ſich aber dieſelbe täglich zubereiten läßt, ſo wird ſie uns zuletzt ſo ſehr zuwider, daß wir auch kaum den Anblick und den Geruch derſelben ertragen können. Die meiſten Verſe des Ovidius ſcheinen, wegen der netten Erfindung und des darinn herrſchenden Witzes, lauter Sinngedichte zu ſeyn, und dennoch ſind ſie zugleich auch deutlich, als wenn ſie in ungebundener Rede abgefaßt wären.

Den Juvenal habe ich ſo fleißig geleſen, daß ich ſeine Satyren faſt aus dem Gedächtniſſe herſagen kann. Die Strafgedichte deſſelben gefallen mir beſſer als die Satyren des Horatz. Dieſer übertrifft zwar den Juvenal an Munterkeit, er wird aber wieder von dem Juvenal an Gründlichkeit übertroffen. Horatz vergnügt und ergetzt. Juvenal aber iſt bitter, und ſtraft ſcharf. Jener beurtheilt nur das äuſſerliche und was in die Augen fällt. Dieſer aber dringt tiefer ein. Er deckt auch die verborgnen Laſter auf, und erweckt bey ſeinen Leſern ein tiefes Nachdenken. Juvenal iſt auch in ſeinen Lehren und Vorſtellungen reicher und fruchtbarer. Horatz greift nur gewiſſe Laſter an, und bringt öfters einerley Betrachtungen wieder vor. Juvenal führt ſeinen Satz ſehr wohl und gründlich aus, und weicht nicht von demſelben ab; aber

das Gegentheil nimmt man bey dem Horatz wahr. In der ersten Satyre spotter Horatz über die Unbeständigkeit der Menschen, und gleich darauf sucht er den Geitz lächerlich zu machen. In der dritten Satyre tadelt er diejenigen, welche bey andern so leicht Fehler entdecken, bey sich selbst aber keine wahrnehmen können. Und gleich darauf kommt er auf die Stoiker, welche sagen, daß alle Sünden und Fehler gleich groß sind. Und so verfährt er auch in den übrigen Satyren. Doch bekenne ich auch, daß hin und wieder in den Schrifften des Horatz solche Stellen angetroffen werden, welche von einer sehr reifen und gründlichen Beurtheilungskraft zeugen. Aber er ist sich selbst nicht immer ähnlich; denn man mag auf die Materie oder auf die Schreibart sehen, so ist er unbeständiger, als der Tigellius, über den er spottet. Und da seine Verse überdem sehr gezwungen sind, so dünkt mich, daß er kein Poet von Natur sey, sondern daß ihn die Kunst nur zu einem Dichter gemacht habe. Er pflichtet auch überdem den Sätzen des Epikurs bey; daher leugnet er eine Vorsehung, und preiset die Tugenden blos ihres Nutzens wegen an. Die Moral des Juvenals ist weit besser. Er redet ehrerbietig und vernünftig von GOtt und dem Endzwecke der guten Handlungen, und trägt viele Gedanken vor, die selbst einem Christen nicht unanständig sind.

Ferner ziehe ich den Plautus dem Terentz vor. Ich ändre mein Urtheil nicht, und wenn ich auch

den

den Horatz und seine Anhänger dadurch erzürnen sollte. Terenz ist zwar ohne Fehler, von denen Plautus nicht frey geblieben. Mir aber gefällt ein schönes Gesicht, welches einige Flecken hat, weit besser, als ein gemeines Gesicht, welches ohne alle Flecken ist. Die sorgfältige und reine Schreibart macht den Terenz einzig und allein beliebt; im übrigen aber kann man ihn nicht mit dem Plautus vergleichen. Man mag die Erfindung oder die Ausführung, die Munterkeit und den witzigen Scherz ansehen, welcher die Seele eines Lustspiels ist, so wird Terenz von dem Plautus sehr weit übertroffen, und kann mit diesem in gar keine Vergleichung gesetzt werden. Einige Lustspiele des Plautus, als Amphitruo, Menechmi, Aulularia, Mostellaria, sind ins französische übersetzt worden. Man hält dieselben für die besten unter den neuen Schauspielen, und für eine rechte Zierde des Schauplatzes. Ich könnte weitläuftiger von diesen beyden comischen Scribenten handeln, und man würde mir auch ohne Zweifel zutrauen, daß ich ein gegründetes Urtheil davon fällen könnte, da ich selbst fünf und zwanzig Lustspiele geschrieben; aber die engen Grenzen, welche ich mir in diesem Briefe gesetzt habe, verstatten solches nicht. Dieses einzige will ich nur noch hinzufügen, daß man bey dem Plautus die Munterkeit antrifft, welche alle Lustspiele so angenehm macht, und die niemand nachher so glücklich wieder nachahmen können, als Moliere. Die

Comö-

Comödien, die nach dem Moliere geſchrieben worden, ſind matt, und meiſtentheils unangenehm. Sie gefallen daher auch ſonſt niemanden, als den Franzoſen, deren Geſchmack gegenwärtig ganz verdorben iſt. Die neuen Comödienſchreiber laſſen es allein dabey bewenden, daß ſie einige magere Unterredungen vorſtellen, welche ſie in drey oder fünf Aufzüge abtheilen. Dies iſt, nach ihrem Urtheile, die einzige Pflicht, welche ein comiſcher Scribent zu beobachten hat.

Diejenigen, von welchen meine Schrifften beurtheilet worden, haben bemerkt, daß ich in meinen Sinngedichten den Martial, * und in mei-

* Herr Hollberg hat ſeinen Epiſtolis ad Virum Perilluſtrem ſechs Bücher Sinngedichte beygefügt, welche er in mere nugatoria, dentata und philoſophica eintheilt. In den Hamburger Berichten von gelehrten Sachen auf das Jahr 1737. S. 456. wird geurtheilet, daß ſolche den Sinngedichten des Martials ſehr nahe und oft gleichkommen. Von dem ſechſten Buch ſeiner Sinngedichte ſchreibt Hr. Hollberg: Exhibet epigrammata in hiſtoriam ſacram antiquam, ac opus proinde eſt ſene dignum. Spero meliorem ſortem habitura haec epigrammata, nam priora tot vitiis rypographicis ſcatent, vt vix intelligi queant. Dieſe Sinngedichte, inſonderheit einige von denen, welche in den vier erſten Büchern enthalten ſind, haben dem Herrn Hollberg zu den moraliſchen Gedanken Gelegenheit gegeben, welche in zween Bänden in 8. 1744. ans Licht getreten ſind. Wir haben von dieſen moraliſchen Gedanken zwo deutſche Ueberſetzungen, unter denen aber die von dem Herrn Pro-

ſeſſor

meinen Briefen den jüngern Plinius * zu meinen Vorgängern erwählt. Ich leugne dieſes auch nicht. Wenn man die unzüchtigen Stellen bey dem Martial wegthut, ſo iſt ſeine Schrifft ein rechtes Muſter, nach welchem die Sinngedichte müſſen eingerichtet werden. Der Plinius gefällt mir ſo wohl, daß ich niemals müde werde, ihn zu leſen. Ja, ich würde ihn ſelbſt dem Cicero in den Briefen vorziehen, wenn ich mich nicht für die eifrigen Anhänger des Cicero fürchtete. Ich erſuche ſie aber zugleich, mein Herr, dieſes nicht weiter auszubreiten. Denn ich weis, daß es eine groſſe Ketzerey iſt, einen jüngern lateiniſchen Scribenten einem ältern vorzuziehen. Vielleicht ſcheint ihnen ſelbſt dieſes Urtheil unbillig zu ſeyn; und ich geſtehe gerne, daß ich oft von der

feſſor Reichard, in Braunſchweig, ausgefertigte, und mit Anmerkungen begleitete Ueberſetzung die beſte iſt, da die andre ſehr ſchlecht und undeutſch gerathen. Siehe von beyden Ueberſetzungen die Leipz. Gel. Zeit. 1744. No. 33. S. 296. wie auch die Hamb. Ber. 1744. St. 52. S. 437.

* Man ſehe die altonaiſchen gelehrten Zeitungen 1745. Stück XXVI. S. 217. Morhof hat in dieſem Stücke andere Gedanken, und zieht die Briefe des Cicero den Plinianiſchen Briefen vor. Er ſchreibt in dem erſten Capitel ſeines Colleg. Epiſt. Poſt Ciceronem in lingua latina Plinii Iunioris epiſtolae omne ferunt punctum, quae adeo nonnullis placuerunt, vt vel ipſi Ciceroni anteponant, in quo tamen illos errare, certum eſt.

der gemeinen Bahn abweiche. Aber ich folge in diesem Stücke meiner Einsicht, welche mich oft wider den Strom treibt. Und da der Geschmack der Menschen so sehr unterschieden ist, so habe ich doch vielleicht noch einige auf meiner Seite. Die Schrifften des Seneca scheinen mir mit mehrem Fleisse ausgearbeitet zu seyn, als die Schrifften des Cicero. Es ist wahr, Cicero hat sich einer fliessenden Schreibart bedienet, und deßwegen wird er auch am meisten gerühmt. Einige aber halten etwas für eine natürliche Schönheit, was andre als eine Unachtsamkeit ansehen. Einigen gefällt nichts, was mit Fleiß und grossem Nachdenken abgefaßt worden; und daher sagen sie, daß man in den Schrifften der jüngern Scribenten die Beredsamkeit und die Zierlichkeit nicht wahrnehme, welche man bey den Scribenten des goldnen Alters, wie man zu reden pflegt, billig bewundert. So urtheilt Quintilian, welcher, wie Cicero den Demetrius Phaleräus, bey den Griechen deßfalls tadelt, auch bey den Lateinern den Seneca, und verborgner Weise auch den Plinius als solche angiebt, welche die Schönheit und Reinigkeit der lateinischen Sprache gekränkt hätten; recht, als ob dadurch die Schreibart verdorben, oder der Nachdruck einer Sprache entkräfftet würde, wenn man seine Feder schärft. Wir folgen oft, ohne alles Bedenken, dem Urtheile unsrer Vorfahren. Und wenn einer jähnet, so jähnen die andern auch. Stellen Sie sich vor,

mein

mein Herr, daß der jüngre Plinius und Seneca in dem goldnen Zeitalter, und daß Cicero in dem silbernen Alter gelebt; was gilts, sie werden ganz anders urtheilen. Ich hatte mir vor einiger Zeit vorgenommen, diesen Satz in einer besondern Schrifft auszuführen; ich bin aber durch andre Verrichtungen davon abgehalten worden.

Die meisten glauben, daß ich in der griechischen Sprache ganz unerfahren sey. Aber diese irren sich in ihrem Urtheile. Ich lese die griechischen Geschichtschreiber mit ziemlicher Fertigkeit, und habe auch wirklich zwölf griechische Scribenten, unter denen auch der Diodorus Siculus ist, ganz durchgelesen. Weil mir aber die Grammatik unbekannt ist, so scheint es, als ob ich auch nicht einmal die ersten Grundsätze gefaßt hätte. Von den griechischen Dichtern habe ich allein die beyden ersten Comödien des Aristophanes gelesen. Die Ilias des Homers aber bin ich oft durchgegangen. Weil ich wegen meiner schwachen Beurtheilungskraft von der Meynung andrer gelehrten Männer oft abweiche, so muß ich auch hier frey gestehen, daß ich an dem Homer nicht finde, was andre an ihm gefunden haben. Doch trete ich denen nicht bey, welche den Homer auf alle Art tadeln, und ihm gar keinen Platz unter den guten Scribenten einräumen wollen. Ich halte es aber auch nicht mit seinen blinden Verehrern. Die Schreibart und der Geist des Homers erweckt bey mir, wie bey andern Criticis, eine Bewunderung, und man kann

seine

seine Arbeit als eine rechte Quelle der griechischen Sprache anpreisen. Aber ich kann den Schatz und die grossen Vortheile nicht finden, welche sich, nach dem Ausspruche der Verehrer des Homers, die Redner, die Staatsleute und die Kriegshelden zu Nutze machen können. Man wird es wol keinem General rathen, daß er mitten in der Schlacht sein Kriegsheer verlasse, und sich nach Hause begebe, um sein Hauswesen zu besorgen, wie Homer von dem Hector berichtet. Eben so wenig kann man den Rednern die Reden des Nestors zur Nachahmung anpreisen, welche mir öfters einen Schweiß ausgetrieben haben. Einige Freunde dieses alten griechischen Schrifftstellers legen ihm auch eine vollkommene Erkenntniß aller Künste und Wissenschaften bey, welche ich aber, wegen meiner schwachen Einsicht, niemals bey ihm wahrnehmen können. Ich urtheile aber nur blos nach meinem Begriffe, und lasse einem jeden sein Urtheil frey. Es würde unbillig und thöricht seyn, wenn man sich deßfalls mit andern in einen Streit einlassen wollte.

- - Hanc veniam petimusque damusque.

Unter den griechischen Scribenten schätze ich den Plutarch am höchsten; und werde niemals müde, ihn zu lesen. Denn in diesem einzigen Schriftsteller ist ein rechter Schatz der Weisheit der Alten anzutreffen.

Bücher, die in den neuern Zeiten geschrieben worden, lese ich selten öfterer, als einmal; doch sind

sind einige Geschichtschreiber, als Humpredus Prideaux, Burnet, P. Daniel und Toiras Rapin hievon ausgenommen. Dieses sind aber auch die einzigen, die ich öfters durchlese. Die beyden letzten sind zu unsern Zeiten die merkwürdigsten. Deßwegen lese ich sie mit dem größten Fleisse, und beurtheile alles, was ich lese. Wenn man diese beyden vortreflichen Geschichtschreiber miteinander vergleicht, so räumen die meisten dem Rapin den Vorzug ein. Ich kann aber diesem Ausspruche nicht beyfallen, weil ich zweifelhaft bin, wer von ihnen beyden den Vorzug verdiene. Denn nach meinem Urtheile fällt diese Entscheidung überaus schwer:

Inter vtrumque volat dubiis victoria pennis.

Dieser scheint zwar die Wahrheit mehr auf seiner Seite zu haben; jener aber scheint mehr mit wichtigen Schrifften und Documenten versehen zu seyn. So weit die Acta Publica des Rymers gehen, von denen die englische Geschichte ein so grosses Licht erhält, und wodurch so viele andere Geschichtschreiber verbessert und ergänzt werden, so lange ist Rapin der vornehmste, weil er die meisten Dinge aus den Quellen selbst herleitet. Sobald aber diese Acta aufhören, so ergreift er, wie einer, der Schiffbruch gelitten hat, alles, was ihm zuerst in die Hände kömmt. Ja, er folgt bisweilen den schlechtesten Geschichtschreibern, welche er öfters blos nennet, ohne dabey anzuzeigen, in welchen Sammlungen sie anzutreffen sind, oder auf welcher Seite das angeführte Zeug-

niß zu finden ist; sondern es heißt schlechthin: Camden, Backer, Du Chesne ꝛc. Ueberdem fehlt sehr viel, sowol in dem Leben der Königin Elisabeth, als auch in der Regierung des Königs Jacob des Ersten, welches alles man aus andern Geschichtschreibern ersetzen muß. Der größte Theil der Geschichte Carls des Ersten ist aus den Sammlungen des Rushwords genommen, und erhält eine grosse Menge von königlichen Verordnungen, Patenten und offenen Briefen, welche zwar sehr nützlich sind, aber von den besten Geschichtschreibern zuletzt in einem Werke pflegen angeführt zu werden. Der P. Daniel scheint keine Mühe gespart zu haben, aus allen Winkeln des Königreichs Nachrichten zu seinem Werke aufzutreiben, und sich damit zu versehen, ehe er seine Arbeit angefangen. Allenthalben führt er gleichzeitige Scribenten, und die Tagebücher und Nachrichten solcher Männer an, welche alles, was von ihnen verrichtet worden, selbst aufgezeichnet haben. Rapin hat sich allein den Theil der Geschichte angelegen seyn lassen, welcher die Gesetze und den politischen Staat in sich begreift. Denn die Kriegshändel hat er ganz weggelassen, oder, wenn er bisweilen davon redet, sehr kurz berührt. P. Daniel aber ist in solchen Dingen, die den Krieg betreffen, am allerweitläuftigsten; er führt auch die kleinsten Begebenheiten, ja die geringsten Scharmützel an. Daher scheint es, daß der erste gar zu wenig, der andre aber gar zu viel von dergleichen Dingen

gemacht habe. Man ſollte faſt auf die Gedanken gerathen, daß der erſte ein Mönch, und der andre ein Soldat geweſen; da doch Rapin in Kriegsdienſten ſtand, P. Daniel aber ein Jeſuit war. Man kann ſie auch daher beyde mit gleichem Rechte tadeln; und zwar den erſten, weil er die Kriegshändel übergeht, von denen er am beſten hätte urtheilen können; und den andern, weil er am weitläuftigſten in ſolchen Dingen iſt, die er nicht verſtehet. Stellt man ſich aber vor, daß der erſte ein Mönch, und der andre ein Kriegsmann geweſen, ſo kann man ſie beyde weit leichter entſchuldigen. Ich will aber hiedurch dem billigen Ruhme nichts abbrechen, den Rapin wegen ſeiner groſſen Beurtheilungskraft, und wegen ſeiner Liebe zur Wahrheit erhalten hat. Dieſes will ich nur behaupten, daß P. Daniel ſich bey ſeiner Hiſtorie weit mehr Mühe gegeben, und mit einem weit gröſſerm Vorrath von öffentlichen und wichtigen Schrifften verſehen geweſen, als er ſein Werk angefangen. Es iſt gewiß, wenn er anſtatt der franzöſiſchen Geſchichte die engliſche Hiſtorie geſchrieben hätte, welche die fruchtbarſte von allen iſt, und bey keinem Geſchichtſchreiber trocken werden kann, er würde einen weit gröſſern Ruhm erworben, und einen noch gröſſern Beyfall erhalten haben. Denn die Materie ſelbſt gereicht einem Verfaſſer öfters zum Vortheil. Diejenigen, welche die Schrifften beurtheilen, irren oft, wenn ſie nicht auf die Materie acht geben, welche ein Geſchichtſchreiber ausführt,

führt, ob es eine solche Materie sey, welche wegen ihres Reichthums bey keinen Schrifftsteller matt und trocken werden kann. Man muß auch Zeit und Umstände erwegen, worinn sich ein Geschichtschreiber befunden. In den meisten Ländern ist die Freyheit der Geschichtschreiber gar zu sehr eingeschränkt. In England aber hat ein Geschichtschreiber völlige Freyheit, und die Furcht, wodurch so viele abgehalten werden, verursacht ihm keine Hinderniß.

Wie weit meine Kräffte in der Moral gehen, solches kann man aus den von mir herausgegebenen moralischen Schrifften abnehmen. Einige Wissenschaften machen uns zu Menschen, andre zu wohlgesitteten Menschen, und zeigen uns den Weg zu einem ruhigen, stillen und glückseligen Leben. Keine Wissenschaft verdienet, nach dem Ausspruche des Cicero, diesen Namen, als diejenige, durch welche wir die Glückseligkeit erwerben können. Man nennt zwar diejenigen recht gelehrt, welche ihre ganze Lebenszeit damit zubringen, daß sie Poeten lesen, und sich in der Meßkunst, Rechenkunst und Sternkunde üben. Aber diejenigen verdienen diesen Namen mit weit grösserm Rechte, welche alle Bemühungen einzig und allein darauf anwenden, glückselig zu werden. Durch die Moral lernen wir, wie wir unsre Handlungen in unserm ganzen Leben klug und vernünftig einrichten müssen. Wir lernen dadurch die Tugend kennen und hochachten, und die Laster werden uns durch ihre Lehren

zum

zum Abscheu. Durch dieselbe wird das gemeine Wesen erhalten. Die Moral vereiniget hin und wieder zerstreuete Menschen in eine Gesellschaft, und macht, daß dieselben erstlich beyeinander wohnen, und nachher in Eheverbündnisse treten. Durch sie sind die Gesetze erfunden, und sie zeigt uns, wie wir uns aufführen, und was wir vornehmen sollen. Deßfalls habe ich mich auch derselben ganz gewidmet: Doch erweitere ich meine Erkenntniß nicht so sehr dadurch, daß ich lese, was andre davon geschrieben haben, als vielmehr dadurch, daß ich selbst nachdenke. Ich rede also mehr mit mir selbst, als mit andern in ihren Schrifften. Und es ist auch nicht nothwendig, daß man stets bey allen Fällen nachschlage, was andre davon geurtheilet haben. Die moralischen Schrifften der alten Philosophen sind mir sehr wohl bekannt. Cicero, Seneca und Plutarch sind meine besten Freunde, und ich lese ihre Schrifften öfters. Aber unter den neuen Moralisten sind mir nur sehr wenige bekannt. Was ich nützlich und nothwendig zu erinnern finde, das trage ich lieber in muntern Unterredungen und Lustspielen, als in scharfen und bittern Schrifften vor. Ich spotte nicht über die Sitten der gegenwärtigen Zeiten, ich bestreite die Laster nicht durch weitläuftige Ermahnungen; sondern ich suche blos die gemeinen Irrthümer zu entdecken und vor Augen zu legen. Das erste erfordert die Pflicht eines Redners und Predigers; das andre aber kommt einem Weltwei-

ſen zu. Wenn ich die Irrenden überzeugen will, ſo bediene ich mich der Lehrart des Socrates. Ich greife die Feſtung nicht mit offenbarer Gewalt an, ſondern ich ſuche ſie zu untergraben. Ich ſuche ſie durch Erdichtungen, durch Fabeln und Gleichniſſe dahin zu bringen, daß ſie die Wahrheit erkennen. Ich hatte einen Freund, deſſen Ungedult und Unzufriedenheit ich durch keine Gründe beſänftigen konnte; den ich aber durch eine Fabel aus meiner unterirrdiſchen Reiſe völlig zufrieden ſtellte.

Dennoch hält man mich für keinen Philoſophen, weil ich mich der philoſophiſchen Sprache nicht bediene. Denn alles, was ich vortrage, ſuche ich ſo deutlich und verſtändlich zu machen, als es nur immer möglich iſt. Je undeutlicher und dunkler aber zu dieſen Zeiten jemand redet, deſto gröſſer iſt ſein Anſehen, und deſto eher hält man ihn für einen groſſen Weltweiſen. Man findet einige Leute, welche nichts lieber leſen, als was ſie nicht verſtehen. Man nehme die Decke weg, worinn die meiſten Gelehrten unſrer Zeiten ſich einhüllen. Man ſondere die unverſtändlichen Worte und die ausgekünſtelten Redensarten ab, ſo wird man befinden, daß vieles von dem, was man als das vornehmſte und beſte angeſehen, trocken, gemein und elend iſt. Wenn einige Schrifften, die nun ſo ſehr bewundert werden, in einer ordentlichen und faßlichen Schreibart entworfen wären, ſo würde man ſie lange nicht ſo hoch ſchätzen, als ſie itzt von denen angeſehen werden,

den, welche ſich durch bloſſe Worte betrügen laſſen. Der hochtrabenden Schreibart, den ausgekünſtelten und unverſtändlichen Redensarten und den philoſophiſchen Kunſtwörtern haben es die mittelmäßigen Schrifften einzig und allein zu danken, daß ſie als Orakel angeſehen werden.

Den Montagne liebe ich ſehr wegen der Aufrichtigkeit, die in ſeinen Schrifften herrſchet, und ich würde ihn noch höher ſchätzen, wenn er nicht ſo viel von ſich ſelbſt gehalten hätte. Seine paradoxen Sätze gefallen mir wohl. Wenn ich jemanden ſolche Meynungen beylege, ſo verſtehe ich dieſes dadurch, daß derſelbe durch kräfftige, oder zum wenigſten wahrſcheinliche Gründe die gemeinen Urtheile zu beſtreiten und auszurotten ſucht, welche gleichſam das Bürgerrecht bey den Menſchen gewonnen haben. Wenn aber ſolche paradoxe Meynungen nicht wahrſcheinlich ſind, ſo haſſe ich dieſelben aufs äuſſerſte. Aus dieſer Urſache iſt mir der Verfaſſer des Buchs von der Falſchheit der menſchlichen Tugenden, de la fauſſeté des vertûs humaines, ſehr zuwider; denn er verwandelt alle Tugenden in Laſter, und leitet die Demuth aus der Hoffart, und die Mäßigkeit aus der Eigenliebe her. Die menſchliche Klugheit und Vorſichtigkeit verſpottet er, weil die allerverwegenſten Handlungen bisweilen den glücklichſten Ausgang gehabt haben. Aber alle Beyſpiele, welche er anführet, beweiſen doch nichts anders, als daß der Ausfall nicht allemal mit dem Anfange übereingeſtimmet. Es iſt eben ſo un-

glücklich, wenn er seine andern paradoxen Meynungen beweisen will. Wer solche ungewöhnliche Sätze vorträgt, und auch so schlechte Gründe braucht, dieselben zu bestärken, der verdient mit Recht, daß man ihn einen verwegenen Neuling nenne, und er ist fast gar nicht von einen solchen Menschen unterschieden, der seinen Verstand verlohren hat.

Uebrigens bin ich ein Liebhaber solcher Meynungen und Sätze, wenn sie mit Verstand vorgetragen werden, wie Montagne, Charon und der Philosoph zu Rotterdam, Herr Peter Bayle gethan haben. Dieser letztere führt zwar viele Dinge an, welche ein Christ billig verabscheuet: Indessen ist auch sehr viel gutes in seinen Schrifften anzutreffen, und auch die falschen Sätze weis er mit einer so grossen Geschicklichkeit vorzutragen, daß man sie wenigstens für wahrscheinlich hält. Es ist bekannt, was für einen Streit die Meynung des Bayle vom Ursprung des Bösen unter den Gelehrten erregt hat; und wie solche von vielen, insonderheit von dem gelehrten Clericus angefochten worden, welcher seine ganze Gelehrsamkeit und alle Kräfte anwandte, diesen Satz des Bayle zu bestreiten und zu widerlegen. Es würde thöricht seyn, wenn jemand das Richteramt übernehmen, und über diese beyden grossen Männer urtheilen wollte. Wenn man diesen Streit von neuem rege zu machen und auszuführen willens wäre, so müßte man nothwendig dasjenige wiederholen, was Clericus davon bey-

beygebracht hat, welches so vollständig ist, daß nichts hinzugesetzt werden kann. Denn es ward auf beyden Seiten so scharf gestritten, daß Clericus endlich genöthiget ward, sich mit der Lehre des Origenes zu vertheidigen:

Anchora namque suam iam tenet illa ratem.

Dieses einzige will ich nur anführen, daß es mir sehr thöricht zu seyn scheinet, wenn man von den menschlichen Schwachheiten und angebohrnen Fehlern Anlaß nimmt, die Güte GOttes zu bestreiten. GOtt hat verschiedene Dinge erschaffen. Ein Geschöpfe ist vollkommener, als das andere, und doch ist ein jedes in seiner Art vollkommen. Ein Mensch ist vollkommen, so weit er ein Mensch ist. Eine Fliege ist vollkommen, so weit sie eine Fliege ist. Will der Mensch sich mit den Engeln vergleichen, so muß er über seine Unvollkommenheit seufzen, und sein Schicksal beklagen. Vergleicht er sich mit gewissen Thieren, so muß er die kurze Dauer seines Lebens beweinen. Man erzehlt von dem Theophrastus, daß er auf seinem Todbette die Natur angeklagt, daß sie den Hirschen und gewissen Vögeln ein so langes Leben gönnte, hingegen die Tage der Menschen so sehr verkürzte, da doch dieselben verdienten, am längsten zu leben. Wenn ein Mensch aber die Würmer und Insecten ansieht, so kann er sich erheben, und sich als das vollkommenste Geschöpf ansehen. Die Fliegen haben insonderheit ein elendes Schicksal. Es scheint, daß sie im Sommer blos zu dem Ende gebohren wer-

den, daß sie von dem Menschen mögen getödtet werden, aber doch nachher für Kälte sterben. Nichts destoweniger, wenn sie sich mit gewissen Arten der Würmer, oder mit den kleinen Thiergen vergleichen könnten, welche, nach dem Bericht des Aristoteles, nur allein einen Tag leben, so würden sie sich einbilden, daß sie lange lebten; ja ihr Uebermuth dürfte so weit gehen, daß sie sich vorstellten, die Welt sey um ihrer Vorzüge willen erschaffen. Eben darinn bestehet die Schönheit, daß die Creaturen so sehr von einander unterschieden sind, und dadurch wird das Werk der Schöpfung nicht nur grösser, sondern diejenigen, welche darauf acht haben, werden dadurch in ein noch grösseres Erstaunen gesetzt. Wie es aber auch mit dem Schicksal der Menschen beschaffen seyn mag, welches Bayle so betrübt und elend vorstellt, so ist doch dieses gewiß, daß man fast niemals jemand antrifft, der gerne sterben wollte. Mir sind einige alte Personen bekannt, die zwar durch die hohen Jahre und mancherley Krankheiten ganz ausgemergelt worden, aber dennoch eine solche Furcht vor dem Tode haben, daß sie schon zittern, wenn sie nur den Tod nennen hören. Wenn ich dieses bey mir überlege, so muß ich mich wundern, daß die Lehre des Bayle von den beyden Principiis einen so grossen Streit erregen können. Aus dem ungleichen Schicksal der Creaturen läßt sich nichts beweisen, man müsse denn behaupten, daß die Fliegen, weil sie geringer sind als die Löwen, oder

das

das Bley, weil es geringer ist als Gold, aus dem bösen Principio den Ursprung erhalten. Hier läßt sich einigermasser die Antwort anwenden, welchen ein Prediger einem bucklichten Menschen ertheilt, der unter seinen Zuhörern befindlich war. Da der Prediger in seinem Vortrage erwehnt, daß alles, was GOtt erschaffen, sehr gut sey. So trat dieser bucklichte Mensch gleich zu ihm, wie er vom Predigtstuhl kam, und sagte zu ihm: Sehen sie, ich bin bucklicht, und nun müssen sie selbst bekennen, daß nicht alles, was GOtt erschaffen hat, gut sey. Der Prediger aber antwortete ihm überaus artig: Als ein bucklichter Mensch seyd ihr sehr wohl gebildet. Obgleich diese Antwort nur in einem Scherz bestand, so war sie doch nicht ungereimt. Denn wenn gleich alle Menschen bucklicht wären, so würde doch die Güte GOttes dadurch nicht leiden. Einige Thiere hat GOtt zum schwimmen erschaffen, weil er wollte, daß dieselben sich im Wasser aufhalten sollten. Einige sind zum fliegen erschaffen, weil GOtt wollte, daß sich dieselben der freyen Luft bedienen sollten. Einige Thiere sind erschaffen, daß sie kriechen, und andre, daß sie gehen sollen; und von diesen leben einige für sich selbst, einige aber in Gesellschaft mit andern. Einige sind zahm, andre aber wild und grausam. Ein jedes Thier ist in seiner Art vollkommen. Ich gestehe zwar, daß die Menschen hätten vollkommener erschaffen werden können: Ich gestehe auch, daß sie so hätten können erschaffen werden, daß sie nie-

niemals hätten sündigen können; ja, ich räume endlich auch ein, daß GOtt es durch seine unumschränkte Allmacht hätte verhüten können, daß seine Gebote niemals von den Menschen wären übertreten worden. Wenn sie aber auf eine solche Art hätten sollen erschaffen werden, daß es ihnen unmöglich gewesen wäre, zu sündigen, so wären sie entweder Engel, oder blosse Maschinen gewesen; und wenn GOtt sie durch seine unumschränkte Macht von Sünden abgehalten hätte, so hätte er auch nicht länger ein Gesetzgeber oder ein Richter seyn können. Denn es streitet miteinander, ein Gesetz geben, und zugleich durch eine ungebundene Macht verhüten, daß dasselbe nicht übertreten werde. Was die Strafen der Gottlosen betrifft, so darf man nur lediglich mit dem Clericus antworten: GOTT thut nichts, was entweder mit seiner Gerechtigkeit, oder auch mit seiner Güte streitet. Es stehet einem jeden Richter frey, ohne dadurch seiner Gerechtigkeit und Wahrheit zu nahe zu treten, die Drohungen einzuschränken, und die Strafen zu mildern. Mit den Belohnungen verhält es sich ganz anders: Denn was einmal versprochen worden, solches muß aufs genaueste erfüllet werden.

Es ist bekannt, mit welchem Eifer die gelehrtesten Männer wegen dieses Satzes gestritten haben, daß auch zuletzt die gehörigen Schranken von ihnen nicht mehr beobachtet worden. Man muß sich billig wundern, daß Männer, welche sonst sich so sehr zwingen können, und wegen ihrer

Mäßi-

Mäßigung einen so grossen Ruhm erlangt, die Regeln, welche sie andern gegeben, so gar vergessen, und sich einander mit Scheltworten angreiffen können. Aber diese gelehrten Männer waren, wie ehedem Cäsar und Pompejus gesinnet, von denen der erste keinen Obern leiden, der andre aber keinen ertragen konnte, der ihm an Macht und Stande gleich war. Bayle und Clericus sind fast die letzten, mit denen die gelehrte Welt, die nunmehr schon ein hohes Alter erreicht hat, recht prangen kann. Der erste war der Scharfsinnigste, der andre aber der Gelehrteste. Beyde haben sehr viele Bücher geschrieben. In den Schrifften des Clericus trifft man eine gründliche Gelehrsamkeit an, da er sowol in den Grundsprachen, als auch in andern Sprachen überaus wohl erfahren war. In den Schrifften des Bayle aber ist mehr Witz und Scharfsinnigkeit. Er schreibt so reitzend und blühend, daß man von ihm glauben sollte, er habe beständig am Hofe gelebt. Man findet nicht die geringste Spur von dem scholastischen Wesen, worinn er doch erzogen worden. Ich nenne diese Männer nicht ohne Ursache die beyden letzten Helden in der gelehrten Welt, welche nun alt und unkräfftig geworden. Die Natur ist zwar auch zu unsern Zeiten noch nicht so entkräfftet, daß sie nicht auch noch itzt eben so fähige Köpfe, als ehemals, erzeugen sollte. Wenn man aber die grossen Männer betrachtet, welche die vorigen Zeiten aufzuweisen haben, so kann man nicht leugnen, daß

der

der Flor der Wiſſenſchaften ungemein vermindert worden:

- - - Iam languent exhauſto robore vires.

Ich habe die Urſachen, denen man dieſen Verfall zuzuſchreiben hat, bereits in meinem vorigen Brief angeführt, und deßfalls will ich dieſelben hier nicht wiederholen. Dieſes einzige will ich nur hinzuſetzen, daß die heutigen Gelehrten, anſtatt, daß ſie in den vorigen Zeiten durch Belohnungen und Ehre aufgemuntert wurden, nunmehr das Schickſal des Poeten Eumolpus befürchten, und mit ihm ſeufzen müſſen:

Nouimus plauſum ingenii noſtri.
Sint Mœcenates, et erunt quoque in orbe Marones,
Naſonemque Tibi vel tua rura dabunt.

Dieſes iſt ohnſtreitig die vornehmſte Urſache des Verfalls, den die Wiſſenſchaften erlitten haben. Einige ſetzen noch andre Urſachen hinzu. Ich glaube, daß man hieher auch die ſcharfe Cenſur rechnen könnte, welcher itzt alle Schrifften müſſen unterworfen werden. Denn dadurch wird nichts anders ausgerichtet, als daß lauter geringe, matte und elende Schrifften ans Licht kommen. Durch die Furcht und Unwiſſenheit, wie auch durch den verdorbenen Geſchmack der Cenſorum werden öfters die beſten Bücher unterdrückt, und die ſchönſten Stellen ausgelöſcht. Aus dieſer Urſache halten es auch viele Verfaſſer für rathſamer, ihre Arbeiten gleich in der Geburt zu erſticken, oder ſie lieber dem Staube und der

Ver-

Vergeſſenheit zu überliefern, als dieſelben ſolchen Richtern zur Beſchimpfung in die Hände zu geben. Sollte jemand an dieſer Wirkung der Cenſuren zweifeln, ſo darf man nur die Bücher, welcher einer ſo ſcharfen Unterſuchung unterworfen geweſen, mit andern vergleichen, die ohne Cenſur gedruckt worden, ſo wird man gleich den groſſen Unterſcheid bemerken. Das Imprimatur, welches man den Büchern vorzuſetzen pflegt, und wodurch man dem Verfaſſer die Freyheit ertheilt, ſein Werk drucken zu laſſen, bedeutet ſo viel, als wenn der Cenſor ſagte: Hier iſt ein Buch, welches lauter gemeine und von andern bereits tauſendmal vorgetragne Dinge enthält, daß man dieſelben nicht ohne Eckel und Widerwillen leſen kann. Oder auch: Dieſes Werk kann gedruckt werden, denn es ſind nur ſolche Wahrheiten darinn enthalten, welche allen und jeden bereits längſtens bekannt ſind, und der Verfaſſer hat nur ſolche Meynungen vorgetragen, die in unſrer Republick ſeit undenklichen Jahren angenommen worden. Man wendet zwar ein, daß einige Schrifftſteller ſich einer gar zu groſſen Freyheit anmaſſen würden, wenn man ſolche nicht auf dieſe Art einſchränkte. Aber aus zweyen Uebeln muß man doch allemal das kleinſte erwählen, und das Gute, welches durch dieſe Behutſamkeit ausgerichtet wird, iſt gar nicht gegen den Schaden zu rechnen, welcher dadurch entſtehet. Unſer Norden bringt vortrefliche Köpfe

hervor,

hervor: Aber sie werden niemals, nach meinem Urtheile, zur Reiffe kommen, wo man nicht diese Hinderniſſe völlig aus dem Wege räumet, und dieſe Ueberbleibſel des alten gothiſchen Weſens abſchaffet. Je geſitteter ein Volk iſt, deſto gröſſer iſt die Freyheit, welche man den Scribenten verſtattet. Die Wirkung davon kann man in Frankreich ſehen, woſelbſt zu den Zeiten Ludwig des Vierzehenden ſo viele groſſe Geſchichtſchreiber, Redner, Philoſophen und Dichter aufſtunden, deren Arbeiten unſre heutige Scribenten bewundern, aber vergebens nachzuahmen ſuchen. Wie aber die Freyheit zu ſchreiben durch ſcharfe Geſetze eingeſchränkt ward, und die Redner und Dichter, ja ſogar die Comödienſchreiber, ihre Schrifften und Arbeiten einer ſtrengen Cenſur unterwerffen mußten, ſo fiel alles auf einmal, und ſeit der Zeit hat man nicht gehört, daß etwas auſſerordentliches von ihnen geleiſtet worden. In Schweden fiengen die Gelehrten an, ſich zu erholen, wie der Krieg geendiget war, und der Friede wieder hergeſtellet ward. So viele Gaben aber auch jemand von Natur haben mag, und ſo vollkommen er ſolche auch durch den Fleiß immer zu machen ſucht, ſo wird er doch niemals etwas groſſes ausrichten können, ſo lange die alten Cenſuren währen, welche fähigen Köpfen recht einen Zaum anlegen. Die Regeln halte ich für ſehr nützlich und nothwendig, daß man nichts ſchreiben müſſe, wodurch die Religion und die guten Sitten

können

können beleidiget werden. Aber die gar zu behutſamen Cenſores dehnen dieſelbe gar zu weit aus. Sie machen ſich auch bey ſolchen Dingen ein Bedenken, wo gar kein Zweifel ſtatt hat, und erheben ein Geſchrey, wenn ſie etwas leſen, das ſie vorher noch nicht gewußt haben. Ich wünſchte, daß die Cenſuren auf dieſe Art möchten eingerichtet ſeyn, daß die Cenſores genau acht gäben, daß keine gemeine, längſt bekannte, oder aus andern Schrifften geſtohlne Sachen und Bücher gedruckt würden, welche der gelehrten Welt zur Schande gereichen. Die Wirkung dieſes Geſetzes würde ſich dadurch hinlänglich äuſſern, daß wir, anſtatt ſo vieler elenden und gemeinen Schrifften, womit itzo alles angefüllet iſt, ſchöne und gründliche Bücher haben würden, von denen unſre Zeiten Ehre hätten.

Einige glauben, daß ich ein groſſer Feind der Metaphyſick ſey, und ſie muthmaſſen ſolches aus der Rede, die ich vor einigen Jahren zum Lobe der Metaphyſick gehalten habe, welche mehr einer Leichenrede auf das Abſterben derſelben, als einer Lobrede ähnlich geweſen. Ich habe aber durch die Metaphyſick die vielen Kunſtwörter und die unendlichen Eintheilungen verſtanden, welche man bey öffentlichen Diſputationen blos zu dem Ende mißbraucht, daß man ſeinen Gegner dadurch berücken und fangen möge. Wenn man aber das Wort Metaphyſick in einem andern Verſtande nimmt, ſo halte ich dieſelbe für eine Wiſſenſchaft, die einem Philoſophen anſtän-

dig ist. Ich lese selbst öfters metaphysische Bücher, ob ich gleich gestehen muß, daß ich in dieser Wissenschft nicht weit gekommen bin. Denn man trift solche verborgene Dinge darinn an, welche, aller angewandten Untersuchung ohngeachtet, uns stets verborgen bleiben werden. Zwar einigen Gottesgelehrten und Philosophen scheinen solche Dinge gar nicht dunkel zu seyn, denn sie beschreiben uns die Natur GOttes, der Engel und der Geister mit der größten Zuversicht. Hieher gehört der Ausspruch des Tertullians: Ein jeder christlicher Handwerksmann kann GOtt finden und zeigen. Mich dünkt aber, daß Simonides in diesem Stücke weit vernünftiger geurtheilet habe: Denn da derselbe von dem Hiero, einem Könige in Sicilien, Befehl erhielt, eine Beschreibung von GOtt zu machen, so bat er sich zuerst einen Tag aus, sich darauf zu besinnen. Hierauf forderte er zwey Tage, und wie er endlich, ohne sich zu entschliessen, die Tage immer verdoppelte, so wunderte sich Hiero darüber, und wollte die Ursache wissen; worauf Simonides antwortete: Je länger ich dieser Sache nachdenke, desto dunkler und unerforschlicher scheint mir dieselbe zu seyn. Es wäre zu wünschen, daß alle diejenigen, welche sich auf diese Wissenschaft legen, eben dieselbe Bescheidenheit von sich blicken liessen, welche man an dem Neuton billig rühmet. Es wäre zu wünschen, daß sie sich aller Beweise, welche man a priori zu nennen pflegt,

ent-

enthielten, und die Beſchreibung fahren lieſſen, welche ſie von dem Weſen und der Natur der Seelen und Geiſter ertheilen. Ich wünſchte, daß man anſtatt dieſer Fragen, wie es mit dem Weſen der Geiſter beſchaffen ſey, was es mit unſrer Seele eigentlich für eine Bewandniß habe, wie ſich ihre Wirkungen äuſſern, wie ſie beſtehe, wie ſie fortgepflanzt werde, was ſie für Schlüſſe mache, wenn ſie von dem Cörper abgeſondert iſt, was ſie für eine Geſtalt habe, ob ſolche ſo beſchaffen ſey, wie ſie in der gemahlten Welt den Kindern vorgeſtellet wird, oder, ob ſie wie ein kleines untheilbares Sonnenſtäubgen beſchaffen ſey, ob man ihr eine Höhe, Breite und Länge zuſchreiben könne. Ich wünſchte, daß man anſtatt aller dieſer Fragen, welche man dennoch wegen der ſchwachen Einſicht, womit der Menſch hier begabt iſt, niemals entſcheiden wird, einzig und allein auf die Wirkungen ſehen möchte, welche einem jeden vor Augen liegen. Ich wünſchte, daß man, anſtatt ſich mit Auflöſung dieſer verborgnen Dinge aufzuhalten, welche den Menſchen weder nothwendig noch möglich iſt, lieber ſein Unvermögen bekennte, und mit jenem Poeten ausriefe:

O! vtinam nobis non ſordida veſtis adeſſet,
Vidiſſem propius mea numina - - -

Wenn man ſo behutſam und beſcheiden verführe, ſo würde man, anſtatt unzähliger ungewiſſer Dinge, doch wenigſtens einige gewiß wiſſen.

- - Incerta haec ſi tu poſtules
Ratione certa facere, nihilo plus agas,
Quam ſi des operam, vt cum ratione inſanias.

Auf die ſyſtematiſche Theologie und auf die Polemic habe ich ſo wenigen Fleiß gewandt, daß ich ſehr ſchlecht beſtehen dürfte, wenn ich mich der Prüfung der Gottesgelehrten unterwerfen wollte. Aber die Geſchichte der Juden und Chriſten ſind mir ſehr wohl bekannt, und um die Grundſätze der chriſtlichen Religion habe ich mich mit der größten Sorgfalt bekümmert. Und da ich es für eine Pflicht eines vernünftigen Menſchen halte, alles zu unterſuchen, ſo leſe ich bald ketzeriſche Schrifften, bald aber ſolche Bücher, welche von Rechtgläubigen abgefaßt worden. Alles, was man zu unſern Zeiten in England gegen die Religion ausgeſtoſſen und geſchrieben, das habe ich mit dem größten Fleiſſe durchgeleſen. Jedoch die Unruhen und Zweifel, welche Toland, Collin, Tindal, Whoolſton, und das Buch, welches unter dem Titel: The moral philoſopher, herausgekommen iſt, in meinem Gemüthe erregt haben, ſind mir durch andre herzhafte und rechtſchaffene Vertheidiger der chriſtlichen Religion glücklich wieder benommen worden. Was man nur gottſeliges und ſchönes, aber auch zugleich ärgerliches und gottloſes erdenken kann, das kommt über das Meer, und wird von dieſer Inſel nach unſern Ufern gebracht. Wenn man den Hobbes und Spinoza mit dem Whoolſton vergleicht, ſo ſcheinen jene noch vernünf-

nünftig und bescheiden zu seyn. Die Raserey und Bosheit, womit dieser die Religion angreift, hat keine Grenzen. Einige mißbilligen es zwar, daß man solche Bücher lieset, weil man, ihrem Urtheil nach, ein Gemüth verräth, das an solchen Neuerungen ein Vergnügen findet. Nach meiner Einsicht aber giebt man dadurch zu erkennen, daß man für seine Seele Sorge trage, und um seine Wohlfahrt bekümmert sey. Man pflegt diejenigen mit vielen Lobsprüchen zu belegen, welche keine Arbeit und Gefahr scheuen, neue Länder zu entdecken. Wie kann man denn diejenigen tadeln, die wegen des Zustandes nach dem Tode besorgt sind, die alles versuchen, und sich auf alle Meere wagen, um den Hafen in dem verheissenen Lande zu erreichen. Einige werden, wie Cicero sagt, recht als durch einen Sturm zu diesem oder jenem Satze hingerissen, ohne denselben zu untersuchen, und von demselben lassen sie sich auch nicht wieder abwendig machen. Diese lobt man insgemein, und versetzt sie bisweilen wol gar unter die Heiligen. Aber eben dadurch lobt man die Faulheit, die Nachläßigkeit und die Unachtsamkeit. Denn wer es nicht der Mühe werth achtet, den Weg, welcher zu der verheissenen Glückseligkeit führet, mit der allergrößten Sorgfalt aufzusuchen, der ist wenig von einem Thier unterschieden. Und wie können diejenigen doch dieser Pflicht ein Gnüge leisten, die sich weiter um nichts bekümmern, als was sie einmal gefaßt haben. Wie kann man doch sol-

chen Leuten einen Glauben zuschreiben, welche niemals untersucht haben, was sie glauben. Gewiß, ein Ketzer, der eine genaue Prüfung angestellt hat, ist eher zu entschuldigen, als ein Rechtglaubiger, der niemals an eine Untersuchung gedacht hat. Wenn jemand, ohne vorhergegangene Prüfung, und ohne daß sich jemals ein Zweifel bey ihm geregt, den rechten Glauben hat, der glaubt nur zufälliger Weise, und kann sich auch keinen andern Lohn versprechen. Wenn aber jemand alles versucht, alle Kräffte braucht, und keine Mühe scheuet, die Wahrheit zu finden, so sind seine Bemühungen, auch wenn er seinen Zweck nicht erreicht, dennoch lobenswürdig, und er kann sich von dem himmlischen Richter, welcher ganz anders als die Menschen urtheilet, ein gelindes und gnädiges Urtheil versprechen. Hieraus erhellet, wie unbillig diejenigen verdammt werden, welche sich aufs sorgfältigste bemühen, die Wahrheit zu erforschen, und gute und böse Bücher gegeneinander halten, um die Wahrheit herauszubringen. Denn diese Bemühung gehet auf die Erkenntniß, und der Grund dieser Bemühung beruhet in der Gewißheit und Ueberzeugung. Da uns, nach dem Ausspruch des Cicero, eine mit Vernunft angestellte Untersuchung zu solchen Dingen führet, die wir vorher nicht eingesehen haben; so kann man nicht begreiffen, warum die meisten lieber irren, und den einmal angenommenen Satz auf das hartnäckigste vertheidigen, als dasjenige recht untersu-

chen wollen, was man mit solchen Eifer zu behaupten pflegt. In dieser Absicht trage ich kein Bedenken, die Bücher zu lesen, worinn die Religion angefochten wird, und ich weis die Arbeit der verdienten Männer nicht hoch genug zu schätzen, welche die von den Feinden der Religion erregten Zweifel so glücklich gehoben haben. Gegen die Irrenden hege ich das zärtlichste Mitleiden; diejenigen aber hasse ich, welche andre so schlechthin und ohne alles Erbarmen verdammen.

Folgenden dreyen Sätzen hänge ich, in Absicht auf die Religion, aufs festeste an, und vertheidige sie aufs eifrigste. I. Ich glaube nichts, und nehme nichts an, was gegen die Sinnen und die allgemeinen Begriffe streitet. II. Ich unterschreibe keinen Lehrsatz, der mit den Grundsätzen der Religion streitet, die ich bekenne. III. Ich verwerfe, was den göttlichen Eigenschaften zu nahe tritt, und dieselben beleidiget und angreift. Daher wird mich die Lehre von der Transsubstantiation jederzeit von der römischen Kirche abhalten, weil ich meinen Augen und Sinnen den Glauben nicht versagen kann noch darf. Denn wer etwas behauptet, das mit den allgemeinen Begriffen streitet, der macht alles wankend und ungewiß. Daher fliehe ich die Lehre, de indolerantia, welche die ersten Reformatores der päpstlichen Kirche vorgeworfen haben, da sie den Grund der verbesserten Religion umstößt. Und endlich habe ich auch für die Lehre von dem absoluto

luto decreto, oder dem unbedingten Rathſchluß GOttes, einen Abſcheu, weil es ſcheint, daß GOtt dadurch zum Urheber der Sünde gemacht wird. Ich falle denen nicht bey, welche alle Heyden ohne Unterſcheid verdammen, und einen Socrates, einen Epictet, einen Ariſtides und andre tugendhafte Männer, die auſſerhalb der Kirchen gebohren ſind, zu einer ewigen Quaal verurtheilen. Welche ſich einen ſolchen GOtt vorſtellen, mit denen verlange ich keine Gemeinſchaft zu haben. Ich glaube an einen höchſtgütigen und gnädigen GOtt, der ein Freund des menſchlichen Geſchlechts iſt. Einen ſtrengen und grauſamen Richter überlaſſe ich andern zu verehren. Daher habe ich auch beſtändig mit denen zu ſtreiten, welche ein jedes unſchuldiges Vergnügen verwerfen; hingegen ein trauriges Weſen anpreiſen, und die knechtiſche Furcht als eine chriſtliche Tugend anſehen. Was iſt doch dieſes anders, als einen gnädigen und gütigen Vater in einen ſtrengen und neidiſchen Herrn verwandeln?

In dem Begriffe, den ich mit der Frömmigkeit verbinde, ſtimme ich mit einigen nicht überein. Andre nennen die Gottſeligkeit eine Furcht GOttes; ich aber nenne ſie eine Liebe zu GOtt, die mit der Ehrerbietung verbunden iſt. Aus dieſem irrigen Begriffe, welchen man von der Frömmigkeit hat, entſtehet es, daß die Trauriakeit öfters mit der Frömmigkeit vermiſcht wird. Ich halte dafür, daß man GOtt mit einer kindlichen Liebe, nicht aber mit einer knechtiſchen

Furcht

Furcht verehren müſſe; und die Ernſthaftigkeit derer, welche die Laſter vermehren, ſcheint mir inſonderheit zu dieſen Zeiten ſehr übel angebracht zu ſeyn, da ſich ſo viele Feinde gegen die Religion auflehnen, und unter dem Vorwand, da ſie auf die Macht der Geiſtlichkeit ſchmähen, die Religion zu untergraben, und den Himmel ſelbſt zu ſtürmen ſuchen. Dieſer unruhige Zuſtand erfordert mehr ein gemäßigtes, als ein übertriebenes Weſen. Einer ſolchen Mäßigung, welche auch die Klugheit erfordert, bedient ſich die engliſche Geiſtlichkeit, und dadurch macht ſie die Pfeile der Gegner unſchädlich.

Bacchæ bacchanti ſi velis adverſarier
Ex inſana inſaniorem facies,

Mein Gebet iſt nicht weitläuftig, weil ich glaube, daß der Gottesdienſt nicht ſo ſehr im Beten, als vielmehr in der That, im Gehorſam, und in der Verbeſſerung der Sitten beſtehet. Ich bemerke, daß man täglich das beten und ſündigen miteinander verknüpft; und es ſcheint, daß einige nur deßfalls deſto eifriger beten, damit ſie deſto freyer ſündigen mögen; oder daß ſie deſto öfterer einen Fehltritt begehen, damit ſie deſto eifriger beten mögen. Ich rede hier nicht von den Heuchlern, deren Andacht einem jeden leicht ſelbſt in die Augen fällt, ſondern allein von der mechaniſchen Andacht dererjenigen, welche zu gewiſſen Stunden beten, und zu gewiſſen Stunden ſündigen. Ich habe es niemals zuſammen reimen können, wenn ich geſehen, daß man das

Beten und Singen mit dem Verbrechen verdoppelt, und mit gleichen Schritten zu beyden eilet. Endlich aber habe ich dieses Geheimniß entdeckt, da ich bemerkt, daß einige diesen mündlichen Gottesdienst als eine Abrechnung oder Ersetzung wegen der von ihnen begangenen Bosheiten ansehen. Da es nicht schwer ist, die Lippen zu bewegen, hingegen sehr viele Standhaftigkeit und ein grosser Ernst erfordert wird, den Lüsten zu widerstehen, und die bösen Leidenschaften zu überwinden, so erwählte man das leichteste, und meynet, daß dadurch die Pflicht eines Christen einigermassen erfüllet werden könne. Aber solche Leute stehen in grosser Gefahr, daß ihr Bezeigen einen sehr schlechten Lohn erhalten werde. Und gewiß, es ist sicherer, gänzlich zu schweigen, als die Vergebung solcher Uebertretungen zu bitten, die man willens ist, mit dem ehesten wieder zu erneuren. Daher sagte Bion zu einigen Bootsleuten, welche eifrig beteten, da ein hefftiges Ungewitter alle Augenblick das Schiff zu zertrümmern drohete: Schweiget doch, damit GOtt nicht höre, daß ihr euch hier aufhaltet.

Dieses sind diejenigen Stücke, welche ich an andern aussetze, und welche andre an mir tadeln werden. Ob die von mir vorgetragenen Sätze ketzerisch sind, solches mögen Sie, mein Herr, und nebst Ihnen alle unpartheyischgesinnte urtheilen. Wenn man mich deßfalls einer Ketzerey beschuldigen will, so wird sie auch allein

darinn

darinn bestehen. Denn in den Grundsätzen weiche ich nicht im allergeringsten von der wahren Lehre unsrer Kirche ab; und wenn ich ja davon abwiche, so würde ich es aufrichtig anzeigen, da ich für einem Menschen und einem Christen nichts schändlicher und unwürdiger halte, als die Verstellung. Die Zweifel, welche mir die verbotenen Bücher erregen, eröfne ich meinen Freunden, und durch deren Hülfe löse ich sie gröſtentheils glücklich auf.

Da das Leben so kurz ist,

- - et iam venit aegra senectus.

so scheint es mir der Mühe werth zu seyn, alles aufs genaueste zu prüfen, und selbst die Grundsätze der Offenbahrung zu untersuchen. Es ist mir nicht unbekant, daß man diejenigen, welche dieses thun, zu tadeln pflegt. Da aber, GOtt gütiger und gnädiger urtheilt, als die Menschen, so hege ich auch das Vertrauen, daß eine solche Untersuchung, welche allein durch eine Sorgfalt wegen des künftigen rege gemacht wird, dem himmlischen Richter nicht mißfallen werde. Ich beklage England, und verdamme die ausschweifende Frechheit, womit man die Religion angreift, insonderheit, da das Uebel immer weiter einzureissen scheint. Aber ich bedaure das Schicksal Spaniens, Italiens und einiger anderer Länder noch mehr, wo man in geistlichen Dingen alle Freyheit einschränkt, und dem Verstande Fessel anlegt. Denn dadurch werden die öffentlichen Lehrsätze verdächtig, und eine verbor-

gene

gene aber auch deſto ſcheuslichere Gottesverleugnung nimmt die Gemüther ein. In Spanien, wo man faſt eben ſo viele Heilige, dem äuſſerlichen Anſehen nach, als Menſchen antrifft, ſcheinen mehrere Chriſten zu ſeyn; in England aber ſind vielleicht wirklich mehrere vorhanden. Denn die Engländer verſchweigen nichts von dem, was ihnen auf dem Herzen liegt, weil ſie es für ſchändlich halten, anders zu reden, und anders zu denken. Andre aber, die entweder durch die Furcht für die Strafe abgeſchreckt werden, oder auch ihren Vortheil dadurch zu befördern ſuchen, entblöden ſich nicht, GOtt ſelbſt ein Blendwerk zu machen, und pflanzen die Religion, welche ſie in ihrem Herzen verabſcheuen, öfters durch Feuer und Schwerdt fort. Nun ſtelle man ſich beyde Völker vor, und erwege, was GOtt, der in dem verborgenſten Winkel des Herzens dringet, von ihnen urtheilen werde. Man ſtelle in Gedanken dem letzten Gerichte ſolche Menſchen dar, welche aus einer frommen Abſicht in der Schrifft geforſcht, aber aus Schwachheit ihrer Urtheilskraft in verſchiedene Irrthümer gefallen ſind; man laſſe aber auch ſolche Menſchen vortreten, welche entweder aus Nachläßigkeit eine ſo wichtige Sache nicht unterſuchen wollen, oder welche über eine Religion, die ſie öffentlich mit dem Munde bekennen, in ihrem Herzen ſpotten, und die, wie der Poet ſagt:

ficto ſimulant pia pectora vultu.

Man ſtelle beyde Theile fürs Gerichte, und es

wird

wird nicht schwer fallen, das Urtheil zu errathen, was über sie wird gesprochen werden:

Cum summus iudex terras inuiſet ab aula
Syderea, vt vitas actas ac crimina diſcat.

In Spanien trifft man sehr viele und recht merkwürdige Beyspiele einer verstellten Frömmigkeit an, wo diese schändliche Verstellung von den Eltern auf die Kinder fortgepflanzt wird, und wo man Priester, Bischöffe, ja Mitglieder des Inquisitionsgerichts entdecket hat, welche heimlich dem Judenthum ergeben gewesen.

Ich verdamme niemanden, welcher wünscht selig zu werden. Ich verdamme vielmehr diejenigen, welche an andern öffentlich tadeln, was sie heimlich selbst billigen, und welche öffentlich etwas bekennen, worüber sie spotten, wenn sie allein sind, und keine Zeugen haben. Es ist menschlich, daß man irret, wenn man aber offenbar über das höchste Wesen spottet, wie die letztern thun, so macht man sich der strengsten Rache würdig. Damit man aber nicht glauben möge, daß ich die Ketzer öffentlich vertheidige, so mache ich einen Unterschied unter diejenigen, welche aus Schwachheit und Unwissenheit fehlen, und unter diejenigen, welche aus Bosheit und Vorsatz irren. Diese verdamme ich. Mit jenen trage ich Mitleiden, wo sie nicht etwa ihre Irrthümer allenthalben auszubreiten suchen; denn in diesem Fall werden sie mit allem Rechte als Störer der gemeinen Ruhe gestraft. Blos in dieser Absicht kann es entschuldiget werden, daß

man

man die Irrenden nicht dulden muß. Denn alles, wodurch eine Gesellschaft gestöret wird, muß durch die Gesetze der Gesellschaft unterdrückt werden. Deßwegen werden die Räuber, Todtschälger, Diebe und andere Missethäter von dieser Art, als Feinde der gemeinen Ruhe von denen, welche einen Staat regieren, billig gestraft. Hingegen andre Laster, als Geitz, Undankbarkeit, Völlerey, Verschwendung, irrige Meynungen werden von ihnen nicht geahndet, sondern dem göttlichen Richterstuhl anheimgestellt. Es erhellet zwar aus der heiligen Schrifft, daß der Götzendienst mit dem Leben gestraft worden; aber die göttliche unmittelbare Regierung, unter welcher die Israeliten damals lebten, erforderte diese Schärfe nothwendig. Denn der Dienst, welchen man fremden Göttern erwies, war als ein Aufruhr gegen GOtt, den König des israelitischen Volks, anzusehen. Wenn man demnach fremde Götter verehrte, so war dieses bey den Israeliten eben so viel, als wenn man die ordentliche Regierung verachtete, wodurch die aufgerichtete Gesellschaft zu Grunde gerichtet ward. Daher wurden öfters geringere Verbrechen scharf gestraft, grössere aber, weil sie mehr in der blossen Erkenntniß, als in der Ausübung bestunden, nicht geahndet. Man duldete die Sadducäer, welche die Auferstehung der Todten leugneten, und weder Engel noch Teufel zugaben. Hingegen ward die Todesstrafe festgesetzt, wenn auch nur die geringste Ceremonie nicht auf das voll-

vollkommenſte und genaueſte beobachtet ward. Hieraus erhellet, daß ich blos diejenigen von der Toleranz ausſchlieſſe, welche ſolche Sätze behaupten, die der weltlichen Regierung und dem Staat entgegen ſind. Dieſe ſind, nach meinem Urtheil, in keiner Republik zu dulden. Ich ſchlieſſe alſo die Papiſten aus, welche ſelbſt keine andere dulden, und mit Gewalt und Liſt ihre Sätze auszubreiten ſuchen. Ich ſchlieſſe auch die Schwärmer aus, welche ſich nicht durch einen Eyd zum Gehorſam gegen die Obrigkeit verbindlich machen wollen, und ihre Hartnäckigkeit durch ein zartes Gewiſſen zu bedecken trachten.

Auf die Mathematik habe ich mich niemals gelegt. Doch hat die Naturlehre, welche ſich mit himmliſchen Cörpern beſchäftiget, mir allemal ein ſehr groſſes Vergnügen verurſacht, und ich leſe auch noch alles, was in dieſer Matrie geſchrieben worden, mit ſehr vieler Begierde. Ich habe mich noch niemals entſchlieſſen können, ob ich den Sätzen des Carteſius, oder des Neutons mehr Beyfall geben ſoll; und deßwegen habe ich noch keine von beyden vollkommen angenommen. Dennoch haben ſich die carteſianiſchen Wirbel meinem Gemüthe ſehr ſtark eingeprägt. Denn dieſer Satz von den Wirbeln iſt ſo leicht und augenſcheinlich, daß auch Kinder dieſelbe als eine nothwendige Wirkung von der Umdrehung der Sonne erkennen können. Hingegen muß die Meynung des Neutons von der anziehenden und magnetiſchen Kraft der Sonne den

Unge-

Ungelehrten als eine Zauberey vorkommen, und sie können unmöglich begreifen, wie die Sonne, welche so viele Feuerstrahlen von sich wirft, dennoch zu gleicher Zeit die Planeten an sich ziehen könne, da es gegen die Natur streitet und einen offenbaren Widerspruch mit sich führt, zu einer Zeit von sich zu stossen und an sich zu ziehen. Da aber die Meynung des Cartesius leichter zu begreifen, und auch glaublicher ist, und man überdem den Umlauf der Planeten keinen wahrscheinlichern Ursachen zuschreiben kann, so halte ich diese Meynung für die beste, und für diejenige, welche den meisten Beyfall verdient. Sollten einige Phönomena vorkommen, welche dagegen zu streiten scheinen, als der elliptische Lauf der Cometen, und andre dergleichen Dinge, so kann dieses von solchen Ursachen herrühren, die wir nicht wissen, oder in der Natur der Cometen selbst seinen Grund haben, die uns unbekannt ist. Ich übergehe, was man sonst noch hievon sagen könnte, weil ich nicht zum Richter in dieser Sache gesetzt bin. Nur dieses will ich annoch hinzufügen, daß der ausschweifende Lauf der Cometen eben so stark gegen die Sätze des Neutons, als gegen die Sätze des Cartesius streitet. Denn wenn man fragt, woher es komme, daß der Comet eine andre Laufbahn hat, als die andern Planeten, die in runden Kreisen um die Sonne laufen; so wird einem Anhänger des Neutons diese Frage eben so schwer aufzulösen seyn, warum ein Comet, wenn er sich der Sonne genähert,

wie-

wieder auf seiner Bahn von ihr weglaufe. Denn wenn die Sonne die Planeten, vermittelst ihrer magnetischen Kraft, an sich zieht, so müßte sie den Cometen, wenn er sich ihr so sehr genähert, vermöge dieser Kraft, ganz an sich ziehen und verschlingen. Neuton sahe diese Einwürfe wohl vorher, welche man ihm wegen der Sätze, in Absicht auf die Schwere, machen könnte, und ließ es daher einen jeden frey, ob er lieber das Wort attractio, oder impulsio brauchen wollte. Es ist aber beydes einerley. Man muß indessen die Bescheidenheit dieses grossen Mannes billig rühmen. Ob er gleich eine so tiefe Einsicht in diese Dinge vor unzähligen andern hatte, so bekannte er doch, daß es Geheimnisse wären, welche der menschliche Verstand nicht erreichen könnte. Die Mathematici, welche nach ihm gekommen sind, haben auf den von ihm gelegten Grund gebauet, und nachher sind viele Sätze des Cartesius verworfen worden.

Das Rentmeisteramt, welches ich gegenwärtig verwalte, unterbricht öfters mein Studiren, wozu mich ein natürlicher Trieb anreizet, und ich muß manchen Tag bloß damit zubringen, daß ich Quittungen schreibe, verschiedene ungelehrte Briefe abfasse, und über Einnahme und Ausgabe Rechnung führe. Ueberdem hält mich auch die Sorge für mein Landgut, Brorup, öfters ab, welches in Seeland liegt, und, wie Sie wissen, vor einigen Jahren von mir gekauft worden. Denn, bald muß ich die Klagen der Bauern anhören,

und bald mit meinen Nachbaren streiten. Vor allen Dingen aber hüte ich mich, daß ich nicht in solche Processe möge eingeflochten werden, welche insgemein mit dem Besitz der Landgüter pflegen verknüpft zu seyn. So oft sich demnach ein Streit erhebt, so suche ich denselben auf eine freundschaftliche und glimpfliche Art beyzulegen; aber man richtet dadurch auf dem Lande wenig aus. Wenn man sich auf dem Lande befindet, so muß man eine ganz andere Lebensart, als in der Stadt, annehmen. In der Stadt lebe ich philosophisch, frey und unbesorgt; sobald ich aber aufs Land reise, so ziehe ich den Harnisch an, und lege meine Philosophie und alle meine moralischen Regeln so lange in der Accisbude vor dem Westerthore nieder, bis ich wieder zurückkomme. Seitdem ich also dieses Gut gekauft, so stelle zwo Personen vor: In der Stadt bin ich ein Philosoph, und auf dem Lande ein Soldat. Hier vertheidige ich mich allein mit Worten; wo aber die Worte allein nicht helfen wollen, da muß ich andre Mittel gebrauchen. Ich habe mich zwar im Anfange bemühet, mit Höflichkeit und guten Worten die entstandnen Unruhen zu stillen, und durch Sanftmuth die Bösen zu überwinden; die Erfahrung aber hat mich nachher gelehrt, daß man auf eine andre Art mit den Landleuten verfahren müsse, und daß auf dem Lande Justinian mehr, als Seneca, ausrichten könne. Meine Nachbaren bildeten sich ein, ich sey dem Studiren so sehr ergeben, daß sie mir ohne Bedenken allerley

Ver-

Verdruß erregen, und mich so sehr, als sie nur wollten, beleidigen könnten. Sie thaten auch wirklich einen Versuch, mich durch Schmeicheleyen, Drohungen und andre Künste, worinn die Landleute sehr erfahren sind, zu reitzen, um zu sehen, wie weit meine Gedult sich erstrecken würde. Wie sie aber merkten, daß ich nicht ganz unbewafnet war, sondern vielmehr auf meine Sachen genau Acht gab, so errichteten sie zuerst einen Stillstand, und hiernächst einen vollkommenen Frieden mit mir.

Es finden sich bey dieser Lebensart allerhand verdrießliche Umstände, und bisweilen erhalte ich die unangenehme Zeitung:

- - Morbo perïere capellae,
Spem mentia seges, bos est enectus aratro.

Aber das Gemüth wird doch auch zugleich durch verschiedene angenehme Begebenheiten wieder aufgerichtet und vergnügt. Nichts ist, meiner Einsicht nach, angenehmer, anständiger und einem Philosophen gemässer, als der Ackerbau. Meine Neigung stimmt damit vollkommen überein, und die schwatzhafte Aufrichtigkeit eines Bauren vergnügt mich mehr, als die geschmückte Rede eines Gelehrten. Wie ich Besitzer von diesem Gute ward, so lag alles verheeret und darnieder. Mit der Zeit aber geräth alles wieder in einen bessern Stand, und ich spare nichts, den Wachsthum und die Aufnahme dieses Gutes zu befördern. Ich baue die verfallenen Häuser wieder auf, und bringe das verwirrte wieder in Ord-

nung. So oft ich dieſes betrachte, und den itzigen Zuſtand des Gutes mit dem vorhergehenden vergleiche, ſo freue ich mich ungemein. Es gereicht mir zugleich zu einem ganz beſondern Vergnügen, daß ich die Pflichten eines rechtſchaffenen Bürgers einigermaſſen erfüllt, und nicht nur einem verheerten Lande eine beſſere Geſtalt gegeben, ſondern auch das elende Schickſal der Landleute, welche ehedem unter einem harten Joche ſeufzten, erträglicher gemacht habe.

Nun empfinde ich erſtlich die Schwachheiten, welche das Alter mit ſich bringt. Vorher nahm die Furcht mich niemals ein; nun bin ich ſehr furchtſam. Was ich in meinen jüngern Jahren eifrig geliebt, das fliehe ich nunmehro; und ſo gerne ich ehedem in Geſellſchaften war, ſo ſehr gefällt mir itzt die Einſamkeit. Vorher war ich aufgeräumt, nun bin ich verdrießlich, und dieſes nimmt mit den Jahren zu. Was mir vormals ein groſſes Vergnügen erweckte, dafür habe ich itzt einen Eckel. Ehedem hatte mich die Muſik ganz eingenommen, nun kann ich das allerangenehmſte Concert mit der größten Kaltſinnigkeit anhören. Am meiſten aber kann ich ſelbſt daraus abnehmen, daß mein Alter mit ſtarken Schritten herannahet, weil ich ein gröſſeres Vergnügen an geringen Erzehlungen, als an gelehrten Unterredungen finde. Wenn man von den wichtigſten Begebenheiten, als von dem Kriege der Türken mit den Perſern, von der Tripelallianz, von der pragmatiſchen Sanction,

von

von der Kayser- und Papstwahl, und von andern dergleichen Dingen redet, wobey ich ehedem sehr aufmerksam war, so höre ich doch nun weit lieber zu, wenn jemand allerhand Kleinigkeiten, von dem Streite der Nachbarn untereinander, von Hochzeiten, Kindtaufen und Verlöbnissen erzehlt. Insonderheit sehen meine Freunde dieses als ein gewisses Zeichen meines herannahenden Alters an, daß widrige Nachrichten und Drohungen mich gar zu leicht schrecken und niederschlagen, und daß ich gleich, wie bey dem Anblick eines Cometen, zittere, so oft mir etwas ungewohntes begegnet. Diesen Fehler haben auch einige bereits in meinen jüngern Jahren und bey meinem männlichen Alter bemerkt, und daher den Schluß gemacht, daß ich nur blos in Worten, nicht aber in der That ein Philosoph sey. Ich gestehe, daß ich niemals ein practischer Philosoph gewesen. Ich habe auch bereits aufrichtig bekannt, daß ich dem Zorn, der Unruhe des Gemüths und andern Schwachheiten unterworfen bin, und die Gewohnheit, welche doch sonst das Gemüth gesetzt zu machen pflegt, hat mich gegen alle Zufälle noch nicht genug gewafnet. Ich weis wohl, daß man durch Hülfe der Welt-Weisheit alle Schmerzen und widrige Schicksale überwinden und verachten kann, und aus dieser Ursache lese ich auch beständig philosophische Schrifften. Ich habe es aber, aller Bemühung ohngeachtet, noch nicht dahin bringen können, daß ich aller Uebereilung zu widerstehen vermögend wäre.

Die Philoſophen pflegen zwar zu behaupten, daß man alles, was man abzulegen im Stande iſt, auch verhüten könne, daß man es nicht annehme. Aber, da die Fälle, welche uns begegnen, nicht von uns abhängen, ſo iſt es auch nicht möglich, zu verhindern, daß unerwartete Zufälle nicht unſer Gemüth in Bewegung ſetzen ſollten.

Vnde timere hominis ſapientis et inſipientis
Primos cum motus ſiſtere nemo queat.
Hoc tantum diſtant, pauor oppugnat ſapientem,
Expugnat ſtolidum, perpetuaque premit.

Man kann es deßwegen mit Recht für einen eitlen Stolz halten, der nicht die geringſte Wahrſcheinlichkeit zum Grunde hat, wenn einige darinn einen Ruhm ſuchen, daß ſie vorgeben, ſie wüßten von gar keinen Leidenſchaften. Wir ſind nicht aus Holz und Stein gehauen. Der erſte Anfall, inſonderheit, wenn er unerwartet kommt, kann auch die Allerklügſten verwirren und die Standhafteſten in Bewegung ſetzen: Wenn man aber das Unglück vorher ſiehet, ſo wird daſſelbe dadurch ſehr gemindert. Deßwegen ſagt der Poet:

Ne me imparatum cura laceraret repens.

Weil es alſo unmöglich iſt, die erſte Bewegung zu unterdrücken, ſo ſind diejenigen billig zu entſchuldigen, bey denen die ſchnellbewegten Säfte eine Hitze in dem Körper verurſachen. Ich bin ſelbſt mit ſolchen Säften geplagt, und empfinde auch die Wirkung davon. Es iſt mir daher auch nicht möglich, das Gemüth eher wieder zu beruhigen,

higen, bis das Blut nach dem ersten Anfall wieder seinen vorigen Lauf angenommen, und die zerstreueten Gedanken wieder gesammlet und in Ordnung gebracht worden. Gewiß, der Anstoß vom Fieber wird dadurch nicht gelindert, daß man den Cicero, Seneca und Socrates lieset: Wenn aber der gröβte Sturm überstanden ist, und der Schmerz seine empfindlichste Wirkung verlohren hat, so sind diese Mittel überaus heilsam, damit die Wunde nicht wieder aufbreche.

Wenn die Hitze sich legt, und Vernunft und Nachdenken ihre alte Herrschaft behaupten, so lache ich über meine Thorheit, und suche den durch Zorn oder Furcht bestürmten Sinn fest und unbeweglich zu machen, daß er nicht dadurch möge überwunden werden. In diesem Falle ist die Philosophie von einem sehr grossen Nutzen; und Cicero sagt gar schön: Wie man viele Arzeneyen gegen das Gift der Schlangen hat; wie Fleiß und Unverdrossenheit sichere Mittel sind, die Armuth und den Mangel abzuhalten, und wie man durch die Schaamhaftigkeit einem leichtfertigen Wesen am besten widerstehen kann: So ist uns auch die Philosophie von dem Höchsten als ein Geschenk verliehen worden, um dadurch den Schmerz zu überwinden. Es ist genug, wenn ein Mann dem Uebel entgegen geht, wenn es abgenommen hat, damit es sich nicht verstärke, und von neuen anfange zu quälen. Das weibliche Geschlecht allein läßt sich durch den Gram überwinden. Und hieher gehört, was der Poet sagt:

Conqueri fortunam aduerſam, non lamentari decet,
Id viri eſt officium, fletus muliebri ingenio additus.

In meinen vorigen Briefen habe ich die Schwachheiten meines Gemüths aufrichtig bekannt. Einige haben zwar mit der Zeit aufgehöret, aber es haben ſich an deren Stelle mit dem alten neue eingefunden. Die Zeiten ändern ſich, und wir werden mit ihnen verändert, und öffters wird ein neues Laſter erzeugt, wenn wir ein altes ablegen. Ich aber bin dennoch in Abſicht auf die meiſten Tugenden und Fehler, unverändert.

So furchtſam ich auch bey meinem herannahenden Alter geworden, ſo ſind dennoch einige Ueberbleibſel von meiner vorigen Standhaftigkeit übrig geblieben, welche ſich noch bisweilen äuſſern. Denn, wenn ich von meinen Gegnern angefallen werde, ſo vertheidige ich mich aus allen Kräfften. Nur allein für diejenigen fürchte ich mich, welche mich unter der Bedeckung der Religion angreiffen. Sobald ich dieſe anrücken ſehe, ſo werfe ich ohne Verzug meine Waffen nieder, und ergreiffe die Flucht. Ich habe aus der Erfahrung bemerkt, wie heftig der Eifer ſolcher heiligen Gemüther zu ſeyn pflegt, wie unverſöhnlich ſie ſind, und mit was vor einem groſſen Glücke ſie ihre Kriege führen.

Fauſti hirſuta cohors minor eſt mihi Caſtoris ira,
Iniuſte patiens me puto iure pati.

Die

Die Heucheley und Verſtellung iſt mir jederzeit aufs äuſſerſte verhaßt geweſen, und ich bin faſt gar zu offenherzig. Einige glauben, daß ich in meinen Schrifften dem weiblichen Geſchlecht gar zu ſehr geheuchelt habe. Wenn man aber alles, was ich zu ihrem Vortheil geſchrieben, recht unterſucht, ſo wird man finden, daß ich ihnen nicht geſchmeichelt, ſondern mit Recht ihre Parthey genommen habe. Es iſt deutlich von mir erwieſen worden, daß die meiſten Fehler, welche man dieſem Geſchlechte beylegt, nicht von der Natur, ſondern von der Auferziehung herrühren, und daß man die Natur öfters mit der Erziehung vermengt. Ich habe gezeigt, daß man auch bey dem Frauenzimmer männliche Tugenden wahrnehmen würde, wenn man ſie auf eben dieſelbe Art, wie die Mannsperſonen, von Jugend auf erzöge; und daß die meiſten Vorzüge, deren ſich das männliche Geſchlecht anmaßt, demſelben mehr durch eine äuſſerliche Ordnung, als durch das natürliche Recht verliehen worden. Und endlich habe ich dargethan, daß man mehr auf die Tugenden, als auf die Namen ſehen müſſe, und daß man allein der Geburt wegen das Frauenzimmer nicht von allen Verrichtungen ausſchlieſſen ſollte, wozu Verſtand und Nachdenken erfordert wird. Zumal, da ſehr viele Beyſpiele vorhanden ſind, daß man ſehr fähige Köpfe unter ihnen antrifft, denen es nicht an Geſchicklichkeit mangelt, in öffentlichen und beſondern Sachen ſich mit Ruhm zu zeigen. Aus dieſer

Urſache ſchmeichele ich dem Frauenzimmer nicht, ſondern ich halte vielmehr das männliche und weibliche Geſchlecht gleich hoch, ohne dem einen vor dem andern einen beſondern Vorzug einzuräumen. Wenn ich merke, daß die Schweſter beſſer ſchweigen kann, als der Bruder, ſo vertraue ich ihr, und nicht ihm, mein Geheimniß. Wenn ich wahrnehme, daß ein Frauenzimmer geſchickter iſt, dieſes oder jenes auszurichten, als eine Mannsperſon, ſo ziehe ich dieſelbe billig vor. Und auf dieſe Art kann man demjenigen keine Heucheley ſchuld geben, der einen jeden beylegt, was ihm zukommt. Die verdienen weit eher den Namen der Heuchler, welche ſtets ſich ſelbſt und ihr Geſchlecht erheben, und das weibliche Geſchlecht, welches ſich nicht vertheidigen kann, angreiffen und ſchwächen. Die meiſten fallen zwar derjenigen Parthey zu, welche Sieg erhalten und überwunden hat. Ich aber trete viel lieber zu denen, welche überwunden und unterdrückt werden. Das erſte iſt zwar das ſicherſte, das andre aber das anſtändigſte. Blos in dieſer Abſicht vertheidige ich die Gerechtſame des Frauenzimmers, dem ich mich übrigens niemals verbindlich gemacht habe, weil ich niemals verheyrathet geweſen. Meine Freunde treiben mich zwar öfters an, und ſuchen mich durch allerhand Gründe zu bewegen, den Eheſtand dem einſamen Leben vorzuziehen. Dieſe Aufmunterungen aber lehne ich jederzeit mit Lachen ab, und berufe mich bald auf meine Unwiſſenheit in der

Expe-

Experimentalphyſic, bald auf meine Jahre, welche ſich dem Alter bereits ſo ſtark nähern. Ehe ich vierzig Jahre erreichte, konnte ich keine Frau ernähren, und nachher bin ich durch allerhand Urſachen davon abgehalten worden. Vorher erweckte mir die Armuth Sorgen und Bekümmerniſſe, nun aber fürchte ich mich für das Horn des Ueberfluſſes, wenn ich mich verheyrathen ſollte. Ich habe dieſes Schickſal mit den meiſten von meinen Landsleuten gemein, welche ſich aus Armuth nicht ehe in den Eheſtand begeben können, bis ſie alt und kümmerlich, und durch die hohen Jahre bereits dazu untüchtig geworden. Wenn ich mich derohalben bey meinem jetzigen Alter nach einer Gehülfin umſehen wollte, ſo würde meine Frau den Mann, und ich die Frau vorſtellen. Mit dieſer Entſchuldigung pflege ich jederzeit meinen einſamen Stand zu rechtfertigen. Die eigentliche Urſache aber beſtehet darinnen: Daß ich alle Umſtände gar zu genau erwege, und auf die geringſten Kleinigkeiten ſehe. Mich ſchrecken die Sorgen ab, die mit einem Hausſtande verbunden ſind; mich ſchrecken noch andre geringere Dinge ab, welche andern zwar leicht fallen, mir aber unerträglich ſind. Und wenn ich überdem einen Freyer abgeben ſollte, ſo würde ich alle meine Schwachheiten offenherzig bekennen. Sie ſind zwar von geringer Erheblichkeit; indeſſen iſt ihre Anzahl doch ſo groß, daß ſie gar leicht eine Jungfrau oder Wittwe abſchrecken können, mir das Jawort zu geben.

Wie

Wie ich vor kurzer Zeit von einer Matrone gefragt ward, ob ich mich etwa durch ein Gelübde verpflichtet hätte, nicht zu heyrathen, so antwortete ich, daß ich zwar kein Gelübde geleistet, es wären aber viele andre Ursachen vorhanden, welche mir das einsame Leben angenehm machten, und mich abhielten, in den Ehestand zu treten. Sie versetzte hierauf: Die Unbequemlichkeiten, welche mit dem Ehestande verbunden sind, würden durch unzählige angenehme Umstände wieder ersetzt. Eine verständige und fromme Frau könne sehr viele Beschwerlichkeiten erleichtern, und die Sorgen des Hauses entweder theilen, oder dieselben auch, wenn es der Mann verlangte, allein auf sich nehmen. Sie fieng hierauf an, das Vergnügen, welches die Ehe begleitet, herzurechnen, und mit den schönsten Farben abzumahlen; woraus sie den Schluß machte, die Beschwerlichkeiten, die sich etwa dabey einfinden möchten, durch die Zufriedenheit in der Ehe auf einmal gehoben würden. Ich antwortete, daß ein sechzigjähriger Mann niemals das Vergnügen, sondern allein die Beschwerlichkeiten des Ehestandes empfinde. Wie ich nun auf ihren Befehl die Beschwerlichkeiten erzehlen sollte, die ich besorgte, so sagte ich, ob sie etwa des Nachts schnarchte? Und wie sie antwortete, daß sie sehr stark schnarchte, so erwiederte ich, blos um dieser geringen Ursache willen würden wir uns trennen.

Deßfalls habe ich jederzeit ein einsames Leben gefüh-

geführet, und es ist sehr wahrscheinlich, daß ich niemals in den Stand der Ehe treten werde, wenn ich auch noch viele Jahre erreichen sollte. Ich pflanze allein Bäume, damit ich doch etwas zur Fruchtbarkeit der Erde beytragen möge. Weil ich keine Kinder zeuge, so schreibe ich Bücher; und auf solche Art erfülle ich doch einen Theil meiner Pflicht, da ich derselben nicht völlig ein Genügen leisten kann. Es stehet nicht in eines jeden Macht, alles zugleich zu thun. Ich rühme den Bürger, welcher beydes zugleich vollkommen leisten kann. Man muß das eine thun, und das andre nicht versäumen. Ich habe nun die Ursachen öffentlich kund gemacht, weßfalls ich ein einsames Leben erwählet, und hoffe also, daß mich niemand wegen der Veränderung meines Standes weiter plagen werde.

Es sind noch andre Dinge, welche meine Freunde an mir tadeln, wenn ihnen aber nur die eigentlichen Ursachen bekannt wären, so würden sie erkennen, daß ich mit Recht also verführe, und nicht ohne Bedacht handelte. Wenn ich niedergeschlagen und betrübt bin, so schreibe ich lustige und aufgeräumte Schrifften, weil dieses meinem Gemüthe zu einer Arzney dienet. Ich entziehe meinem Leibe allen Ueberfluß, weil mir eine solche Lebensart am zuträglichsten ist. Ich lebe einsam, und gleichsam in einer Einöde, weil das einzige Vergnügen meines Sinnes in der Einsamkeit und Ruhe bestehet. Ich bin niemals weniger allein, als wenn ich ohne Gesellschaft bin.

Einen

Einen Lakay brauche ich nicht, denn ich ſehe denſelben als ein Hauskreutz und als ein unnützes Hausgeräth an. Ich gehe zu Fuſſe, um geſund zu ſeyn. Ich lebe in unverheyratheten Stande, weil ich befürchte, daß ich die Verdrießlichkeiten, welche der Eheſtand mit ſich bringt, nicht dürfte ertragen können. Wer eine Frau nimmt, der muß, auſſer andern allgemeinen Beſchwerden, auch noch dieſe inſonderheit übernehmen, daß er ſich des Verdruſſes, welcher ſeinem ganzen Hauſe, ſeiner Frauen und ſeinen Hausgenoſſen wiederfährt, annehmen muß. Denn er kann ſich nicht entziehen, für diejenige alle nur mögliche Sorgfalt zu tragen, mit welcher er durch das Band der Ehe ſo genau verbunden iſt.

Sie wundern ſich, mein Herr, warum ich mich lieber in der Stadt, als auf dem Lande aufhalte, da ich doch die Einſamkeit und Ruhe ſo ſehr liebe. Aber eben aus Liebe zur Ruhe halte ich mich in der Stadt auf, wo ich, wie in einer Einöde, lebe. Auf dem Lande bin ich mit Unruhe und andern Beſchwerlichkeiten geplagt, von denen man in groſſen Städten befreyet iſt. Denn daſelbſt hat ein jeder mit ſeinen Geſchäften genug zu thun, und wird dadurch gehindert, ſich in fremde Händel zu mengen. Auf dem Lande aber iſt man müßig, und daher ſucht man immer Gelegenheit, Unruhe und Streit anzufangen.

Nam capiunt vitium, ni moueantur, aquae.

Ich habe dieſes ſelbſt in der Gegend erfahren, wo mein Landgut liegt. Denn daſelbſt muß ich weit vorſichtiger, als in der Stadt, leben. Weil

Weil ich beſtändig von der Sanftmuth und Geduld rede, und lehre, daß man die Irrenden dulden müſſe, ſo tadeln mich deßwegen einige gar zu ſcharfe Gottesgelehrte, welche das Gegentheil mit der größten Heftigkeit behaupten, da doch die vernünftigſten Papiſten zu unſern Zeiten Bedenken tragen, ſolches öffentlich zu vertheydigen. Man hält mich im Verdacht, daß ich einige Leute in Schutz nehme, die zu unſern Zeiten die Kirchengebräuche verachten und verwerfen. Ich habe aber gleich von der Zeit an, da ich Gutes und Böſes von einander unterſcheiden können, dafür gehalten, daß es nicht nur der Tugend eines Chriſten gemäß ſey, ſondern auch mit der Lehre Chriſti und des Evangelii übereinſtimme, die Irrenden zu dulden. Man kann dieſes aus den Erinnerungen abnehmen, die ich in meinen bereits vor 20. Jahren herausgegebenen Schriften ertheilt habe. Wenn man von dieſem Satze abweicht, ſo untergräbt man ſelbſt unſre Religion, und macht ſich deſſen ſchuldig, was wir ſelbſt an den Papiſten ausſetzen und als gottlos erkennen. Auſſerdem wird die Sittenlehre Chriſti, deren Vortreflichkeit auch die ärgſten Feinde der Religion erkennen müſſen, und gegen welche ſie auch nicht das geringſte einzuwenden ſich getrauet haben, unbillig und ſchlechter, als die Lehren der Weltweiſen, wenn man die Worte, nöthige ſie herein zu kommen, nach dem Buchſtaben erkläret.

Einige haben gleichfalls aus meinen Schrifften

ten verſchiedene Sätze herleiten wollen, welche dem geiſtlichen Stande empfindlich ſeyn könnten. Und daher macht man den Schluß, ich ſey demſelben nicht gewogen. Aber man irrt, wenn man alſo von mir urtheilet. Denn ich ehre die Prediger, weil ſie das göttliche Wort vortragen. Wenn ſie rechtſchaffene Lehrer ſind, ſo ſchätze ich ſie aller Ehrerbietung und Liebe würdig. Wenn ſie aber nicht ſo beſchaffen ſind, ſo verehre ich ſie doch äuſſerlich wegen des Amts, das ſie bekleiden. Ich folge in dieſem Stücke dem Beyſpiel einer vernünftigen Matrone, welche den Prediger, wie er von der Kanzel kam, mit dieſen Worten anredete: Ich danke ihnen für die ſchönen und herrlichen Ermahnungen, welche ſie uns ertheilet haben; GOtt gebe ihnen die Gnade, daß ſie ſelbſt darnach leben mögen. Ich billige es gar nicht, wenn einige die Prediger auf eine höchſtunanſtändige und unter geſitteten Menſchen zum Abſcheu gewordene Art angreiffen und ſchreyen, daß man ihre Einkünfte vermindern müſſe. Nach meinem Urtheile muß den Predigern ſo viel gereicht werden, daß ſie davon anſtändig und reichlich leben können. Man muß aufs ſorgfältigſte verhüten, daß ſie nicht wegen eines gar zu geringen Einkommens von andern verachtet, oder genöthiget werden, ſich auf eine ſolche Art zu ernähren, die mit ihrem Stande nicht übereinkommt. Denn es iſt unmöglich, daß diejenigen ihr Amt recht verwalten können, welche wegen ihres nothdürftigen Unterhalts ſtets beſorgt ſeyn,

und

und von der Gnade andrer Menschen leben müssen. Man irret demnach sehr, wenn man sich einbildet, daß ich dem geistlichen Stande nicht gewogen sey. Blos diejenigen fliehe ich, welche fälschlich den Namen der Heiligen zu dem Ende annehmen, daß sie das Ansehen verdienter Männer kränken mögen.

Ferner tadeln auch einige an mir, daß ich nicht ehrerbietig genug von hohen Schulen und überhaupt gelehrten Sachen rede. Und es scheint, daß man mir dieses mit einem so viel grössern Rechte vorwerfen könne, da ich selbst ein Mitglied der Academie bin. Aber ich greiffe nicht die Wissenschaften selbst, sondern allein die Art und Weise an, dieselben zu erlernen. Die academischen Disputationen habe ich in meiner unterirdischen Reise unter die Schauspiele gerechnet. Einige academische Gebräuche, welche bey den Zuschauern ein Gelächter erwecken, mißbillige ich, und spotte über das unnütze Gewäsche und über die leeren Dinge, womit man auf so manchen hohen und niedern Schulen so viele Zeit zubringt. Dieses Urtheil greift nicht die Wissenschaften, sondern nur diejenigen an, welche mit denselben umgehen. Es erhellet vielmehr daraus, daß ich die Studien sehr hochschätze, und wünsche, daß die edlen Wissenschaften nicht durch eine verkehrte Art zu studiren, und durch einige lächerliche Gebräuche in Verachtung gerathen mögen. Es gereicht einigen academischen Verordnungen zum grossen Nachtheil, daß sie zu ei-

ner solchen Zeit abgefaßt worden, da die Barbarey und Unwissenheit so sehr überhand genommen, daß man sich nicht genug darüber wundern, und die Sitten, Gebräuche und Studien der damaligen finstern Zeiten nicht ohne Lachen ansehen und lesen kann. Aber wie viel thörichtes haben wir nicht beybehalten. Alles ist bey gewissen Vorfällen in grosser Bewegung, und man bemerkt in den Hörsälen und auf den Cathedern ein starkes Geräusche; wenn aber alles geschehen ist, so hat man doch nichts ausgerichtet. Ich habe deßwegen öfters gewünscht, daß man eine Reformation vornehmen möchte, die unsern Zeiten anständig wäre. Ich wünschte, daß alles Geschrey in Stillschweigen, und die Schwatzhaftigkeit in ein Nachdenken verwandelt würde. Ich wollte, daß man, anstatt so vieler Doctoren und Magister, welche öffentliche Vorlesungen anstellen, nur einige wenige erwälte, denen nicht freystünde, alles vorzutragen, was sie wollten; sondern, die nur allein die Fragen und Zweifel beantworten und auflösen sollten, welche ihnen von ihren Schülern und Zuhörern würden vorgelegt werden. Eine solche Einrichtung würde einen doppelten Nutzen nach sich ziehen. Zuförderst würden die Zuhörer dasjenige lernen, was sie zu wissen verlangten, und hiernächst würde auch niemand das Lehramt eher übernehmen, bis seine Studien in der Wissenschaft zur Reiffe gekommen, in welcher er sich für einen Meister ausgiebt.

Wie

Wie herrlich würden die Wissenschaften blühen, wenn zu der Zeit, da dieselben wieder empor kommen, nebst dem Luther, der die Religion von den Schlacken reinigte, auch ein andrer Luther aufgestanden wäre, der die gelehrten Sachen reformirt, den Sauerteig der alten Zeiten völlig wegaenommen, und die Fehler abgeschaft hätte, welche noch von der Barbarey der mittlern Zeiten herkommen. Es sind noch viele Dinge übrig, welche einer Aenderung bedürfen, und die hohen Schulen, die in den finstern Zeiten gestiftet worden, erfordern solche Einrichtungen, daß die Wissenschaften daselbst mit wenigerm Geräusche, aber mit grösserm Nutzen können getrieben werden. Die Academien, welche zu den neuern Zeiten in Frankreich und England gestiftet worden, zeigen zur Gnüge, wie nothwendig eine solche Reformation sey. Die Stiftungen und Gesetze derselben sind gerade den Stiftungen und Gesetzen andrer hohen Schulen entgegen, wo die Studirenden gehalten sind, alles zu glauben, was ihnen von ihren Lehrern vorgesagt wird; wo man den Kopf des Untergebenen nicht aufräumt, sondern verwirrt; wo der Geschmack desselben verderbt wird, und wo man vieles lernet, was man nachhero mit Mühe wieder vergessen muß. Daher rührt es, daß die meisten von hohen Schulen, als den Oertern, wo man sich die Wissenschaften zu eigen machen soll, zwar bisweilen gelehrter, aber nicht frömmer und mit geübten und in Ordnung gebrachten Begriffen zurück kommen.

Denn, anstatt daß die alten Vorurtheile sollten abgeschaft worden seyn, wodurch sich die Gelehrten allein von dem gemeinen Manne unterscheiden müssen, so sind dieselben vielmehr mit neuen vermehrt worden. Wenn man aber einen jungen Menschen die Wissenschaften mit Nutzen beybringen will, so muß das Gemüth desselben vorher von allen Vorurtheilen gänzlich befreyet seyn. Sonst nimmt er nichts an, und hält nichts für gewiß, als was mit dem ihm einmal beygebrachten Satze übereinstimmet.

Hieraus erhellet deutlich, daß diejenigen mir Unrecht thun, welche aus einigen scherzhaften Stellen, die hin und wieder in meinen Schrifften vorkommen, den Schluß ziehen, daß ich ein Feind der Studien sey. Meine unausgesetzte Arbeit, die vielen Schrifften, welche ich herausgegeben, und die Belohnungen, wodurch ich andre zum Schreiben aufgemuntert habe, zeigen vielmehr einen Eifer, als eine Kaltsinnigkeit, und weit mehr eine Ehrerbietung gegen die Wissenschaften, als eine Verachtung derselben an. Auch diejenigen irren sehr, welche glauben, daß ich um meines Nutzens halber die Feder ergriffen. Ich habe andre Mittel in Händen gehabt, wodurch ich mir mit geringer Mühe einen grössern Gewinnst hätte erwerben können. Der Fleiß, womit ich meine Schrifften ausgearbeitet, giebt deutlich genug zu erkennen, daß ich nicht durch die Geldbegierde zum Schreiben aufgemuntert worden. Ich habe die allerbequemsten und einträglichsten

Gele-

Gelegenheiten fahren lassen, weil ich sie als Hindernisse in meinem Studiren angesehen, und allemal die Zeit für verlohren gehalten habe, die man nicht auf das Studiren wendet.

Dennoch scheint es nicht, daß ich bey diesem grossen Triebe zu den Wissenschaften etwas besonders ausgerichtet. Und ob mir gleich einige den Ruhm geben, daß ich sehr fleißig gewesen, so dünkt mich doch, daß von mir gar nichts zu Stande gebracht worden. Wenn ich mich mit andern vergleiche, tadle ich selbst meine Trägheit, daß ich meine Zeit fast wie im Schlafe zugebracht habe. Die Krankheiten, mit welchen ich beständig geplagt werde, hindern mich sehr in meinem Studiren; insonderheit aber werde ich durch die Kopfschmerzen abgehalten, welche zwar einem jeden sehr beschwerlich sind, niemanden aber empfindlicher fallen, als einem Studirenden. Wenn ich deßwegen die Macht hätte, die Krankheiten auszutheilen, die doch dem menschlichen Geschlecht unvermeidlich sind, so würde ich die Kopfschmerzen entweder dem Frauenzimmer allein zutheilen, oder ich würde ihnen bey solchen Leuten einen Platz anweisen, deren Geschäfte nicht erfordern, daß man mit dem Kopf arbeite; oder, ich würde auch befehlen, daß sie sich allein bey abgeschmackten und elenden Scribenten aufhalten sollten, von denen wir eine so grosse Menge haben.

Wo ich mich ja auf einige Art um die Wissenschaften verdient gemacht, so bestehet es blos darinn, daß ich gesucht habe, den pedantischen und

allgemeinen Geschmack zu dämpfen, welchen man noch bey den meisten wahrnimmt. Weil die englischen und französischen Academien von mir sehr früh besucht worden, so habe ich daselbst nicht sowol gelernet, wie man gelehrt schreiben, sondern wie man seine Gedanken auf eine angenehme und reizende Art ausdrücken müsse. Und ich kann auch, ohne die geringste Pralerey, behaupten, daß ich fast der erste unter meinen Landsleuten gewesen, der anstatt magrer und verwirrter, kranken, ordentliche pragmatische Geschichte geliefert, und die Moral wieder hergestellet, die vorher in Norden gleichsam begraben war. Einige erkennen meine Verdienste auch, und rühmen meinen Fleiß. Nur dieses scheint ihnen so seltsam, daß ein Mann, der stets krank ist, und ein bereits ziemlich hochgestiegenes Alter erreicht hat, an solchen Kleinigkeiten einen Gefallen finden, und allerhand Scherzgedichte und lustige Fabeln schreiben können. Aber eben die Schwachheit meines Leibes, und das betrübte Wesen, welches bisweilen mein Gemüth einnimmt, treiben mich dazu an, und ich habe diese Arbeiten auch wirklich als eine Arzeney befunden. Deßfalls rathe ich auch andern, sich dieses Mittels bey solchen Zufällen zu bedienen. Ich ward einmal von einem gewissen Manne wegen meiner aufgeweckten Schreibart mit diesen Worten getadelt: Wie können sie doch solche lustige Sachen schreiben, da sie doch selbst so ernsthaft sind, und ein so eingezogenes Leben führen? Ich aber

gab

gab demſelben dieſe Antwort: Wie können ſie doch ſolche ernſthafte Schrifften abfaſſen, da ſie doch ſelbſt einem Comödianten ſo ähnlich ſind.

Obgleich meine Bemühungen und Arbeiten durch die Schwachheiten meines Lebens öfters unterbrochen werden, ſo werden ſie doch auch zugleich dadurch befördert. Denn eben dieſe Krankheiten, womit ich beſtändig geplagt bin, haben mich gezwungen, faſt allen Geſellſchaften zu entſagen, und ich lebe dennoch in dieſer groſſen Stadt, wie in einer Einöde, ob es hier gleich nicht an ſolchen Dingen fehlet, die das Studiren unterbrechen können. Die Palläſte groſſer Herren beſuche ich niemals, weil ich mit meinem Zuſtande vergnügt bin, und dem Schatten leerer Ehrentitel längſtens entſagt habe, nach welchem andre mit groſſen Eifer trachten. Wenn groſſe Herren zugleich mit Rang, Titeln und Vorzügen auch die Geſundheit verleihen könnten, ſo würde ich nicht ablaſſen, ſie durch Bittſchriften ſo lange zu beunruhigen, bis ich meinen Endzweck erhalten hätte. Da dieſelben mir aber in dieſem Stücke nicht helfen können, ſo bleibe ich zu Hauſe, und warte meine Geſchäfte ab. Man meynt, daß ich in dieſer Aufführung etwas von der engliſchen Nation angenommmen. Die Engländer pflegten ehedem von meinem Geſichte zu urtheilen: He looks as an engliſh Man. Jedoch in meinen Neigungen komme ich noch mehr mit dieſem Volke überein. Mir hat dieſe Nation jederzeit ſehr wohl gefallen, und ich bin derſelben auch nicht

unangenehm gewesen. Man hat gleichfalls an mir bemerkt, daß ich in meinen Studien und Sitten die Gemüthsart und den Geschmack dieses Volks vollkommen ausgedruckt. Alles, was ich auf den Herzen habe, das entdecke ich mit der größten Aufrichtigkeit, und aus allen erwähle ich dasjenige, was der Wahrheit am nächsten zuzukommen scheint.

Ich beobachte auch noch in meinem Alter überaus sorgfältig diejenige Enthaltsamkeit, wozu ich mich bereits in meiner Jugend gewöhnt habe, und höre alle Vermahnungen sehr kaltsinnig an, wodurch mich meine Freunde zu einer andern Lebensart zu bewegen suchen. Man glaubt, die Wollüste zu dämpfen, sey nichts anders, als die Begierde zu zwingen, die man zu dieser oder jener Sache trägt, und daher betäuben sie meine Ohren durch die philosophischen Regeln, die hier in Norden eingeführt worden, und worinn insonderheit befohlen wird, daß man seinem Leibe nichts entziehen müsse. Dies nennen sie den Leib pflegen; ich aber nenne es, den Leib bestürmen. Da ich aus der Erfahrung weis, daß der Leib weit mehr durch eine solche Pflege, als durch die Mäßigkeit geschwächt werde. Ich kann dieses auch mit meinem eignen Beyspiele bestärken. Vor vierzig Jahren war ich so schwach und ausgemergelt, daß meine Freunde urtheilten, ich würde nicht lange leben, wo ich meinen Leib nicht besser pflegen würde. Aber die meisten von diesen, welche ihrem Leibe nichts entzogen, sind

läng-

längſtens geſtorben und begraben worden. Ich aber lebe noch, da ich meine alte Gewohnheit ſorgfältig beybehalten und immer enthaltſam gelebt. Diejenigen thun am beſten, die den Mittelweg treffen. Man muß eſſen, damit man das Leben erhalte. Man muß aber auch nicht glauben, daß man blos zu dem Ende in der Welt ſey, damit man eſſen möge. Derjenige verdienet eben ſowohl getadelt zu werden, der ſeinem Leibe alles verſagt, als der ihm alles erlaubt. Man kann beyde als Feinde ihres eignen Leibes anſehen. Man muß ſo viel eſſen und trinken, daß die Kräfte dadurch geſtärkt, nicht aber unterdrückt werden. Und diejenigen handeln am klügſten, welche zwiſchen den Uebungen des Leibes und des Gemüths den Mittelweg halten. Das menſchliche Leben iſt, nach dem Ausſpruche des Cato, den Eiſen ähnlich, wenn man es beſtändig braucht, ſo wird es abgerieben, wenn man es aber nicht braucht, ſo wird es durch den Roſt verzehret. Auf eben dieſelbe Art bemerkt man auch, daß die Menſchen durch die beſtändige Arbeit aufgerieben werden. Wenn ſie ſich aber gar nicht üben, ſo werden ſie durch Faulheit und Nachläßigkeit zu allen Dingen völlig untüchtig gemacht.

Einigen ſcheint es lächerlich zu ſeyn, daß ich Geld ſammle, inſonderheit, da ich unverheyrathet bin, und daher auch glaublich iſt, daß ich ohne Erben ſterben werde. Ich werde durch dieſes Urtheil nicht zum Unwillen bewegt. Denn bisweilen lache ich ſelbſt über mich. Ich habe beydes

verſucht, und kann daher am beſten davon urtheilen. Wie ich von allen Mitteln entblößt war, ſo wußte ich auch von keinen Sorgen.

Cantabam vacuus coram latrone viator.

Mit meinem Vermögen aber haben ſich auch Furcht und Bekümmerniß zugleich eingefunden. Und da ich meinen Leib weder pflegen kann noch darf, ſo empfinde ich blos die Beſchwerlichkeiten, welche mit dem Reichthum verbunden ſind, niemals aber ſchmecke ich das damit verknüpfte Vergnügen. Es ſcheint alſo, daß man mit Recht über mich ſpotten könne. Wenn ich aber nichts deſtoweniger einen von meinen Spöttern zum Erben einſetzen wollte, ſo dürfte derſelbe ſich doch nicht wägern, die Sorge, Furcht und Bekümmerniſſe zu übernehmen, welche mit dem Reichthum verbunden ſind. Anſtatt ſo vieler Spötter würde ich ſo viele ergebne und verbundenſte Diener haben, welche ſich nicht entziehen würden, mir auch die geringſten Dienſte zu leiſten. Und daher würde man aufs deutlichſte abnehmen können, daß alle ſolche Vermahnungen und Spöttereyen aus einer bloſſen Mißgunſt herrühren. Wir ſtellen uns bisweilen, als wenn wir die Dinge verachteten, die uns nicht zu Theil werden können; und hierauf zielt die Fabel von dem Fuchs, welcher die Birnen für ſauer hielte, weil ihn der Weg zu denſelben verſchloſſen war. Wer alſo in dieſem Stücke über mich ſpottet, der ſpottet über die meiſten Menſchen, die mit eben derſelben Schwachheit behaf-

behaftet sind; ja der spottet auch über sich selbst. Blos allein diejenigen scheinen ein besseres Recht zu haben, darüber zu spotten, welche ein müßiges Leben führen, und in einem Tage mehr verzehren, als sie in vielen andern Tagen wieder zu erwerben im Stande sind. Jedoch, da die Sparsamen von ihnen verlacht werden, so geben sie zugleich dadurch Anlaß, daß man mit weit gröſſerm Rechte über sie spotten kann. Nennt man die Sparsamkeit eine Thorheit, so muß die Verschwendung gewiß den Namen einer Tollheit erhalten. Wir können nicht begreiffen, aus welcher Ursache alte Leute, die ihrem Grabe so nahe sind, dennoch Mittel sammlen, von denen sie niemals einigen Nutzen erwarten können. Denn was kann ungereimter seyn, als daß man zu einer kurzen Reise sich mit so vielen Reisegeld versiehet. Aber das ist noch viel schwerer zu begreiffen, daß die Armen so viel Geld verschwenden, da sie doch, wenn sie vernünftig damit haushielten, Armuth und Hunger dadurch abhalten könnten. Die ersten pflanzen Bäume, die, wenn sie ihnen gleich selbst keine Früchte bringen, doch den Nachkommen nützlich seyn können; aber die letzten hauen die Bäume ab, damit weder sie, noch ihre Nachkommen Nutzen davon haben mögen. Sie leben einen Tag sehr herrlich und im Ueberfluſſe, in den folgenden Tagen aber herrscht der gröſte Mangel bey ihnen. Die Sparsamkeit der Reichen erweckt ein Gelächter, aber die Verschwendung der Armen verdient billig

lig Mitleiden. Man kann beyde Schwachheiten eine Krankheit nennen; aber die erste besteht nur in einem Fieber, hingegen die andre in einer offenbaren Raserey.

Die Beschaffenheit meines Körpers verbindet mich zu einer sparsamen und mäßigen Lebensart, und der Ueberfluß würde mir gewiß allerhand Krankheiten zuziehen. Deßwegen ist meine Mittagsmahlzeit also eingerichtet, daß ich auch noch eine Abendmahlzeit halten kann. Und, um meine Gesundheit zu erhalten, gehe ich zu Fusse. Es ist ein Kennzeichen eines vernünftigen Menschen, und der Pflicht eines guten Bürgers gemäß, daß man Mittel auf eine anständige Art zu sammlen sucht, und das erworbene zu erhalten sich bemühet. Ich gestehe, daß diese Vorsichtigkeit bey einem solchen Manne einen grössern Ruhm verdienet, der mit Kindern gesegnet ist, als bey dem, der in einem unverheyratheten Stande lebt. Aber was würde man denn sagen, wenn ich noch einmal auf die Gedanken fiele, in den Stand der Ehe zu treten? Denn ich habe bemerkt, daß diese Hitze meine Landesleute bisweilen ganz unvermuthet überfällt. Es können sich aber auch noch ausserdem verschiedene Fälle zutragen, denen das menschliche Leben unterworfen ist, und welche uns antreiben können, auf das Künftige bedacht zu seyn. Hienächst habe ich mir angelegen seyn lassen, sowol durch mein Leben, als auch durch meine Schrifften, meine Landsleute zu erbauen; und

also muß ich sie auch sowol durch Beyspiele als durch Vermahnungen aufmuntern. Wenn ich in Spanien gebohren wäre, wo die Einwohner ihrem Leibe alles entziehen, und blos von der Luft zu leben scheinen, so würde ich meine Mitbürger sowol durch mein Leben, als auch durch meine Schrifften zu einem grössern Aufwand angereitzt, und von einer so gar genauen und eingeschränkten Lebensart auf alle Art abgerathen haben. Aber in unserm Norden, wo man die Ceres und den Bachus aufs eifrigste verehret, werden andre Regeln und andre Beyspiele erfordert. Und ist es denn endlich thöricht, vorsichtig zu handeln, und die Ameisen in diesem Stücke zum Vorbilde zu nehmen, so trifft diese Beschuldigung sowol denjenigen, der Kinder hat, als den, der nicht verehlichet ist. In den Augen eines Philosophen ist der Grund, welchen ein Vater zur Beschönigung seines Geitzes braucht, daß die Kinder nach seinem Tode anständig leben mögen, gar nicht hinlänglich, denn der Tod hebt alle Verbindungen auf, und in jenem Leben wird an irdische Dinge nicht mehr gedacht, wo wir uns nicht mit dem gemeinen Manne einen solchen Himmel vorstellen wollen, worinn man essen und trinken wird. Und endlich kann man auch nicht sagen, daß derjenige ohne Kinder stirbt, der das gemeine Wesen zu seinem Erben einsetzt.

Weil ich so viel von meinem Vermögen rede, so sollten Sie bald auf die Gedanken gerathen, daß

ich

ich ſehr reich ſeyn müſſe. Aber, ich bin weder arm noch reich. So viel habe ich mir erworben, daß ich reichlicher, als vorher, leben kann; und dieſes habe ich mir auch nur einzig und allein gewünſcht. Derjenige handelt klug und vorſichtig, der einen anſtändigen und erlaubten Vortheil nicht aus den Händen gehen läßt, ſondern ſich die Gelegenheit zu Nutze macht, und ſo viel zu erwerben ſucht, daß er auf alle Fälle, die man nicht vorher weis, ſo viel beſitze, wovon er leben und ſich ernähren kann. Wer hiemit nicht zufrieden iſt, ſondern beſtändig ſcharret, und Mittel auf Mittel häuft, damit er einen auſſerordentlichen Schatz zuſammenbringen möge, der verdient nicht den Namen eines klugen und vorſichtigen Haushalters, ſondern iſt vielmehr auf eine recht ſchändliche Art geitzig. Für dieſen Laſter behüte mich GOtt! Die Mittel, die ich beſitze, ſind durch Fleiß und Arbeit erworben, und durch Mäßigkeit erhalten worden. Dieſer auf eine rechtmäßige Art erworbenen Güter bediene ich mich zu meiner Nothdurft. Einen Theil derſelben wende ich auf die Verbeſſerung meines Landguts an, und das übrige will ich, nach dem deßfalls gemachten Entwurfe, zum Beſten des gemeinen Weſens anwenden; ſo, daß die Nachkommen mich nicht ſowol für einen Beſitzer, als vielmehr für einen Verwalter meines Vermögens halten ſollen.

Mein Leib empfindet auch noch im Alter eben dieſelben Schwachheiten, denen er bereits in der Jugend unterworfen war. Ich bin noch mit

eben

eben denſelben Krankheiten geplagt, die ich in meiner Jugend durch Enthaltſamkeit, Arbeit und beſtändige Bewegung gelindert habe; da ſie aber nun mit dem Alter zunehmen, ſo iſt ein aufgeräumtes Gemüth das einzige Mittel, welches ich ihnen entgegen ſetzen kann. Es iſt bey beſtändig anhaltenden Schwachheiten des Leibes nichts nützlicher und nöthiger, als daß man Sorge trage, daß das Gemüth ruhig und munter bleibe, da der Leib der Regierung der Seele, und die Seele des Dienſtes von dem Körper bedarf.

Ich merke, daß ich beſtändig krank bin, dennoch habe ich bisher nicht entdecken können, worinn meine Krankheit eigentlich beſtehet. Meinem Urtheile nach iſt mir nichts zuträglicher, als die China; weil aber die Aerzte ſolches nicht für gut anſehen, ſo darf ich es nicht wagen, mich täglich dieſes Mittels zu bedienen, weil ich die Eigenſchaft und Natur deſſelben nicht kenne. Wenn dieſe Arzney die Kraft hätte, die ſcharfen Säfte wegzunehmen, ſo würde ich kein Bedenken tragen, dieſelbe täglich zu gebrauchen; wenn man aber ſonſt keine Wirkung davon empfindet, als daß die Wallung nur auf eine Zeitlang geſtillet und beruhiget wird, ſo halte ich dieſe Arzney nicht allein für unnütz, ſondern auch für ſchädlich. Das Heilungsmittel, wodurch die Krankheit nur gebrochen, nicht aber völlig gehoben wird, verurſachet nur, daß das Uebel nachher mit deſto gröſſerer Gewalt wieder überhand nimmt. Meine Krankheit dauret alſo beſtändig, und meine Jahre

re nehmen dabey zu, ohne daß ich es selbst einmal merke. Und vielleicht lebe ich lange, weil ich beständig krank bin. Meine stets anhaltende Schwachheit treibt mich an, enthaltsam zu leben, und dadurch wird mein Leben, obgleich auf eine beschwerliche Art, verlängert. Die Beschaffenheit meines Leibes kömmt mit meinem Geschmack überein. In beyden Theilen bin ich von andern unterschieden. Was andern wohlschmeckt, das erweckt bey mir einen Eckel, und mir ist dasjenige zuträglich, was andern Schaden bringt. Niemals bin ich gesunder, als wenn ich verstopft bin und des Nachts nicht geschlafen habe.

Die Bücher sind noch, wie jederzeit, mein angenehmster Zeitvertreib; aber das Lesen derselben schaft mir keinen sonderlichen Nutzen. Was ich auch dem Gedächtniß gerne einverleiben will, das vergesse ich doch gleich wieder, und bisweilen wollen mir auch die Namen der allerbekanntesten Sachen nicht beyfallen. Wenn Sie deßwegen verlangen sollten, zu wissen, warum ich denn bey so bewandten Umständen noch mein Studiren fortsetzte, so würde ich mit jenem Professor antworten, der seine Vorlesungen hielte, da kein einziger Zuhörer vorhanden war: Ich lese um GOttes und meines Amts willen. Die Ursachen, welche mich sonst noch zum Studieren anreitzen, habe ich folgendermassen zu erkennen gegeben:

— — — Causa studendi
Ipsis in studiis, vt studeam, studeo.

Mein

Mein Gedächtniß nimmt nichts mehr an, und am allerwenigſten kann ich hiſtoriſche Sachen behalten. Auch die Wörter und Ausdrücke fehlen mir oft; ja, bisweilen muß ich mich ſelbſt auf meinen eignen Namen beſinnen. Deßfalls nehme ich in meinem Studiren durch das Leſen nicht weiter zu; doch vergeſſe ich niemals wieder, was ich in meiner Jugend gelernet habe. In den Wiſſenſchaften, wobey das Gedächtniß keinen ſo groſſen Einfluß hat, komme ich doch etwas fort, aber mehr durch eignes Andenken, als durch Leſen. Ich ſtudire, daß ich mich ſelbſt und andre, ſowol in Abſicht auf einzelne Perſonen, als auch auf ganze Völker, kennen lerne. Und da ich auf meinen ausländiſchen Reiſen mit gröſſerm Fleiſſe die Menſchen als die Bücherſäle durchforſcht, ſo habe ich das Naturell der meiſten europäiſchen Völker ziemlich genau kennen lernen. Sie haben mich öfters aufgemuntert, mein Herr, daß ich die Beſchreibung meiner Reiſen mit ſolchen Abbildungen ausſchmücken möchte: Weil aber dieſes mit gar zu vielen Beſchwerlichkeiten verbunden iſt, ſo habe ich es allemal von mir abgelehnet, und verbitte es auch noch. Ich habe immer gehoft, Sie würden mir erlauben, daß ich Ihnen dieſes mit eben derſelben Ergebenheit abſchlagen dürfte, mit welcher ich ſonſt Dero Befehle zu vollziehen gewohnt bin. Jedoch, Ihr letzter Brief bezeugt das Gegentheil: Und da Sie nicht nur Dero Befehl wiederholen, ſondern mir auch die Vollziehung deſſelben bey dem Verluſt Ihrer Freund-

ſchaft auflegen, ſo will ich eine kurze Abbildung von gewiſſen Nationen mittheilen, damit es nicht ſcheine, daß ich einem Manne ungehorſam geweſen bin, dem ich ſo viel ſchuldig bin.

Bedenken über gewiſſe europäiſche Nationen.

Unter den auswärtigen Völkern bin mit den Franzoſen, Engländern, Italiänern, Teutſchen und Holländern umgegangen.

Die Franzoſen rühme ich, weil ſie zur Geſellſchaft und zum Umgange ſo ſehr aufgelegt ſind; ich würde ſie aber noch weit mehr lieben, wenn ſie nicht ſo gar geſchickt dazu wären. Denn ſo leicht ein mürriſches Weſen einen zum Zorn reitzen kann, eben ſo leicht erweckt ein gar zu höfliches und freundliches Weſen einen Verdruß und Widerwillen. Da die Franzoſen ein ſanguiniſches Temperament haben, ſo können ſie im Augenblicke zornig werden, aber dieſer Sturm legt ſich gleich darauf wieder. Sie richten ſehr geſchwinde Freundſchaft auf, aber ſie brechen dieſelbe auch ſehr bald wieder. Und da weder die Liebe noch der Haß bey ihnen von einer langen Dauer iſt, ſo verdient dieſe Nation weder geliebt noch gehaßt zu werden. Die angebohrne Aufrichtigkeit macht inſonderheit die Franzoſen beliebt: Denn ſie ſind insgemein ſo offenherzig, daß man ſie auch deßwegen tadeln kann. Sie

ſind

ſind freygebig und barmhertzig, und üben bisweilen ſolche erhabne Tugenden aus, die den Namen heroiſcher Tugenden verdienen; aber ſie werden mehr durch einen plötzlichen Einfall, als durch ein reiffes Nachdenken dazu angetrieben, und alles geſchiehet bey ihnen ſo ſchnell, als wenn ſie durch einen unerwarteten und heftigen Zufall hingeriſſen würden. Eben dieſes kann man auch von ihren Laſtern ſagen. Hierinn aber irren doch die meiſten Scribenten, daß ſie der ganzen Nation die Fehler beylegen, welche allein den Einwohnern in Paris eigen ſind. Der Fehler rührt daher, weil die meiſten allein mit den Pariſern umgegangen ſind. Der gemeine Mann in meinem Vaterlande glaubt, daß alle Franzoſen ſchwarz ſind, weil diejenigen, die zu Schiffe aus den ſüdlichſten Provinzen dieſes Königreichs zu uns kommen, gröſtentheils Bootsleute ſind, deren Haut durch Sonne und Luft braun geworden: Dieſe aber ſind in der Farbe, in den Sitten und Gebräuchen von den Pariſern gar ſehr unterſchieden, und pflegen wie die andern Franzoſen, die in den Provinzen wohnen, eben ſo ſehr über die Thorheiten der Pariſer, als andre Nationen zu lachen. Dennoch verwerfe ich den Anſtand der Pariſer nicht gänzlich. Nur diejenigen tadele ich, welche über die Pariſer ſpotten, und doch Affen derſelben ſind; welche über Meer und Land reiſen, um ſolche Sitten anzunehmen, die mit ihrer Natur ſtreiten. Denn die Geberden und Sitten, welche den Pariſern wohl anſtehen, weil

sie ihnen angebohren sind, verstellen andre, und machen sich lächerlich. Man stelle sich einen einfältigen und ächten Holländer vor, der mit einer starken Ladung von parisischen Galanterien die Rückreise in sein Vaterland antritt: Wird derselbe nicht allen Menschen zum Gelächter und Gespötte dienen, weil er seine eigne Natur abgelegt, und eine fremde angenommen. Ich habe in meinen vorigen Briefen gesagt, daß die Franzosen sehr eigennützig sind, und die Reisenden und Fremden insgemein um ihr Geld zu bringen pflegen; aber hiedurch verstehe ich weder die ganze französische Nation, noch alle Einwohner der Stadt Paris, sondern allein die Wirthe in der Vorstadt St. Germain, wo die Fremden sich insgemein aufzuhalten pflegen. Man findet an diesem Orte, daß die Wirthe, Krämer, Sprachmeister und andre eine grosse Erfahrung besitzen, die jungen Leute zur Verschwendung und zum unnöthigen Aufwand zu reitzen. Dieses aber ist kein Fehler der ganzen Nation. Denn die Franzosen sind so edelmüthig, freygebig, aufrichtig und unbesorgt, daß sie öfterer von andern betrogen werden, als daß sie andre betriegen sollten. Ja, die Wirthe selbst in der Vorstadt St. Germain leiden durch ihre Leichtglaubigkeit Schaden. Sie betriegen die Fremden, und werden von denselben wieder betrogen. Denn viele Ausländer, wenn sie alles verzehrt, und grosse Schulden gemacht haben, werden unsichtbar, wenn sie nicht bezahlen können, oder werden

auch

auch mit der Versicherung erlassen, daß sie das Geld bald schicken wollen, woran sie aber nachher niemals gedenken.

Die Tugenden, mit welchen sich die Franzosen am meisten brüsten, und wodurch sie einen Vorzug vor allen andern Nationen zu haben glauben, bestehen in ihren angenehmen Sitten, in ihrer zierlichen Sprache und in ihrem freyen Umgange. Aber es stimmen nicht alle in der Beschreibung der Tugenden und Laster überein. Was bey dieser Nation eine Tugend ist, das wird bey einer andern als ein Laster angesehen, und was man hier mit dem Namen der Artigkeit belegt, solches heißt an einem andern Orte Gauckeley. Was die Franzosen unter der Anmuth und Freyheit der Sitten begreiffen, solches nennen die Spanier eine Frechheit. Was man in Spanien für eine anständige Ernsthaftigkeit hält, das scheint den Franzosen ein mürrisches Wesen zu seyn. Wenn die nordischen Völker jemand geitzig nennen, so erhält derselbe in Italien den Ruhm, daß er ein guter Haushalter sey. Wer den Deutschen freygebig zu seyn scheint, der ist nach dem Urtheil der Holländer sehr verschwenderisch. Was die Engländer als eine Beständigkeit rühmen, das verwerfen andre Völker als eine Hartnäckigkeit. Auf solche Art verändern sich die Tugenden und Laster, und erhalten nach dem Naturell der Völker auch andre Namen. Und daher können auch die Tugenden, mit welchen sich die Franzosen brüsten, mit grösserem

Rechte französische Zierlichkeiten, als wirkliche Tugenden genannt werden. Denn, wenn es wirkliche Tugenden seyn sollten, so müßten sie auch von andern Völkern dafür angesehen werden. Zwar die Franzosen können sich in diesem Stücke auf die Uebereinstimmung andrer Nationen beruffen, indem die Jugend beynahe aus ganz Europa in grosser Anzahl nach Paris komt, um die französischen Sitten anzunehmen. Weil aber die jungen Leute ein weit grösseres Vergnügen an Kleinigkeiten, als an ernsthaften und wichtigen Dingen finden, so können die Franzosen sich auf diesen Beweis nicht gar zu viel verlassen, welcher ihnen weit mehr ihre Fehler vorrückt, als daß er von ihrer Tugend zeugen sollte. Ob ich gleich an einer anständigen Freyheit und an einem aufgeweckten Wesen ein grosses Vergnügen finde, so sind mir doch die ihrer Nation so eigenthümlichen Tugenden, womit sie sich so groß machen, und deren Mangel sie bey andern Völkern beklagen, jederzeit beschwerlich gewesen. Man trift aber doch auch unter den Franzosen selbst einige an, welche an diesen so sehr berühmten Galanterien einen Eckel haben, und sich nach den Sitten anderer Völker richten. Die Officiers, und andre Kriegsbediente, welche in fremden Diensten gestanden haben, unterscheiden sich von ihren Landsleuten, die niemals einen Fuß aus ihrem Vaterlande gesetzt haben, durch die Verschwiegenheit, Ehrbarkeit, Ernsthaftigkeit und durch anständige Sitten, auf eine überaus

merk-

merkliche Art. Aber diejenigen, welche mit denen ſogenannten groben und unpolirten Nachbarn keinen Umgang gehabt haben, inſonderheit die jungen Leute, die man Petits Maitres nennt, ſind ganz unerträglich, und ich habe ſchon gezittert, ſo bald ich ſie nur von ferne wahrgenommen. Nach meiner Einſicht handeln die Franzoſen vernünftiger, wenn ſie ihre jungen Leute in fremde Länder reiſen lieſſen. Und andre Nationen verführen klüger, wenn ſie ihre Jugend zu Hauſe behielten. Wenn unſre jungen Leute aus Frankreich zurücke kommen, ſo ſcheint es, als wenn ſie in lauter Mißgeburten verwandelt worden, weil ſie die franzöſiſchen Geberden wider ihre Natur nachäffen wollen. Es iſt nichts ſchöner und anſtändiger, als wenn einer in ſeinem Leben ſich jederzeit ſelbſt ähnlich iſt. Dieſes aber kann niemals geſchehen, wenn man die Natur eines andern nachzuäffen ſucht, und darüber ſeine eigne vergißt. Das ziert uns am meiſten, was unſrer Natur am gemäſſeſten iſt. Ich rede hier blos von den franzöſiſchen Sitten und Zierlichkeiten: Manieres françoiſes. Denn in Abſicht auf die Studien, iſt Paris der rechte Sitz der ſchönen Wiſſenſchaften, und es iſt kein Ort, wo man in einer kurzen Zeit mehr zunehmen, und wo der Geſchmack mehr geläutert werden kann. Ich geſtehe, daß ich alles, was ich weis, den franzöſiſchen Büchern zu danken habe. Denn durch das Leſen derſelben habe ich meinen Geſchmack auf eine vernünftige Art eingerichtet, und dadurch auch nachher meine Schrifften wie-

der beliebt gemacht. So frey die franzöſiſchen Sitten ſind, ſo ordentlich und vernünftig ſind ihre Schrifften abgefaßt, und es ſcheint faſt, daß die Franzoſen, wenn ſie ſchreiben, ſo lange ihre Natur verändern und ablegen.

Die Wiſſenſchaften, welche am ſtärkſten in Paris getrieben werden, ſind die Beredtſamkeit, die Dichtkunſt und die Geſchichte. In ihren Briefen und Reden ſehen ſie nicht ſo ſehr auf die Ausſchmückung und Zierlichkeit der Worte, als auf die Wichtigkeit der Sachen. Denn die franzöſiſche Sprache iſt zu zweydeutigen geſchmückten Redensarten gar nicht geſchickt. Weil aber die Sprache ſo ſauber und rein iſt, ſo können die Franzoſen in Heldengedichten, die eine pathetiſche Schreibart erfordern, den Engländern und Italiänern nicht gleichkommen. Aber in der Hiſtorie übertreffen ſie alle andre Völker. Die Schrifften der Franzoſen ſind überaus ſchön, und wenn ſie ſo frey ſchreiben dürften, als die Engländer, ſo würden ihre Arbeiten die allervollkommenſten ſeyn. Frankreich hat auch die allergrößten Philoſophen hervorgebracht. Weil es ihnen aber unmöglich iſt, ſich lange bey einer Sache aufzuhalten, ſo dringen ſie ſelten in das innere Weſen eines Dinges. Und daher iſt auch das Sprichwort entſtanden: Wenn ein Franzoſe einer Sache etwas mehr, und ein Engländer etwas weniger nachdächte, ſo wären ſie beyde in allen Stücken vollkommen.

Ein hurtiger Begriff, und die Gegenwart des

Gei-

Geistes bey allen Zufällen, presence d'esprit, ist diejenige Tugend, welche bey dieser Nation am meisten hervorleuchtet. Ein Franzose begreift eine Sache schnell, und verrichtet seine Geschäffte mit einer grossen Hurtigkeit. Deßfalls sind sie auch in solchen Dingen, die keinen Aufschub leiden, ganz unvergleichlich zu gebrauchen. Die Gegenwart des Geistes ist bey unvermutheten Zufällen und Begebenheiten, da man nicht viel Zeit übrig hat, sich zu bedenken, was man thun soll, von einem ungemeinen Nutzen; nirgends aber ist sie unentbehrlicher, als in einer Feldschlacht, wo man öfters im Augenblicke, nach den sich eräugnenden verschiedenen Umständen, einen Entschluß fassen muß. Und weil die Franzosen hierinn sehr vieles vor andern Völkern voraus haben, so sieht man leicht die Ursache ein, warum Frankreich mehr grosse Generals aufweisen könne, als beynahe das ganze übrige Europa. Obgleich auch die Vorsichtigkeit und eine scharfe Einsicht von einem General erfordert werden, so wird er sich doch gewiß eine noch grössere Hochachtung und Bewunderung erwerben, wenn man die Gegenwart des Geistes bey ihm wahrnimmt, die insonderheit in dem hitzigsten Gefechte nöthig ist. Ein kluger Mann siehet ein Unglück vorher; aber einem unvermutheten Unglücke geschwinde und kühn entgegen gehen, und in einem Augenblicke die Sachen, welche sehr schlecht stunden, wieder auf einen guten Fuß setzen, das übersteigt fast die Kräffte eines Menschen.

In ſolchen Sachen aber, wo es lediglich auf die Urtheilskraft ankommt, reichen die Franzoſen, wie einige glauben, nicht an die Vollkommenheit verſchiedener benachbarten Völker. Denn durch eben dieſelbe Fertigkeit, mit welcher ſie allerhand Unruhen zu ſtillen vermögend ſind, verwirren ſie auch öfters ſolche Sachen, welche bereits in Ordnung gebracht waren, und ſie haben die Verdrießlichkeiten, woraus ſie ſich mit vieler Geſchicklichkeit befreyen, öfters ihrer eignen Unvorſichtigkeit zuzuſchreiben. Ich bewundere diejenigen, welche von einem ſehr ſteilen Berge ohne Schaden herunter ſteigen; aber diejenigen lobe ich noch weit mehr, die ohne Noth nicht hinaufſteigen. Wenn die franzöſiſche Hurtigkeit mit der ſpaniſchen Langſamkeit verbunden wäre, ſo würde alles beſſer von ſtatten gehn; aber man findet beydes ſehr ſelten in einer Perſon vereiniget. Denn die Franzoſen können keinen Verzug oder Aufſchub leiden, und was ſie wollen, das ſoll in einem Augenblick geſchehen. Daher iſt auch das artige Sprichwort entſtanden: Wenn man will, daß ein Franzoſe die Wahrheit ſagen ſoll, ſo darf man ihn nicht durch allerhand Marter dazu bringen. Man darf ihm nur ein Pferd geben, welches ſehr langſam geht, und nicht aus der Stelle kommen kann.*

Die

* Herr Hollberg drückt dieſes in der lateiniſchen Sprache auf eine ſolche Art aus, worinn man ihm im Deutſchen nicht wohl folgen kann: Si veritatis confeſſionem a Gallo extorqueas, non equüleus adhibendus eſt, ſed equus lente procedens.

Die Franzoſen ſind ſo ſehr zum Umgang mit andern geneigt, daß ſie diejenigen, welche die Einſamkeit lieben, nur für halbe Menſchen anſehen, und ſie zum Spott, Philoſophen oder Nachteulen nennen. Daher lieben ſie auch das Hofleben, obgleich ſolches mit der gröſten Gefahr und mit ſehr vielen Beſchwerlichkeiten verbunden iſt. Wenn ſie demnach vom Hofe entfernt, und in der Einſamkeit zu leben gezwungen werden, ſo halten ſie dieſes für einen groſſen Schimpf, und glauben, daß dieſe Lebensart von einer ſtetswährenden Gefangenſchaft nicht unterſchieden ſey.

Mehr will ich von den Franzoſen nicht beybringen. Ich will mich nun über das Meer zu den Engländern wenden, deren Gemüthsart mir vollkommen bekannt iſt.

Die Engländer ſind weder Engel noch Teufel. Denn dieſe Nation hält in keinem Dinge die Mittelſtraſſe. Die Tugendhaften ſind bey ihnen im höchſten Grad tugendhaft, und mit den Laſterhaften iſt es eben ſo beſchaffen. Es leiden die Laſter und Tugenden bey dieſem Volke gar keine Zuſätze. Es iſt kein Reich, welches ſo viele Exempel, ſowol von heroiſchen und vollkommenen Tugenden, als auch von ſo ſchändlichen Verräthereyen, aufweiſen kann. Bisweilen wagen die Stände des Reichs alles für die Wohlfahrt des Vaterlandes, und bisweilen verrathen ſie alles.

Religion, Unglaube, Eifer, Nachläßigkeit,

Gelehrsamkeit, Unwissenheit, Arbeitsamkeit, Trägheit, Tugenden, Laster, alles kommt in diesem Reiche aufs höchste, und zur völligen Reiffe. Und wen man hier einige edle Neigungen nicht genug loben kann, so kann man an der andern Seite einige lasterhafte Eigenschaften nicht genug tadeln. Man wird dieses aufs deutlichste erkennen, wenn ich alles ordentlich auseinander setzen und erzehlen werde. Man findet keine Nation, welche müßiger und nachläßiger, aber doch auch zugleich arbeitsamer wäre. Die Engländer, welche der Faulheit und Trägheit ergeben sind, können weder durch Hunger, noch durch andre Strafen dahin gebracht werden, daß sie arbeiten, und zu dem Ende einen Fuß aus dem Hause setzen sollten. Man siehet deßwegen auch Künstler und Handwerksleute in grosser Armuth in öffentlichen Gefängnissen sitzen, welche doch nicht nur ihre Schulden bezahlen, sondern auch ihr reichliches Auskommen haben könnten, wenn sie nur Hände und Füsse rühren wollten. Die arbeitsamen Engländer aber wagen alles, und lassen sich durch keine Beschwerlichkeit und Mühe abhalten. Sie durchstreichen fremde Reiche und Staaten, sie begeben sich mit der größten Lebensgefahr aufs Meer, und dringen bis in die entferntesten Länder, sie greiffen alles an, es mag möglich oder unmöglich seyn; sie suchen solche Dinge durchzutreiben, welche andre nicht einmal versuchen wollen, und dieses alles zu dem Ende, daß sie entweder ihre

Neu-

Neugierde befriedigen, oder auch etwas gewinnen mögen. Daher sagt man auch von den Engländern, daß sie entweder durch ihre eigne Nachläßigkeit umkommen, oder wegen der gar zu sehr übertriebenen Arbeit sterben.

In Absicht auf die Wissenschaften halten sie eben so wenig die Mittelstrasse. Sie verwerfen entweder durchgehends alle Bücher und Wissenschaften, oder sie sind dem Studiren so eifrig ergeben, daß sie Tag und Nacht damit zubringen, und suchen ihren Verstand so sehr zu schärfen, daß sie denselben öfters darüber gar verlieren. Daher findet man fast keinen Ort, wo so viele gelehrte und ungelehrte Geistliche angetroffen werden, als in England.

Der Religion sind sie entweder mit dem aufrichtigsten Herzen ergeben, oder sie fechten dieselbe auch mit der größten Bosheit an. Der Aberglaube, der Unglaube, ein fanatisches Wesen und die Gottesverleugnung haben wechselsweise die Herrschaft: Denn man glaubt entweder gar nichts, oder man glaubt auch zu viel. Ihre Religion verwandelt sich bisweilen in den Aberglauben, und die Unglaubigen werden nicht selten Naturalisten. Die Römischcatholischen unter ihnen sind in ihrer Religion weit eifriger, als die Spanier und Italiäner, und tragen kein Bedenken, für den römischen Papst Leben, Güter und Ehre aufzusetzen, ja ihr Vaterland selbst zu verrathen. Welche aber einer andern Religion beypflichten, die setzen den Papst und den Teufel in

eine

eine Claſſe. Sowol die Liebe als der Haß haben bey ihnen keine Grenzen. Der gar zu heftige Eifer, und die gar zu groſſe Nachläßigkeit, in Abſicht auf die Religion, verurſachen gleichfalls, daß dieſelbe nirgends heftiger angefochten, aber auch nirgends eifriger vertheidiget wird.

Es iſt daher offenbar, wie ſehr die Scribenten in der Abbildung dieſer Nation irren, indem ſie dem ganzen Volke ſolche Tugenden und Laſter beylegen, welche nur von einem Theile deſſelben können geſagt werden. Denn die engliſche Nation verdient die beſte und auch zugleich die ſchlimſte unter allen andern genannt zu werden. Andre Völker haben gleichfalls ihre Tugenden und Laſter; aber ſie halten in beyden mehr Maße, und ſie gelangen auch bey ihnen zu keiner ſo groſſen Reiffe. Denn die meiſten beobachten die Mittelſtraſſe ſo wohl, daß man ſelbſt nicht weis, zu welcher Claſſe man ſie rechnen ſoll.

Es ſind dennoch einige Eigenſchaften, welche der ganzen engliſchen Nation können beygelegt werden. Sie ſind faſt alle von der Eigenliebe ſo ſehr eingenommen, daß ſie alles, was ausländiſch iſt, verachten. Man kann ihnen aber dieſe Eigenliebe um ſo viel leichter verzeihen, wenn man die Glückſeligkeit, den Reichthum, die Fruchtbarkeit und andre herrliche Vorzüge bedenkt, womit die Natur dieſes Land begabt hat. Die Männer ſind insgemein unerſchrocken, und das Frauenzimmer iſt ſchön. Jene regieren auſſerhalb des Hauſes, dieſe aber im Hauſe. Die Engländer

der, welche ſonſt die Herrſchaft über andre Völker zu behaupten ſuchen, unterwerfen ſich geduldig dem Joche ihrer Weiber, und ſind hierinn den Löwen ähnlich, welche einem jeden unerſchrocken entgegen gehen, aber ſich für einer Maus fürchten. Man hat vor einiger Zeit einen Herzog * geſehen, deſſen bloſſer Name den größten Theil Europens zittern machte, welcher ſich aber von ſeiner Gemahlin in allen Stücken regieren ließ. Und man hat dieſes nicht nur an dieſem groſſen Helden bemerkt, ſondern auch faſt bey allen andern Engländern wahrgenommen.

Die Engländer begreifen eine Sache nicht ſo ſchnell, als die Franzoſen; aber ihr Urtheil iſt gründlicher. Sie reden wenig, aber was ſie reden, das iſt vorher von ihnen wohl überlegt worden. In der Beredſamkeit haben ſie es am höchſten gebracht, und ſie ſind die einzigen zu unſern Zeiten unter allen Völkern in Europa, welche den alten Griechen und Römern in der Beredſamkeit nachahmen und erreichen. Die Reden, welche in andern Ländern gehalten werden, ſind zwar geſchmückt und wohl ausgearbeitet, aber doch ohne Kraft und Nachdruck. Denn, weil die Redner nicht die Freyheit haben, zu reden, was ſie wollen, ſo können ſie ihre Reden blos durch die Zierlichkeit angenehm machen. Aber die engliſchen Reden, welche in den Parlamentshäuſern gehalten werden, ſind vollkommen nach den Muſtern der alten Reden eingerichtet. Es wer-

* Der Herzog von Marlborough.

werden die wichtigſten Dinge darinn vorgetragen, und ſie zielen eben, wie die alten griechiſchen und römiſchen Reden, auf die Republik und auf den Staat. Die Redner füllen dieſelben nicht mit unnützen Worten, noch mit vielen ſcharfſinnigen und weitgeſuchten Stellen und Ausſprüchen an; und ſie dürfen auch dazu um ſo vielweniger ihre Zuflucht nehmen, je reicher die Materie iſt, von welcher ſie reden. Daher trifft man auch in England ſolche Redner an, die dieſen Namen mit Recht verdienen. Eben dieſelbe Freyheit, welche ſie im Reden und Schreiben haben, verurſachet auch, daß ſie in ſolchen Schrifften, welche die Moral und Religion angehen, andre Völker übertreffen. In der Hiſtorie aber hält man die Franzoſen für ſtärker. Denn, obgleich die Engländer aus Furcht die Wahrheit nicht verhehlen dürfen, ſo beobachten ſie doch öfters die Ordnung nicht, und ihre Hiſtorien kann man eher Chronicken nennen, die blos dasjenige erzehlen, was vorgefallen iſt, als daß man ſie mit dem Namen, wohlabgefaßter und zuſammenhangender Geſchichte, belegen ſollte. Und weil in England faſt beſtändig allerhand Partheyen ſind, ſo wird die Wahrheit öfters dadurch unterdrückt.

Der Urſprung der engliſchen Sprache erzehlet man folgendermaſſen: Der Teufel habe alle alte und neue Sprachen in einen Topf geworfen, und wie der Topf zu kochen angefangen, ſo habe er aus dem Schaum die engliſche Sprache zuſam-

sammengesetzt. Man sieht leicht, daß diese Fabel von den Verächtern dieser Sprache erdichtet worden, welche die englische Sprache für keine eigentliche und besondre Sprache, sondern für eine Vermischung aller andrer Sprachen halten. Da aber dieser Schaum eine Sammlung von allen andern Sprachen ist, so fehlt es den Engländern auch nicht an Wörtern, sondern sie können alles nett, hinlänglich und vollständig ausdrücken. Diesen Reichthum der Sprache, welcher mit dem erhabnen Geiste der Engländer verbunden ist, haben wir den allervortreflichsten Heldengedichten zu danken. Denn nach dem Homer und Virgil hat es noch niemand so hoch gebracht, als Milton und Pope. In Schauspielen aber kommen sie den Franzosen nicht gleich, weil sie hierinn einen besondern Geschmack haben, der andern Nationen unangenehm ist. Wie der dänische Schauplatz noch hier im Flor war, so machte ich einen Versuch, und übersetzte einige englische Comödien in die dänische Sprache; aber es fand niemand einen Gefallen daran. Es mangelt ihnen zwar nicht an Schertz und lustigen Einfällen, aber es fehlt die rechte Munterkeit, welche die Seele eines Schauspiels ist.

Da die Engländer sehr tief und gründlich eine Sache zu überlegen gewohnt sind, und lieber ihren Verstand verlieren, als daß sie den Satz, worauf sie einmal gekommen sind, sollten fahren lassen, so kann man England eine rechte Schule der Weltweisheit nennen. Ihre Philosophen

ſind nicht nur wegen ihrer Lehre, ſondern auch wegen ihres Lebens anſehnlich und verehrungswürdig; denn ſie ſuchen die Menſchen eben ſo wol durch ihre Sätze als durch ihren Wandel zu beſſern und zu unterrichten. Sie ſind alſo von den alten Philoſophen, welche ſie in Lehre und Leben zu Muſtern nehmen, allein dadurch unterſchieden, daß ſie ſich ihnen in der Kleidung, im Hochmuth und in lächerlichen Geberden nicht gleichſtellen. Man kann alſo von den Engländern ſagen, daß man daſelbſt Weltweiſe, aber ohne Mantel und Bart, antrift. Es iſt einem jeden bekannt, wie viel die Engländer in der Mathematik und in der Moral geleiſtet haben; und die groſſen Beyſpiele eines recht philoſophiſchen Lebens werden auch noch von den Nachkommen bewundert werden. Man muß demnach England mit dem gröſten Rechte den Ruhm beylegen, daß es wahre Helden und Philoſophen hervorgebracht.

Ihr Geſchmack in gelehrten Sachen hat ſich mit den Zeiten öfters geändert; und Blackmore berichtet uns folgendes davon: In alten Zeiten laſen meine Landsleute mit groſſer Begierde die abgeſchmackteſten Fabeln von Rieſen, Mißgeburten und irrenden Rittern. Hiernächſt funden ſie an zweydeutigen Worten, und ferner an ſolchen Redensarten einen Gefallen, die auf Schrauben geſetzt waren. Hierauf liebten ſie eine flieſſende Schreibart und wohlausgeſonnene Gleichniſſe, und endlich haben ſie eine gründliche

Ge-

Gelehrſamkeit ohne Schminke angenommen. Und gewiß, die hochtrabenden Redensarten, woran die Engliſchen Geiſtlichen vorher einen ſo groſſen Gefallen funden, ſind ihnen nunmehr aufs höchſte verhaßt, und ſie laſſen ſich nur blos angelegen ſeyn, die rechte und wahre Meynung des Textes zu erforſchen. Daß die Gelehrten in England es in den Wiſſenſchaften ſo weit bringen können, ſolches iſt den groſſen Belohnungen und Ehrenbezeugungen zuzuſchreiben, womit dorten ihr Fleiß aufgemuntert, und ihre Mühe belohnt wird. Staatsräthe, Miniſter, Generals, ja die König ſelbſt halten es nicht für unanſtändig, Bücher herauszugeben, und die Zahl der Scribenten zu vermehren. Vor kurzer Zeit ward der berühmte Neuton mit königlicher Pracht zur Erden beſtattet, da die Vornehmſten des Reichs ſelbſt ihn zu Grabe trugen. Und wie ehedem Burnet ſeine Reformationshiſtorie zu Stande gebracht hatte, ſo erhielte er von dem ganzen Parlament deßfalls eine feyerliche Dankſagung. Da man alſo die Wiſſenſchaften hier ſo hoch ſchätzt, ſo darf man ſich nicht wundern, daß die Engländer ſich den Vorzug in den Künſten und Studien zueignen, welche recht ihren Wohnplatz auf dieſer Inſel aufgeſchlagen haben. Auſſerdem läßt ſich auch keine Nation weniger durch Vorurtheile einnehmen, als die engliſche. Der Verſtand der Engländer iſt einer glatten und reinen Tafel ähnlich, und nimmt mit leichter Mühe an, was mit der geſunden Vernunft übereinkommt, da im Gegen-

theil die Gewohnheit und das Herkommen so stark bey andern Völkern herrschen, daß dieselben bey ihnen bereits zur andern Natur geworden. Wenn man einen Spanier von der Wahrheit eines Satzes überzeugen will, so muß man ihm erstlich die alten Vorurtheile benehmen. Man muß also eine doppelte Arbeit anwenden, und die alten Irrthümer ausrotten, ehe man neue Wahrheiten an deren Stelle setzen kann. Sobald aber die Engländer etwas hören, was ihnen ungewohnt vorkommt, so ergreiffen sie dasselbe alsobald. Sie untersuchen es, und wenn sie es für gut befunden haben, so nehmen sie es an, und lehren es öffentlich. Daher rührt der grosse Unterscheid der Meynungen, den man bey ihnen in geistlichen, moralischen und politischen Sachen wahrnimmt. Die Engländer glauben nichts, als was sie begreiffen können, und was sie begriffen haben, das bekennen sie frey. Und da die Freyheit zu denken durch kein Gesetz eingeschränkt ist, so trift man hier so viele Atheisten, als andern Orten Heuchler, an. Vielleicht ist die Anzahl der Atheisten in Italien gröſſer; aber sie scheint doch kleiner zu seyn, weil die meisten unter der Decke der Gottesfurcht verborgen liegen. In England ist es sehr leicht, die Frommen von den Gottlosen zu unterscheiden. Wer in England gottselig zu seyn scheinet, der ist es auch in der That, welches in den meisten andern Ländern sehr schwer zu behaupten ist, wo man aus Furcht der Strafe seine wahre Meynung verhehlet. Hier kann man die rechtschaffenen Bürger von den übel-

übelgesinnten Unterthanen mit leichter Mühe unterscheiden: Ein Bürger, welcher redlich zu seyn scheint, der ist es auch wirklich, und auf denselben kann sich die Obrigkeit sicher verlassen. Dies sind die Früchte der englischen Freyheit, welche zwar einige Beschwerlichkeiten, aber doch noch einen viel grössern Nutzen mit sich bringt.

Gegen die Irrenden bezeugen sie eine grosse Sanftmuth; nur für diejenigen haben sie einen Abscheu, welche in geringen Dingen fehlen. Denn, ob sie gleich Juden, Türken und Heiden dulden, so verfolgen sie doch diejenigen aufs heftigste, welche einer andern Meynung in gewissen Gebräuchen oder andern gleichgültigen Dingen beygethan sind. Wenn man deßwegen im Friede leben und unter die rechtschaffnen Bürger gerechnet seyn will, so muß man entweder vollkommen orthodox, oder ein vollkommener Ketzer seyn. Ein mittelmäßiger oder geringer Irrthum kann einem sehr leicht Haß und Verfolgung zuziehen. Hingegen kann man eines unstörten Friedens geniessen, wenn man entweder nichts, oder alles glaubt. Jedoch, dieses Laster ist der englischen Nation nicht allein eigen, ob man es gleich am meisten bey derselben wahrnimmt. Man sieht, daß dasselbe auch bey andern Völkern herrschet. Ein Türke haßt einen Persianer weit heftiger, als einen Christen, oder als einen Juden. Ein Catholick verfolgt einen Jansenisten weit eifriger, als einen Anhänger des Calvins. Ja man bemerkt, daß unter verschiednen Orden

der Mönche ein geistlicher Haß aufs heftigste regieret.

Die Geistlichen leben hier weit freyer, als an andern Orten; denn sie halten es nicht für unanständig, sich täglich auf dem Schauplatz, und in den Caffeehäusern einzufinden. So frey aber auch ihre Lebensart ist, so ernsthaft, erbaulich und anständig ist ihr Bezeigen bey ihren Predigten. Sie stehen auf dem Predigtstuhl ganz unbeweglich und mit niedergesenkten Angesicht, und erklären den Text überaus gründlich und erwecklich. Sie sind in diesem Stücke ganz von den Predigern jenseits des Meers unterschieden, welche heftige Bewegungen auf der Canzel machen, sich hin- und herwenden, die Glieder verdrehen, und durch ihre theatralische Geberden die Zuhörer weit eher zum lachen, als zum seufzen bewegen. Man tadelt es zwar an den Engländern, daß sie ihre Predigten vom Papier herlesen; aber damit ist dieser Nutzen verbunden, daß ihre Predigten zusammenhangen, und man nicht einerley sechszehnmal höret. Es wurden meine Ohren nicht wenig durch die erste Predigt beleidiget, welche ich nach meiner Zurückkunft aus England hörte. Ich war eines gründlichen und wohlzusammenhangenden Vortrags gewohnt. Hier aber hörte ich unzehlige Wiederholungen, und bemerkte, daß der Prediger alles in einer Viertelstunde hätte sagen können, womit er eine ganze Stunde zubrachte.

Zwischen den Engländern und Franzosen kann man folgende Vergleichung anstellen: Die Franzosen

zosen reden, und die Engländer denken am meisten. Jene haben mehr Witz, diese eine reifere Beurtheilungskraft. Die Franzosen kleiden sich prächtiger, die Engländer aber saubrer. Jene essen nichts als Brod, diese nichts als Fleisch. Beyde sind hitzig; aber das Feuer der ersten rührt von dem Blute, und die Hitze der andern von der Galle her. Deßwegen ist der Zorn der Franzosen stärker, aber der Haß der Engländer von einer längern Dauer. Jene verzehren ihr Vermögen durch die kostbaren Kleidungen, diese aber durch Verschwendung im Essen und Trinken. Die Franzosen lassen sich durch die Mode, die Engländer durch ihre Phantasie regieren. Jene lassen sich ohne Ueberlegung mit dem Strome hinreissen, diese aber schiffen immer gegen den Strom. Die Franzosen stiften am geschwindesten, die Engländer aber am langsamsten Freundschaft. Jene brechen dieselbe am ersten, diese aber am spätesten. Denn das Freundschaftsband, welches die Engländer nach und nach auflösen, reissen die Franzosen auf einmal ab. Ferner ehren die Franzosen ihre Oberherren, die Engländer aber sich selbst am meisten. Jene sind die besten Bürger, diese die besten Menschen. Jene haben eine grössere Uebung, diese aber sind ihnen an Gemüthsgaben überlegen. Beyde üben öfters heroische Tugenden aus. Jene aus der Ursache, sich ein Ansehen zu erwerben, diese aber aus Liebe zur Tugend. Jene suchen die Belohnungen in dem Beyfall

des Volks, diese aber in der That selbst. Eben so ist es mit den Lastern beyder Nationen beschaffen. Sie begehen beyde Fehler. Jene aus Hoffnung eines Gewinnstes, oder aus Begierde, sich zu rächen, oder aus andern Ursachen. Diese aber sündigen blos darum, daß sie sündigen mögen. Die Franzosen haben dieses mit andern Nationen gemein, daß sie sündigen, in der Hoffnung, daß es ungestraft vorbeygehen werde. Aber die Engländer sündigen öfters, weil sie wissen, daß es nicht ungestraft bleiben wird. Die Schärfe des Gesetzes, welche jene von Ausschweiffungen abhält, treibt diese vielmehr dazu an. Und wenn ein Franzose sagt, ich wollte dieses oder jenes gerne thun, wenn es nicht im Gesetz verboten wäre; so sagt ein Engländer: Ich würde nicht sündigen, wenn es nicht im Gesetze verboten wäre. Die Franzosen entziehen ihrem Leibe nichts, und die Engländer noch vielweniger. Jene aber essen, damit sie leben mögen, diese aber leben, damit sie essen mögen. Die Franzosen finden an künstlich zubereiten Speisen einen Gefallen, die Engländer essen viel lieber solche Gerichte, die ohne Kunst zubereitet, aber dabey zugleich kräftig sind. Jene folgen in Zurichtung der Speisen allein ihren Einfällen, diese allein ihrem Magen. Die Franzosen trinken, um den Durst zu löschen, oder ihren Geist aufzumuntern. Die Engländer trinken öfters, blos in der Absicht, zu trinken. Die Franzosen glauben alles, ehe sie es untersucht haben, die

Eng-

Engländer untersuchen alles, ehe sie etwas annehmen. Das französische Frauenzimmer lebt frey, obgleich ihre Männer gar nicht eifersüchtig sind, das englische Frauenzimmer lebt noch viel freyer, obgleich die Männer aus Eifersucht rasen. Die Einbildungskraft ist bey beyden Nationen fruchtbar, doch dieselbe ist bey den Franzosen mehr in Ordnung gebracht, als bey den Engländern, welche öfters aus den Schranken weichen. Daher herrscht in den Schrifften der Franzosen mehr Armuth und Scherz, die Engländer schweifen in ihren Schriften öfters aus. Die Franzosen leben gröſtentheils kümmerlich und im Elende, und dennoch haben sie das Leben lieb, die Engländer haben alles im Ueberflusse, und hassen dennoch das Leben. Denn man darf sie nicht nach dem Gerichtsplatz schleppen, sondern sie lauffen aus freyen Stücken dahin, und gehen dem Tode mit lachen, singen und scherzen entgegen. Ja, wenn der Scharfrichter fehlt, so hängen sie sich öfters selbst auf. Es ist also sehr leicht zu begreiffen, warum zwischen diesen beyden Völkern ein beständiger Haß herrscht, weil ihre Gemüther und Sitten so sehr voneinander unterschieden sind. Man siehet gleichfalls hieraus, daß die englische Nation sehr viel besonderes an sich hat. Man bemerkt an derselben sehr viele Umstände, welche man bey andern Völkern nicht antrifft, und über welche man sich billig wundern muß. Sollte jemand mir den Einwurf machen, daß ich die Tugenden und

Laster dieses Volkes gar zu groß gemacht, der wird bedenken, daß man bey einem solchen Volke, welches niemals die Mittelstrasse gehet, auch den Mittelweg nicht treffen kann.

Nun will ich mich wieder auf das feste Land zurück begeben, und eine Abbildung von einigen Völkern mittheilen, die der Natur gemässer leben. Ausser den Franzosen und Engländern habe ich auch mit den Holländern, Deutschen und Italiänern Umgang gehabt. Den Holländern ist die Natur nicht günstig gewesen. Sie wohnen an sumpfichten Oertern, und in einem kleinen Lande hält sich eine unzählbare Menge von Menschen auf. Ja, man kann nicht einmal sagen, daß die Natur ihnen das Land verliehen, welches sie bewohnen, sondern sie haben es sich selbst zubereitet. Daher sagt auch jener Dichter scherzhaft:

Tellurem fecere Dii, sua littora Belgae.

Und überdem bringt dieses kleine Stück Landes, welches nicht hinlänglich ist, den hundersten Theil der Einwohner zu ernähren, nichts als Stroh und Gras hervor. Auch in Austheilung der Gemüthsgaben hat sich die Natur nicht gar zu freygebig gegen sie erwiesen. Denn sie können weder im Witze noch in der Beurtheilungskraft mit den Franzosen und Engländern verglichen werden. Jedoch, bey dieser allgemeinen Unfruchtbarkeit und Armuth, verdient doch Holland die allerreichste und allerweiseste Republik genannt zu werden. Denn, was ihnen die Natur versagt

ſagt hat, daß kann ihr Fleiß überflüßig erſetzen. Ein jedes Land pflegt ſeine Vorzüge zu rühmen. Holland hat nichts aufzuweiſen, und beſitzt doch alles. Andre Völker erheben ſich wegen ihrer Tugenden und groſſen Gemüthsgaben. Die Holländer ſind ihnen freylich in dieſem Stücke nicht zu vergleichen. Indeſſen richten ſie doch mehr aus, und bringen viel gröſſere und nützlichere Werke zu Stande, als andre mit ihrer groſſen Scharfſinnigkeit zu bewerkſtelligen vermögend ſind. Andre vollführen ſolche Werke, die einen gröſſern Schein haben, und mehr ins Auge fallen. Die Holländer aber richten ſolche Dinge aus, die wirklich groß ſind. Jene bringen bewundernswürdige Dinge zu Stande, welche aber oft von keinen Nutzen ſind. Die Holländer aber bewirken ſolche Anſtalten, die jederzeit nützlich ſind, aber ohne groſſes Geſchrey, und ohne viele Bewunderung. Jene lauffen ſchnell, dieſe aber kriechen nur, und erreichen das Ziel dennoch eher, als die andern. Jene haben einen Ueberfluß an auſſerordentlichen Gemüthsgaben, und irren öfters, dieſe ſind nicht ſo reichlich damit verſehen, und fehlen nicht ſo ofte. Man ſagt, daß die Holländer nichts neues erfinden können, ſie ſind aber in der Nachahmung ſolcher Dinge überaus glücklich, die von andern bereits erfunden worden; und wenn ſie bisweilen das Original nicht recht treffen, ſo geräth ihnen öfters die Copey beſſer, als das Original ſelbſt. Denn ſie ſind

nicht

nicht nur überaus geschickt, allerhand Künste und Wissenschaften anzunehmen, sondern sie verbessern solche auch, und suchen sie vollkommener zu machen; daß man also mit Recht von ihnen sagen kann:

Omnia conando docilis solertia vincit.

Sie haben die Moräste, worinn sie wohnen, und die sumpfichten Oerter in ein rechtes Paradies verwandelt, welches mit den schönsten Städten und Gebäuden pranget. Und hiedurch haben sie zur Gnüge bewiesen, was ein unverdrossener Fleiß auszurichten vermögend ist. Wohin man nur die Augen wendet, da erblickt man Dinge, welche man nicht sehen kann, ohne sie zugleich zu bewundern. Wie deßfalls vor einigen Jahren ihre Dämme von den Würmern zerfressen wurden, so war ich sehr bekümmert, daß dieses Land, welches als eine Zierde und Schmuck der ganzen Welt anzusehen ist, Schaden leiden und endlich ganz abnehmen möchte. Durch Fleiß und Mühe ist diese Republik entstanden, und auch bisher dadurch im Flor und Wachsthum erhalten worden. Sollten die Holländer einmal anfangen, faul und nachläßig zu werden, so kann ihre Republik nicht lange bestehen. Einige legen den Holländern viel Witz bey, und schliessen solches aus den vielen Satyren, und scharfsinnigsten Sinngedichten, welche jährlich bey ihnen in grosser Anzahl zum Vorschein kommen. Aber in ihren Reden und Schrifften herrscht mehr die Freyheit als der Witz, welches

man

man leicht einsehen kann, wenn man die stachlichten Verse der Franzosen und Engländer mit den holländischen Stachelgedichten vergleicht. Und man kann hier sagen:

Quos natura negat, facit ecce! licentia versus.

Diese freye Schreibart, deren sich die Holländer bedienen, wird öfters mit der Scharfsinnigkeit verwechselt, und die Holländer verdienen den Character nicht, den man ihnen beylegt. Die holländische Sprache aber macht dennoch ihren Scherz angenehm; denn dieselbe ist natürlich, ungeschminkt und artig, und weit geschickter zu scherzhaften Ausdrücken und Lustspielen, als zu ernsthaften Dingen und Trauerspielen. Ich machte vor einigen Jahren einen Versuch, was meine Comödien für einen Beyfall finden würden, wenn sie in die holländische Sprache übersetzt wären. Ich ließ deßwegen den politischen Kanngiesser in die deutsche und holländische Sprache übersetzen. Die deutsche Uebersetzung schien mir matt und ohne Nachdruck zu seyn; die holländische Uebersetzung aber übertraf das Original selbst. Aber in ernsthaften und erhabenen Dingen klingt diese Sprache gar nicht, und kann die Zuhörer eher zum Lachen bringen, als die Affecten bey ihnen rege machen; welches man mit sehr vielen Beyspielen aus den holländischen Trauerspielen beweisen kann.

Die Sprachlehrer dieses Landes haben sich sehr viele Mühe gegeben, die holländische Sprache auszubessern und zu schmücken; aber sie ge-

ben ſich ohne Zweifel gar zu viele Mühe in dieſem Stücke: Denn, indem ſie die Sprache zu reinigen ſuchen, ſo machen ſie dieſelbe zugleich unverſtändlich. Alles, was aus fremden Sprachen entlehnet iſt, das ſondern ſie aus; und wenn es ihnen an holländiſchen Wörtern fehlet, die ſie an deren Stelle ſetzen können, ſo erfinden ſie täglich neue. Die philoſophiſchen und grammaticaliſchen Wörter ſind nebſt den Kunſtwörtern allen und jeden bekannt, weil ſie von allen Nationen angenommen worden. Aber dieſe werden auf das ſorgfältigſte ausgeſucht und vermieden, damit die Reinigkeit der holländiſchen Sprache dadurch nicht möge befleckt werden. Jedoch, dadurch füllen ſie, anſtatt der alten und bekannten Wörter, die Sprache mit unbekannten Ausdrücken und Redensarten an: Wenn ſie z. E. Praeſens, Præteritum, Futurum, Nominatiuus, Genitiuus, Subiectum, Obiectum auf holländiſch geben wollen, ſo müſſen ſie erſtlich neue Wörter erfinden, wodurch dieſe Sprache, auch den Holländern ſelbſt, unverſtändlich wird. Man ſiehet hieraus, daß die Sprachlehrer dieſes Landes ſich allein damit beſchäftigen, daß ſie nichts thun, oder vielmehr, daß ſie neue Mißgeburten hervorbringen mögen. Man muß ſich billig wundern, daß man in der grammatikaliſchen Republick keine fremden Wörter dulden will, da man doch in dem geiſtlichen und weltlichen Staat ſo mitleidig und gütig iſt, daß man kein Bedenken trägt, allen Secten, ja faſt allen Thieren das Bürgerrecht zu

ertheis

ertheilen, und den Aufenthalt zu verſtatten. Ja, es iſt ſeltſam, daß Holland, welches ein gemeinſchaftliches Vaterland aller Nationen iſt, einige Wörter und Redensarten aus ſeinen Grenzen verbannet, welche doch von allen Völkern angenommen worden.

Von den Holländern kann man mit Recht ſagen:

Parcum genus eſt, patiensque laborum
Quaeſitique tenax, et quod quaeſita reſeruat.

Da die Republik zuerſt ihren Anfang nahm, ſo wurden ſie gezwungen, arbeitſam zu ſeyn; und dieſes iſt bey ihnen nunmehro ſchon zur Natur geworden. Denn die Holländer ſind unter allen andern Völkern am fleißigſten, und entziehen ſich keiner Arbeit. Einige tadeln die Sparſamkeit der Holländer, einige aber loben dieſelbe. Die erſten ſagen, die Holländer wären dem Tantulus ähnlich, und litten bey einem ſo groſſen Ueberfluß dennoch Hunger und Durſt. Die andern aber führen zu Behauptung ihres Satzes an, daß die Republik durch Fleiß und Sparſamkeit zugenommen, und durch dieſes einzige Mittel auch nur könne erhalten werden. Denn, da andre Völker ſich mit dem bereichern, was ihr Land hervorbringt, ſo können ſich die Holländer allein von der Frucht ihrer Arbeit bereichern. Indeſſen findet man doch einige unter ihnen, welche gar keine Maſſe halten, ſondern ſich gar zu viel um das Zukünftige bekümmern, und daher ihrem eignen Leibe die nöthige Pflege entziehen.

Was

Was von dem Fleisse und der Unverdrossenheit der Holländer beygebracht worden, solches kann man auch von ihrer so sehr gerühmten Reinlichkeit sagen. Die Beschaffenheit des Landes und der Luft erfordert, daß sie sich der Reinlichkeit befleißigen müssen; aber hierinn halten sie keine Maasse. Da sie nicht auf die Erde speyen wollen, so besetzen sie ihre Tische mit Speytöpfen, welches bey den Fremden einen grossen Eckel verursacht. In dem Gebrauch des Rauchtobacks, wozu die Holländer gezwungen sind, gehen sie auch zu weit. Weil sie in Morästen wohnen, und die Luft bey ihnen immer sehr dick und neblicht ist, so glauben sie, daß der Rauchtoback ihnen sehr dienlich sey. Aber sie überschreiten in diesem Stück alle Grenzen. Wenn man in ein Haus kommt, so kann man wegen des starken Tobacksdampfs nicht einen Schritt weit sehen. Wenn es deßwegen auch in Holland, wie in America, gebräuchlich wäre, Menschenfleisch feilzubieten, so könnte man das Fleisch der Holländer als geräuchertes Fleisch verkauffen.

Die Holländer lassen sich so wenig von ihren Affecten regieren, daß die holländische Kaltsinnigkeit bereits zu einem Sprüchwort geworden. Einige tadeln diese Gleichgültigkeit an ihnen, weil die menschlichen Leidenschaften, als Zorn und Liebe, gleichsam die Tugend anspornen und unterhalten. Aber daher rührt es auch, daß weder Tugenden noch Laster bey dieser Nation zur Reiffe kommen. Die Holländer üben keine heroische

Tugen-

Tugenden aus; aber dagegen wissen sie auch nichts von Eifersucht, Rachbegierde und andern bösen Neigungen, womit andre Völker geplagt werden. Das Frauenzimmer ist daselbst sehr keusch, und man bemerkt an ihnen noch viel Spuren von der alten Schamhaftigkeit und Einfalt. Niemals sieht man daselbst, daß die Jugend die Liebe zu hoch treiben, und entweder den Verstand darüber verliehren, oder sich das Leben nehmen sollte. Und aus eben derselben Ursache werden die Streitigkeiten mehr durch das Gesetz, als durch einen Zweykampf, entschieden. Denn die Holländer halten es für ungereimt, ein erlittenes Unrecht mit Gefahr des Lebens zu rächen.

Jedoch, in der Verwaltung der Republik und auf ihren Rathhäusern zeigt sich die vortreflichste Wirkung von dieser Kaltsinnigkeit. Es wird alles mit Bedacht und sehr reiflich überlegt. Wenn aber erstlich ein Schluß gefaßt worden, so wird derselbe ohne den geringsten Verzug in Erfüllung gebracht. Und man weis nicht, ob man die Langsamkeit, womit sie eine Sache überlegen, oder die Hurtigkeit mehr bewundern soll, mit welcher sie alles zu Stande bringen. Die Ordnung, welche sie auch in den geringsten Dingen beobachten, setzt die Fremden in Verwunderung, ja fast in Erstaunen, und zwingt sie, daß sie die Verfassung dieser so wohleingerichteten Republik mit den billigsten Lobsprüchen erheben müssen.

Indessen bemerkt man doch auch hin und wieder einige Fehler, aber dieselben sind zugleich mit der Republik entstanden, und haben nachher

nicht wieder abgeschaft werden können. Denn es ist bekannt, wie schleunig und bey welchen unruhigen Zeiten dieser Staat der vereinigten Provinzen gestiftet worden. Hier muß man auch zugleich bemerken, wie sehr der gemeine Mann in Holland irret, wenn er glaubt, daß die ganze Macht der Republik in seinen Händen sey, da doch derselbe von aller Verwaltung der Regierung völlig ausgeschlossen ist, und das Regimentsruder sich allein in den Händen einiger wenigen Geschlechter befindet.

Man kann die Holländer einigermassen mit den Fröschen vergleichen, und zu den Thieren zählen, die im Wasser und auf dem Lande leben können, denn sie halten sich eben soviel auf dem Wasser, als auf dem festen Lande auf. Mit den Verrichtungen, die sie auf der See haben, nehmen sie auch zugleich die Sitten der Seeleute an, und sind größtentheils grob und unhöflich. Man findet zwar einige unter ihnen, welche die französischen Zierlichkeiten nachäffen wollen, aber da sie eine fremde Natur annehmen wollen, so büssen sie ihre eigne darüber ein, und dienen nicht nur den Franzosen, sondern auch ihren eignen Landsleuten zum Gelächter; denn sie machen alles entweder verkehrt, oder treiben es auch zu hoch. Insonderheit hat man diese angenommene gezwungne Lebensart bey den Ambassadeurs und Abgesandten bemerkt, welches öfters Gelegenheit zu allerhand Spöttereyen gegeben hat. Wie 1653. zweene Gesandten von Witt und von Wawern zu Lübeck ankamen, um einen

daselbst

daſelbſt angeſtellten Congreß beyzuwohnen, ſo lieſſen ſie, nach der bey andern Nationen eingeführten Gewohnheit, den übrigen Geſandten ihre Ankunft melden. Zugleich aber entſchuldigten ſie ſich, daß ſie nicht gleich den Beſuch von ihnen würden annehmen können, weil ſie einige Tage brauchten, ihre Zimmer aufzuputzen, und alles in Ordnung zu ſetzen, ehe ſie die fremden Geſandten bey ſich in ihrem Hauſe ſehen könnten. Und wie ehedem Carl der II. den Herren Staaten vorrückte, daß ſie ihm vieles nicht einräumen wollten, was ſie doch dem Cromwell verſtattet hätten? So antworteten ſie: Es wären nun andre Zeiten; damals hätte ein groſſer Mann am Ruder geſeſſen, welcher allen ſchrecklich geweſen wäre.

Aus dieſer kurzen Abbildung, welche ich von dieſer Nation gegeben habe, kann man zur Gnüge abnehmen, daß die Holländer ihrem Fleiſſe mehr, als ihren Naturgaben zu danken haben, und daß ſie durch ihre unermüdete Arbeit dasjenige erſetzen, was ihnen die Natur verſagt hat. Wenn man auf die Gemüthskräffte allein ſiehet, ſo trifft man bey dieſem Volke gar nichts beſonderes oder ausnehmendes an. Die Holländer haben zwar viele herrliche und ſo groſſe Dinge zu Stande gebracht, daß man ihnen hierinn ſehr wenige andre Nationen an die Seite ſetzen kann. Aber es iſt alles eine Frucht ihres Fleiſſes und ihrer Unverdroſſenheit, wozu ſie durch die Noth getrieben worden.

Eben daſſelbe Urtheil kann man auch von den Deutſchen fällen. Auch dieſe kann man unter

die Völker rechnen, welche auf eine vernünftige Art die Mittelstrasse halten; denn sie gehen in keinem Dinge zu weit, wo es nicht im Essen und Trinken ist. Sie weichen sehr selten von der ordentlichen Bahn ab, sie gehen langsam zum Ziel, und erreichen dasselbe glücklich. Ihre Tugenden sind selten heroisch. Sie sind tapfer, aber sie eilen dem Tode nicht, wie die Engländer, mit offenen Armen und auf eine vermessene Art entgegen. Sie lieben die Wissenschaften, aber sie sind denselben nicht so eifrig ergeben, daß sie darüber ihren Verstand verlieren. Sie sind arbeitsam; aber sie halten in ihrer Arbeit mehr Maasse, als die Holländer. Die Holländer arbeiten, damit sie sich einen grossen Reichthum erwerben mögen. Aber die Deutschen haben bey ihrer Arbeit diesen Endzweck, so viel dadurch zu verdienen, daß sie anständig leben können. Jene ruhen niemals; diese aber setzen ihre Arbeit bisweilen auf einige Zeit aus. Deßfalls sind die Tugenden und Laster, welche man an den Deutschen bemerkt, dem ganzen menschlichen Geschlechte gemein. Wenn man aber auf die Regierungsform, auf die Gesetze und auf einige Gewohnheiten sieht, so ist Deutschland unter allen Reichen am seltsamsten eingerichtet. Die Regierung wird auf eine solche Art geführet, daß man bey keiner Nation eine solche Verfassung antrifft. Es ist keine Monarchie, und auch keine Aristocratie. Die Gewalt ist weder in den Händen der Vornehmsten, noch der Bürger.

Und

Und eben so wenig ist die Macht unter beyden getheilt. Wenn sich demnach jemand nach der Regierungsform in Deutschland erkundigen sollte, so muß man ihm antworten: Deutschland wird auf deutsch regiert. Eben dieses gilt auch von ihren Gesetzen, Rechten und Freyheiten. Viele sind mit Vorrechten und Freyheiten begabt, aber sie dürfen sich derselben nicht bedienen. Sie lieben Titel und leere Schatten. Sie machen sich mit Sachen und Gütern groß, welche unsichtbar sind: Sie machen Ansprüche auf andre europäische Reiche und Länder, die ihnen niemand einräumet. Sie nennen sich römisch, und haben doch nichts mit den Römern gemein. Sie reden von der vierten Monarchie, welche noch in Deutschland blühen soll; andre aber glauben, daß man diese Monarchie allein in dem Gehirne der Deutschen suchen müsse: Denn die römischen Gesetze, deren sie sich bedienen, die Titel, die Redensarten, die Namen, welche sie führen, und andre Dinge, die sie mit den Römern gemein haben, können ihnen kein Recht geben, dieses zu behaupten. Aber ich will diesen Streit nicht entscheiden, und eine Benennung angreifen, welche schon seit undenklichen Jahren eingeführt worden. Die Deutschen scheinen wenigstens hieran gar nicht zu zweifeln, weil sie sich einige mit der vierten Monarchie verbundene Gerechtsame zueignen. Weil sie aber gar zu eifrig sind, die Sitten, Gebräuche und Schreibart der Römer nachzuahmen, so treiben sie die Sache gar zu weit. Je-

ne pflegten nur ihre Bürger ins Elend zu jagen, die aber erklären auch Fremde in die Acht. Jene verfuhren nur also gegen die Lebendigen, diese aber greifen auch die Verstorbenen an: Denn die Reichsacht erstreckt sich bisweilen auch auf die Todten. Die Römer pflegten insgemein drey Namen zu gebrauchen. Die Deutschen haben die Gewohnheit auch angenommen, allein sie sind zu weit gegangen, und lassen sich kaum an acht oder zehn Namen begnügen. Die Ordnung ist in der römischen Sprache verkehrt. Die Deutschen sind den Römern auch in diesem Stücke gefolgt, und haben dadurch ihre Sprache noch verkehrter gemacht. Die Römer setzen insgemein das Verbum zuletzt, die Deutschen aber endigen gerne mit zwey oder drey Verbis. Jene trennen das Substantivum und Adjectivum nur durch ein Wort, diese aber schieben sechs bis sieben Wörter ein. So sorgfältig sind die Deutschen gewesen, die Schönheit der römischen Sprache auszudrücken, daß sie auch die Fehler selbst verdoppelt haben. Diese Dinge aber verdienen eher Schwachheiten, als wirkliche Fehler genannt zu werden. Von den Tugenden und Lastern der Deutschen will ich nicht weitläuftig handeln. Einige haben bemerkt, daß sie die Ceres und den Bachus sehr verehren. Sie streben sehr nach Ehrentiteln, und führen grosse Namen, ohne das geringste von der Sache selbst zu besitzen. Es ist fast kein Volk, wo man so viele Namen ohne Eigenthum, und so viele Titel ohne eine wirkliche Herrschaft

ſchaft findet. Sie nennen ſich bisweilen nicht ſchlechthin Herren, ſondern auch ganze Herren, und zwar von einer Sache, die niemals in der Welt geweſen. Uebrigens ſind die Deutſchen edelmüthig, tapfer und aufrichtig. Um die Wiſſenſchaften haben ſie ſich ſehr verdient gemacht. Einige reden zwar mit Verachtung von den Schrifften der Deutſchen, weil ſolche nur Sammlungen, nicht aber wohleingerichtete Werke zu ſeyn ſcheinen; aber dieſen Streit will ich nicht entſcheiden. Dies müſſen doch die ſtrengen Richter ſelbſt geſtehen, daß ſie vieles aus den Schrifften der Deutſchen entlehnt haben. Wenn andre Nationen zierlicher ſchreiben, ſo ſchreiben die Deutſchen gelehrter und gründlicher. Die Sammlungen der Deutſchen zeugen von einer ganz ungemeinen Beleſenheit, welche andre öfters in Ordnung bringen, und für ihre eigne Schrifften ausgeben. Und auf ſolche Art tadeln ſie diejenigen, welche ſie berauben und abſchreiben; welches undankbar und unbillig iſt, wo ſie ſich nicht mit dem Kriegsrecht entſchuldigen; vermöge deſſen ſich ein jeder alles zuzueignen berechtiget iſt, was er von dem Feinde erbeuten kann. Wenn jemand behaupten wollte, daß die Deutſchen keine gute Köpfe hätten, dem muß die Geſchichte der Künſte und Wiſſenſchaften ganz unbekannt ſeyn. Denn daſelbſt findet man die vortreflichſten und nützlichſten Erfindungen, welche von den Deutſchen erſonnen, und zuerſt ans Licht gebracht worden.

Die deutſche Sprache iſt an ſich rauh und ſchwer, und wird durch die Nachahmung der lateiniſchen Sprache noch viel ſchwerer gemacht, weil die Wörter aus ihrer natürlichen Ordnung geſetzt werden: Denn da man die durch die Natur verbundenen Wörter trennet, und das letzte zuerſt ſetzt, ſo kann man eher nichts davon verſtehen, bis man den Satz zu Ende geleſen. Und da ihre Perioden insgemein lang ſind, ſo vergißt man das erſte, wenn man das letzte lieſet. Zuletzt ſchlieſſen die Deutſchen ſehr gern mit zwey oder drey Verbis, welche ſich auf das vorhergehende beziehen. Und daher iſt man gezwungen, dasjenige, was man ſchon geleſen hat, wenn man es recht verſtehen will, noch einmal wieder durchzuleſen. Dieſe Quaal der Leſer nennen die Deutſchen die Majeſtät ihrer Sprache. Jedoch, ein jeder hat ſeinen beſondern Geſchmack; dieſer findet an ſüſſen, und jener an bittern Speiſen einen Gefallen. Und der Wein, welchen dieſer mit Vergnügen trinkt, erweckt jenen einen Eckel. Und da man wegen des Geſchmacks nicht viel zanken muß, ſo würde es unbillig ſeyn, wenn man mit den Polen ſtreiten wollte, weil ſie ſo gerne ſtinkende und verfaulte Heringe eſſen; oder, wenn man den Engländern vorwerfen wollte, daß ſie das Fleiſch halb roh eſſen, oder, wenn man endlich die Italiener tadeln wollte, weil ſie an rauſchenden und harten Thönen einen Gefallen finden. Ein jeder hat ſeine beſondre Einſichten; und was dieſer für ſchön und angenehm hält, das wird von dem andern verworfen. Man erzehlt von einem Bauren, der alle Bäume um ſeinen Hof weggehauen, weil ihm die Nachtigall mit ihrem Geſang beſchwerlich war. Und die Geſchichte berichten uns, daß ein gewiſſer ſcythiſcher König viel lieber das Wiehern der Pferde, als die ſchönſte Muſik gehöret habe. Ich tadle den Geſchmack der Deutſchen in gelehrten Sachen nicht. Ich ſage dieſes einzige nur, daß derſelbe den meiſten andern Völkern mißfällt.

Weil die Italiener verſchiedene Nationen ausmachen, ſo können ſie nicht füglich überhaupt betrachtet und abgebildet werden. Denn ſie ſind, in Abſicht auf ihre Sitten und Gemüther, ſehr unterſchieden. Hierinn aber kommen ſie alle überein, daß ſie durchgehends, wenn man einige

wenige

wenige ausnimmt, aus der Art geſchlagen ſind, und die Tugend ihrer Väter nicht mehr an ſich haben. Die Alten waren tapfer und unerſchrocken; die Söhne ſind furchtſam und gar nicht ſtreitbar. Jene führten Krieg mit Spies und Degen, dieſe aber fechten mit Liſt und Gift. Jene regierten über alle Nationen, dieſe ſind Knechte von allen Völkern. Jene ſtritten allein mit Bewafneten, dieſe zittern, ſobald ſie einen Bewafneten ſehen, und herrſchen allein über ihre Weiber. So viele tapfere Helden das alte Italien gezeuget, ſo viele Weichlinge bringt das neue Italien hervor. Sie kommen in keinem Stücke, als allein in dem Aberglauben, miteinander überein. Wenn man die Wunder des Titus Livius mit den Legenden und Fabeln der Italiener vergleicht, ſo kann man billig zweifeln, welche von beyden die ungereimteſten ſind. So oft es in alten Zeiten Steine geregnet, ſo oft redet man jetzt von blutigen Hoſtien; und ſo oft ehedem die Ochſen in Hetrurien redeten, eben ſo oft thun nun die italieniſchen Ochſen, nemlich die Mönche, Wunder. Dennoch kann man den heutigen Italienern den Geiſt und die Scharfſinnigkeit keinesweges abſprechen. Die Mahler, Bildhauer und Künſtler haben ihren rechten Wohnplatz in Italien aufgeſchlagen. Aber in theologiſchen, philoſophiſchen, moraliſchen und hiſtoriſchen Sachen tritt hier nichts wichtiges ans Licht; und es iſt auch nicht möglich, daß man in ſolchem Lande etwas groſſes erwarten kann, wo die Inquiſition den Verfaſſern alle Freyheit zu ſchreiben einſchränket. Wie die Barbarey der vorigen Zeiten ausgerottet ward, ſo fieng auch Italien an, das Haupt empor zu heben, und es begaben ſich alle und jede dahin, um in Künſten, Wiſſenſchaften und Kriegsſachen unterrichtet zu werden. Aber es war nur ein Luftzeichen, welches bald wieder verſchwand. Und daher kann man ſagen, daß die Fehler, welche man jetzt bey dieſer Nation bemerkt, mehr von den Umſtänden der Zeit, als von dem Naturell des Volks herrühren. Wenn die alten Zeiten wieder hergeſtellet würden, ſo würden auch die alten edlen Eigenſchaften, welche nun entkräfftet ſind, wieder erwachen und hergeſtellt werden.

Mit den Spaniern habe ich niemals Umgang gehabt, und daher unterſtehe ich mich auch nicht, von ihnen eine Abbildung zu machen. Es haben auch bereits andere von den Eigenſchaften der Spanier weitläuftig gehandelt, und deßfalls will ich das, was von andern ſchon geſagt worden, hier nicht wiederholen. Die Sitten der Spanier, die ich auf meiner Reiſe angetroffen, haben mir nicht mißfallen. Sie ſchienen ſehr ehrlich zu ſeyn, und redeten ſehr wenig; und da ich ſelbſt ſehr wenig eſſe und trinke, ſo konnte mir eine Nation nicht unangenehm ſeyn, die allein von der Luft lebet. Da ich aber kein Liebhaber von langem Zaudern bin, ſo urtheilte ich ſchon damals, daß mir der beſtändige Umgang mit den Spaniern ſehr verdrießlich ſeyn würde, und zwar wegen der Langſamkeit, die dieſem Volke eigen iſt. Ich tadele diejenigen nicht, welche behutſam verfahren; denn ihre Arbeiten und Schrifften werden deſto vollkommner, je mehr Zeit ſie anwenden. Aber einige gehen in dieſem Stücke zu weit, und verderben alles durch ihre ewigen Berathſchlagungen. Wie der Vaugelas dreyßig Jahr auf die Ueberſetzung des Curtius anwandte, ſo ward er mit Recht deßwegen von einem ſeiner Freunde getadelt, welcher glaubte, daß ſich die franzöſiſche Sprache ganz verändern dürfte, ehe jener mit ſeiner Ueberſetzung zu Stande käme. Und hieher gehört das Sinngedicht des Martials:

Eutrapelus Tonſor, dum circuit ora Luperci
Expinguitque genas, altera barba ſubit.

Von eben derſelben Art iſt auch die ſpaniſche Saumſeligkeit, welche auch bereits bey andern zum Geſpötte geworden.

Ich darf es nicht wagen, von den nordiſchen Völkern zu reden, ob mir gleich ihr Naturell ſehr wohl bekannt iſt. Denn dieſelben ſind gar zu argwöhniſch, und können auch wegen der geringſten Dinge mit einem Scribenten einen Streit anfangen. Und da es bey der Abbildung eines Volks unumgänglich nöthig iſt, ſowol ihre Laſter als ihre Tugenden zu erzehlen, ſo will ich dieſes andern überlaſſen, welche mehr Luſt zu ſtreiten haben.

Aber ich merke, daß dieſe Materie weitläuftiger geworden, als es die Eigenſchaft eines Briefes zuläßt. Ich will

deß-

deßfalls wieder von mir selbst reden, und von meinen übrigen Bemühungen noch etwas hinzusetzen. Auf die künstliche Vernunftlehre habe ich mich sehr wenig gelegt, weil ich allemal mit der Vernunftlehre zufrieden gewesen, welche mir die Natur verliehen. Ich widerrathe niemanden, dieselbe sich bekannt zu machen, da alle und jede ihren grossen Nutzen erkennen. Ich behaupte allein dieses, daß dasjenige, was von Natur unordentlich ist, durch die künstliche Logik nicht in Ordnung gebracht werden könne. Und man bemerkt, daß einige, denen die künstliche Vernunftlehre ganz und gar unbekannt ist, dennoch überausgründlich urtheilen. Mich dünkt, man könne hievon eben dasselbe Urtheil fällen, was man von der Gedächtnißkunst zu urtheilen pflegt. Man findet einige, welche öffentlich in dieser Kunst andre unterweisen, und Proben davon ablegen. Weil aber die Erfahrung zeigt, daß man den Kopf sehr dabey anstrengen muß, und dennoch der Nutzen sehr geringe ist, so geräth die Kunst von selbst in Abnahme.

Auf die Rechtsgelahrheit habe ich so viele Zeit gewandt, daß ich den Namen eines Juristen einigermassen führen kann. Die Theorie habe ich sehr wohl gefaßt, aber die Uebung fehlet mir. Deßwegen bin ich auch, wenn es auf gewisse Nebenumstände und Formalien ankommt, die man blos aus der Praxi lernen muß, so unerfahren, daß ich andere um Rath fragen muß. Da in unsern Gerichten die Urtheile meistentheils gleich abgefaßt werden, so verwalten diejenigen die Stelle eines Richters am besten, welche sich durch die Uebung einen guten Vorrath von Formalien gesammlet haben. Und weil die Urtheile gleich ohne langes Bedenken müssen gesprochen werden, so sind die Jüngern, weil sie die Sache geschwinder einsehen, besser dazu geschickt, als die Alten. Denn jene, ob sie gleich nicht eine so scharfe Beurtheilungskraft haben, können doch etwas vorbringen, da jene mit ihrer ganzen Einsicht nichts entscheiden können, weil sie die Beschaffenheit der Sache nicht so geschwinde begriffen haben. Deßwegen sind die jungen Leute die besten Richter, wenn das Urtheil ohne Verzug muß abgefaßt werden.

Die

Die Alten urtheilen aber weit gründlicher, wenn man ihnen Zeit gönnet, die Sache zu überlegen.

Ich habe einen groſſen Theil meiner jungen Jahre auf die Erlernung der Sprachen angewandt. Aber das Hebräiſche iſt mir ſo unbekannt, daß ich auch nicht einmal die Buchſtaben kenne. Sie wundern ſich vielleicht, mein Herr, über dieſe Nachläßigkeit, da dieſe Sprache in kurzer Zeit bey uns ſo ſehr beliebt geworden, daß faſt ein jeder Student einen Rabbi vorſtellen kann. Und da eben einige zu der Zeit mit dem größten Eifer die hebräiſche Sprache zu lernen anfiengen, wie die Meynung von dem tauſendjährigen Reiche einige Gemüther an dieſem Orte eingenommen hatte, ſo bildete ich mir ein, es geſchähe zu dem Ende, damit ſie dichtige Bürger und Bediente in dem neuen Reiche werden möchten, welches ſie im Traume geſehen hatten. Die hebräiſche Sprache iſt nicht zu verſäumen, ſondern ſie muß vielmehr von denen getrieben werden, welche ſich der Gottesgelahrheit gewidmet haben. Nur dieſes gefällt mir nicht, daß alle und jede ſich mit ſolchen Eifer darauf legen, weil ich glaube, daß ſolches nur allein diejenigen thun müßten, welche dermaleins ein öffentliches Lehramt zu bekleiden gedenken. Denn die übrigen vergeſſen doch alles gleich wieder, was ſie in einigen Jahren gelernet haben.

Eben dieſes Urtheil fälle ich von einigen andern academiſchen Studien, welche man mit Mühe lernet, damit man dieſelben deſto geſchwinder wieder vergeſſen möge. Worauf ſich, nach meiner Einſicht, unſre Studenten am meiſten legen ſollten, das wird am meiſten von ihnen verſäumet, die größte Anzahl derſelben ſucht mit der Zeit ein ſolches Amt zu erhalten, wobey die Beredſamkeit erfordert wird. Dieſe leiſtet auch gewiß einem Prediger den größten Nutzen. Aber die geiſtliche Beredſamkeit, deren ſie ſich in ihrem Amte am meiſten bedienen ſollen, machen ſie ſich zu ſpäte, und nicht eher, als zu der Zeit bekannt, wenn ſie derſelben bedürfen. Daher rührt es, daß ſie bey einem erhaltenen Predigtamte annoch in der Sache ganz unerfahren ſind, die ſie doch allein treiben ſollen. Und alsdenn ſehen ſie erſtlich ein, daß ſie ihre Zeit und

Mühe

Mühe auf ſolche Wiſſenſchaften gewandt haben, welche ihnen zu ihrem Endzweck nicht dienlich ſind. Sie haben ſich mit allen Arten der Waffen verſehen, aber es fehlen ihnen diejenigen, deren ſie ſich bedienen ſollen.

In welcher Abſicht und zu welchem Ende ich die Geſchichte leſe, ſolches bezeugen meine hiſtoriſche Schrifften. Denn dieſelben ſind keine magere Chronicken, ſondern auf eine ſolche Art eingerichtet, daß ſie nebſt den Kriegeshändeln auch einen Abriß von den geiſtlichen und weltlichen Rechten und Verfaſſungen geben; daß ſie das Naturell der Regenten und der Unterthanen abbilden, und endlich Tugenden und Laſter lebhaft vorſtellen. Die meiſten Hiſtorien enthalten nichts anders, als eine Sammlung von ſolchen Sachen, die den Krieg betreffen. Deßwegen glaubt auch ein jeder, daß er mit leichter Mühe ein Geſchichtſchreiber ſeyn könne, weil man nur dasjenige erzehlen dürfe, was ſich zugetragen hat. Es iſt aber gewiß eine ſo ſchwere Sache, eine rechte Hiſtorie abzufaſſen, welche dieſen Namen verdient, daß unter ſo vielen Geſchichtſchreibern nur ſehr wenige ihrer Pflicht ein vollkommenes Genügen geleiſtet. Ich ſelbſt ſchmeichele mir nicht, daß ich es vollkommen getroffen habe. Es iſt nur allein von mir gezeigt worden, wie eine Hiſtorie müſſe geſchrieben werden, und daß nicht ein jeder ſo glücklich ſey, ſeinen Endzweck vollkommen zu erreichen. Ich habe inſonderheit die Fehler angezeigt, welche ſich bey unſern Geſchichtſchreibern finden. Es pflegen die Liebhaber der alten Papiere und Handſchrifften, alles was von den Würmern zerfreſſen, oder von einer alten Hand geſchrieben iſt, als einen groſſen Schatz anzuſehen, und, ohne vorhergegangene Unterſuchung, ihren Schrifften einzuverleiben. Dieſes hat Clericus an unſern Torfäus getadelt; und eben dieſes kann man auch von dem Hvitfeld und von andern Geſchichtſchreibern ſagen. Man ſchreibt groſſe Bücher; wenn man aber alles herausnehmen wollte, was darinn überflüßig iſt, ſo würden ſie ſehr klein werden.

Man muß nichts in die Geſchichte mengen, als was merkwürdig iſt; ſo, wie man in den menſchlichen Handlungen alles überflüßige ſcheuen und unterlaſſen muß.

Der

Der Ueberfluß schadet sowol der Kirche als der Republik, und es ist damit öfters, wie mit dem menschlichen Leibe beschaffen, dem gar zu viele Säffte schädlich sind. Hierauf habe ich insonderheit allemal sehr genau acht gegeben, da ich ein grosser Feind von aller unnöthigen Weitläuftigkeit bin, und glaube, daß man alles noch einmal so geschwinde würde verrichten können, wenn man alles, was nicht zur Sache gehöret, wegliesse. Dies drückt auch das Sinngedicht an den Fabullus aus:

Res solidas tantum cura, sepone minutas,
Et longe proprior meta laboris erit,
Nam recto gressu si pergeret ire viator,
Dimidio brevior terra, Fabulle, foret.

Ich habe bereits öfters eine Abhandlung von dem Ueberflusse entwerfen wollen. Weil ich aber jederzeit durch andre Verrichtungen davon abgehalten worden, so habe ich diesen Fürsatz fahren lassen, oder vielmehr nur auf eine bequemere Zeit verschoben.

In der Moral bin ich, wie schon vorher von mir erwehnt worden, durch eigenes Nachdenken weiter; als durch das Lesen anderer moralischer Schrifften, gekommen. Meine Lehrsätze habe ich in einigen von mir herausgegebenen Schrifften, insonderheit in meinen Sinngedichten, in meiner unterirrdischen Reise, und in meinen moralischen Gedanken öffentlich an den Tag gelegt.

Die Arzneykunst ist mir so unbekannt, daß ich auch nicht einmal die ersten Gründe derselben inne habe. Dennoch aber versäume ich nicht, für meinen Leib zu sorgen, weil die Seele an den Schwachheiten des Cörpers Theil nimmt. Doch folge ich mehr meiner eignen Einsicht, als dem Rathe der Aerzte; weil die Beschaffenheit meines Leibes mir besser bekannt ist, als andern, wenn solche gleich Meister in ihrer Kunst sind. Ich gestehe, daß die Kräuter ihre Wirkung haben, und ich rühme den Fleiß der Aerzte, die Kräffte der Arzeneyen immer mehr zu erforschen. Aber die Beschaffenheit des menschlichen Cörpers ist, nach dem Ausspruche jenes grossen Medici, ein unbekanntes Land, dessen Küsten wir noch nicht einmal kennen. Und daher rührt es auch, daß die Arzneywissenschaft noch nicht auf

gewisse

gewiſſe und unumſtößliche Gründe hat können gebauet werden. Ich theile deßwegen keinem Kranken einen Rath mit, wenn es aber meinen eigenen Leib betrifft, ſo übertreffe ich, meiner Meynung nach, ſelbſt den Hippocrates. Durch eine Krankheit, welche nun bald vierzig Jahre beſtändig angehalten, habe ich mir eine Erkenntniß erworben, die andern fehlet. Ich weis, aus langer Erfahrung, was mir dienlich oder ſchädlich iſt. Aber ich glaube, daß dasjenige, was mir Nutzen ſchaft, andern ſchädlich ſeyn dürfte, wenn ſie auch mit eben derſelben Krankheit geplagt wären. Denn es iſt nicht genug, daß man die Krankheit kennet, man muß auch einen jeden Ort inwendig im Leibe kennen, wo ſich die Krankheit aufhält. Wenn ich einen Arzt abgeben ſollte, ſo würde ich meine Kranken auf folgende Art geſund zu machen ſuchen: Ich würde mich bey ihnen erkündigen, welche Speiſe und welchen Trank ſie aus der Erfahrung ihnen am zuträglichſten befunden hätten? Und wenn ſie mir antworteten, ſie wären gewohnt, Kalk und Sand zu eſſen, und Dinte zu trinken, und hätten ſich wohl dabey befunden, ſo würde ich ihnen den Rath geben, hierinn fortzufahren.

Die Muſic habe ich von Jugend auf geliebt. In meiner Jugend bin ich derſelben mit groſſem Eifer ergeben geweſen. Nun aber läßt dieſer Trieb mit den Jahren nach. Ich fälle eben daſſelbe Urtheil von der Muſic, was ich von andern Künſten und Wiſſenſchaften urtheile, welche durch die Ausbeſſerungen mehr Schaden als Nutzen empfinden. Die Thonkünſtler ſcheinen zu unſern Zeiten einzig und allein darauf bedacht zu ſeyn, daß ſie die natürliche Anmuth der Muſic ganz aufheben mögen, welche ihnen ſeit einigen Jahren zuwider geworden. Sie wenden vielmehr alle Mühe an, die Muſic rauh, widrig und rauſchend zu machen. Je ſchweret alſo die Compoſition iſt, deſto gröſſer iſt der Ruhm desjenigen, der dieſelbe verfertiget hat. Es iſt kein Zweifel, daß die Kunſt ganz untergehen wird, wenn man alſo fortfährt.

- - Quanto praeſtantius eſſet,
Numen aquae viridi ſi margine clauderet vndas,
Herba, nec ingenuum violarent marmora tophum.

Ich

Ich weis wohl, daß man einem jeden Meister in seiner Kunst glauben muß; und daß man auch von der Music, wie von den Gemählden sagen kann, daß die verborgene Schönheit derselben allein von Kennern recht eingesehen und nach Würden geschätzt werden könne. Da der gemeine Mann öfters die Arbeit des größten Meisters tadelt, und derselben ein weit schlechteres Stück vorzieht; aber es ist ein verderbter Geschmack, welcher, wie eine Seuche, zu unsern Zeiten in der Music herrscht. Die rechten Künstler sehen dieses auch ein, aber sie müssen sich nach dem herrschenden Vorurtheil richten, weil sie wahrnehmen, daß die meisten zu jähnen anfangen, wenn man das allersüsseste und angenehmste Concert aufführet. Diejenige Music halte ich für die vollkommenste, welche den Kunstverständigen gefällt, und doch auch zugleich den Ohren des gemeinen Mannes nicht verdrießlich ist. Die Music und Harmonie sind gleichgültige Wörter, wenn man diese aufhebt, so kann jene nicht bestehen.

Nun glaube ich, daß ihr Befehl erfüllet worden, da ich mein Leben, meine Sitten, meine Beschäftigungen, meine Fehler und guten Eigenschaften, wo sich ja einige bey mir finden, mit der vollkommensten Aufrichtigkeit beschrieben habe. Bin ich etwa gar zu weitläuftig gewesen, so werden sie mir solches, als einem alten Manne, desto eher verzeihen, da die Alten insgemein die Weitläuftigkeit zu lieben und gerne zu reden pflegen. Sie finden hier, mein Herr, sowol was gelobt, als auch was getadelt zu werden verdienet. Es ist nunmehro Zeit, daß ich mich auf meinen Abschied gefaßt mache, und die wenigen Tage meines Lebens, die ich noch übrig habe, auf die Fürsorge für meinen Leib und auf die Besserung meines Lebens anwende. Dieses letzte halte ich für das nothwendigste, weil ich bereits im Begriffe stehe, meine Reise anzutreten; jenes aber darf ich auch nicht gänzlich unterlassen. Denn die Kräffte des Cörpers werden durch das Alter leicht verzehret, wo man sie nicht, wie die Flamme durch das Oel, beständig stärket und unterhält.

89 J 32